Nord un Süd


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

44. Jahrgang — Heft 550

NORD UND SÜD

Eine deutsche Monatsschrift, herausgegeben von

Ludwig Stein.

Aus dem Inhalt dieses Heftes:

Schles. Buchdruckerei- u. Verlagsgesellschaft m. b. H. (Karl Vater & Co.)

BRESLAU 10, Matthiasstraße 12. Fernsprecher Amt Ring Nr. 11 822

★ Juli 1920 ★

Inhalt

Die Monatsschrift „Nord und Süd" erscheint am 1. jedes Monats.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.





Bildnis und eigenhändiger Namenszug
von Dr. Hans Jordan auf Schloß Mallinkrodt

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Hundertvierundsiebzigster Band

44. Jahrgang ★ 1920 ★ Juli—September

Schlesische Buchdruckerei- und Verlagsgesellschaft
m. b. H. (Karl Vater & Co.) ~ Breslau 10, Matthiasstraße 12.

Leipzig — C. F. Steinacker.
München — Berthold Sutter.
Berlin W. 10.
Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.
Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale.
Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg.
Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
für die Schweiz: Akadem. Antiquariat und Buchhandlung Herm. Paur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

Inhalt des 174. Bandes:
Juli/August/September 1920

Gedichte:

Rundschauen:

Bildbeigaben:

Professor Dr. Ludwig Stein: Der soziale Konflikt.

Der soziale Konflikt spielt sich heute, philosophisch verstanden, zwischen Staat und Gesellschaft ab. Wird die Gesellschaft Meister, wie der Anarchismus will, dann ist's mit der Stetigkeit der sozialen Entwicklung zu Ende, dann tritt die individuelle Willkür, die soziale Variabilität, an die Stelle der festen staatlichen Gliederung, der Konstanz, der Zufall an die Stelle des Gesetzes, das Chaos an die Stelle des Kosmos. Die politische ultima ratio einer ungehemmten Entfaltung der Individualität, einer ins Ungemessene und Zügellose gehenden Abweichung vom Gattungsmäßigen und Lostrennung vom staatlich geregelten Zusammenwirken der Menschheit heißt Anarchismus. Ein Schulbeispiel: das heutige Rußland.

Jeder radikale Individualismus mündet in seiner letzten, richtig gezogenen Consequenz in seine Karikatur, den Anarchismus, ein. Selbst Herbert Spencers Soziologie macht hiervon keine Ausnahme. Denn heißt Individualismus Abheben vom Gattungsmäßigen, gewaltsames Heraustreiben von möglichst vielen „Einzigen" im Sinne Stirners oder „Uebermenschen" im Sinne Nietzsches: wie wollen dann diese erlesenen Einzelexemplare sozial miteinander auskommen? Wir wissen ja, daß der *geschichtlich* bekannte Mensch *niemals* als „Einzelner", als soziales Atom, vorkommt! Wie wir in unserem physiologisch-anatomischen Bau die Geschichte unserer Gattung verkürzt darstellen (Phylogenese), so in unserer seelischen Beschaffenheit die geistige Entwicklungsgeschichte der vorangegangenen Geschlechter. Es ist ein ewiger Irrtum des extremen Individualismus, daß irgend ein Mensch ein „Einzelner" sei. Das Ideal der vollendeten „Einzigkeit" wäre ja, daß *jeder* Mensch ausnahmslos ein homo sui generis würde — eine mythische Fiktion, eine soziologische Robinsonade. Das Kriterium der Richtigkeit eines Prinzips ist und bleibt doch aber immer seine logische Zuendedenkbarkeit. Vermag nun jemand, es sei denn im Fieberwahn, den Anarchismus zu Ende zu denken, in seine letzten dialektischen Schlupfwinkel zu verfolgen? Geht die Variabilität der Species homo sapiens so weit, wie ihr zu Ende gedachtes Prinzip fordert, daß jeder Mensch sich selbst sein ein und alles, sein erstes und letztes sei, daß er seine persönlichen Merkmale einzig und für sich allein habe, so daß er garnicht — von seiner Zweihändigkeit natürlich abgesehen — unter den Gattungsbegriff „Mensch"

subsumiert werden könne: warum hatte Stirner, der Vertreter des „Mir geht nichts über mich", das possierliche Bedürfnis, einen „Verein von Egoisten" zu stiften — ein pikantes Analogon zum Verein der prinzipiellen Vereinsgegner —, und warum sucht Nietzsches selbstherrlicher Zarathustra unablässig nach mehr „Uebermenschen?"

So unentbehrlich im Haushalte des menschlichen Zusammenlebens die Individualitäten auch sein mögen, und so ungern wir selbst diese verschrobensten Exemplare von philosophisch-anarchistischen Individualitäten — Stirner und Nietzsche — aus literarischer Gourmandise vermissen möchten: generalisiert wären sie, ästhetisch gesprochen, ein Unding, sozial gesprochen, ein Unglück. Individualitäten können immer nur Ausnahmen, nie die Regel, immer nur reizvolle Spielarten, niemals generelle Typen darstellen. Mag es tausendmal wahr sein, was wir ja selbst vertreten, daß der Sinn der Geschichte im Herausarbeiten von Persönlichkeiten zu suchen ist, daß aller Kulturfortschritt im Herauswachsen aus dem Herdentiermäßigen, im Ueberwinden der absoluten sozialen Konstanz, wie sie früheren Generationen eigen war, zu suchen ist, so ist es ebenso wahr, daß ein Uebermaß von sozial unverdauten Individualitäten für das Leben der Gesellschaft, wie das Beispiel Rußland zeigt, nicht zu unterschätzende Gefahren in sich birgt. Soziale Plethora ist nicht minder gefahrvoll als Anämie. Gerade weil wir die Freiheit über alles schätzen, verabscheuen wir die Zügellosigkeit. Das philosophische Problem der Gesellschaft, und zwar unserer modernen Gesellschaft mit ihren ganz anders gearteten Voraussetzungen und ihren von der Antike völlig abweichenden soziologischen Vorbedingungen, spitzt sich also dahin zu: Wie läßt sich zwischen Individualität und Gattung, zwischen Persönlichkeit und Masse, zwischen der vom Standpunkte des Individuums aus berechtigten Forderung der Abweichung von der sozialen Konstanz und der vom Standpunkte der Menschheit aus ebenso berechtigten Forderung der im Gattungsinteresse der Menschheit liegenden Aufrechterhaltung der sozialen Konstanz ein fester Rhythmus, ein vergleichsweise ruhiges Gleichgewicht herstellen? Ist ein solches Gleichgewicht überhaupt erreichbar? Werden wir den tragischen Konflikt zwischen Gesellschaft und Staat, zwischen Individualität und Gattungsmäßigkeit zu überwinden vermögen? Wird das Ziel der Geschichte — die Maximisation der sozialen Gleichheit — durch ihr bisher angewandtes Mittel — Herausarbeitung von Individualitäten — der menschlichen Gesellschaft nicht zum Fluche gereichen? Soll wirklich der Bolschewismus das letzte Wort der Geschichte sein? Sollen wir etwa an dieser soziologischen Biegung des scholastischen Universalienproblems — was ist das Primäre: Individuum oder Gattung? — schmählich zu Grunde gehen, zwischen diesen beiden Mühlsteinen zerrieben werden? Richtig verstanden dreht sich alles um das Universalienproblem. In Logik und Erkenntnistheorie, in Metaphysik und Ethik ist und bleibt das Universalienproblem die Kardinalfrage der Philosophie. In der Logik lautet die Frage: was ist Wahrheit?

Der einzelne konkrete Begriff oder der abstrakte Allgemeinbegriff — die Idee? Methodologisch gefaßt: Induktion oder Deduktion? In der Erkenntnistheorie heißt sie: was ist wirklich? Die einzelne Empfindung des Individuums (subjektivistischer Phänomenalismus oder Solipsismus), oder der in die Außenwelt hinausprojizierte verdinglichte Empfindungskomplex? Hic Parmenides, Plato, Cohen, hic Protagoras, Hume, Mach.

Das soziologische Universalienproblem lautet: Was ist früher: das Ganze oder die Teile? Die Gattung oder das Exemplar? Die Menschheit oder der Mensch? Der Staat oder der Bürger? Nach der antiken Staatsauffassung (Platon, Aristoteles) geht der Staat als Ganzes dem Bürger als Teil logisch voran, nach der modern-individualistischen ist der Staat umgekehrt nur aus seinen Teilen (Bürgern) zusammengesetzt. Jene nennen wir die organische, diese die mechanische Staatstheorie.

„Soll es nun unser geschichtliches Schicksal sein, an diesem brudermörderischen Konflikt, diesem gleichsam ins Soziologische hinüberprojizierten Kain- und Abelproblem, elend zu Grunde zu gehen?

Dr. J. Schulte-Vaërting: Über Nützlichkeit und Möglichkeit der Abrüstung.

Es scheint, daß weder der einzelne noch ganze Völker mit gutem Willen etwas für oder gegen die Entwicklung des Staates vermögen. Die Staatsphilosophen haben seit undenklichen Zeiten viel Mühe daran gewendet, die Entwicklung des Staates mit guten Ratschlägen und Lehren zu unterstützen. Die Parteipolitiker helfen ihnen hierin redlich. Wir haben eine Unmenge von feindurchdachten Vorschlägen, was getan und was unterlassen werden müßte, damit der Staat sich günstig entwickle. Dabei aber wird es bei fortschreitender Erkenntnis immer zweifelhafter, ob die sicherste Erkenntnis dessen, was dem Staate dient, uns etwas nützen kann. Ludwig Stein sagt sehr richtig, daß der Staat kein Kunstprodukt, sondern ein Naturprodukt ist. „Wer uns heute noch zumutet, Rezepte für die künstliche Herstellung des Staates wissenschaftlich zu diskutieren, dem messen wir nicht mehr Glauben bei, als jenen Freibeutern der Wissenschaft, welche die Quadratur des Zirkels konstruiert, das Perpetuum mobile gefunden und den Homunkulus präpariert zu haben vorgeben".

Alle Vorschläge, die wir in der Politik machen, sind zweifelhafter Natur, weil wir nicht wissen, ob die Vorschläge, selbst wenn sie noch so gut sind, ausführbar sind. Alle politische Propaganda ist unsicher im Erfolge, weil wir nicht wissen, ob selbst dann, wenn wir das ganze Volk für eine Idee gewonnen haben, dieselbe auch ausführbar ist.

Darum auch wollen wir in nachstehendem nicht dafür eintreten, daß abgerüstet werden soll, obwohl wir sehr wünschten, daß es geschähe. Es ist aber, wenn wir sagen, daß abgerüstet werden muß, ähnlich so, als wenn wir sagten, daß es in der Ernte nicht regnen müßte. Wir würden ein Wunder begehren.

Die Rüstungen wachsen bei alternden Völkern wahrscheinlich so, wie dem alternden Hirsch das Geweih wächst. Wir können durch die feurigsten Reden, die idealsten Entschlüsse und klarsten Erkenntnisse nichts dagegen tun. Unsere Nachkommen werden unseren Eifer belächeln, sowie wir jene Vorahnen, die einst glaubten, der König habe den Blitz in der Hand. Wenn es uns heute gelänge zu beweisen, daß Deutschlands Rüstungen seit 1918 im Interesse Englands sind, und sogar ganz Deutschland diesen Beweis anerkännte, so würde sogar dadurch kaum etwas geändert werden können. Selbst wenn wir Deutschen den Entschluß faßten, abzurüsten, würde es uns nicht gelingen.

Ganz England faßte vor 1914 den Entschluß, abzurüsten, ohne daß diese Absicht sich irgendwie in die Tat hätte umsetzen lassen.

England ist das Land, welches seit langer Zeit die Abrüstung proklamiert. Allerdings geschah dies vor 1914 in viel stärkerer Weise als heute. Vor allem das liberale Kabinett ist um 1906 in sehr entschiedener Form für die Abrüstung eingetreten. Am 9. Mai 1906 stellte Vivian im

englischen Unterhause den Antrag, zum Ausdruck zu bringen, daß das Haus das Anwachsen der Rüstungsausgaben für außerordentlich halte, und daß es nötig sei, sie zu verringern. Solche Ausgaben verhinderten den nationalen und kommerziellen Kredit, verschärften das Arbeitslosenproblem, verstopften die nützlichen Quellen für soziale Reformen und drückten mit besonderer Härte auf die Industrie. Das Haus rufe daher die Regierung auf, energische Schritte zu tun, um das Dahinschmelzen des nationalen Einkommens zu vermindern, und zu diesem Zwecke darauf zu dringen, daß die Frage der Rüstungsverminderung durch internationale Abkommen auf der bevorstehenden Haager Konferenz geregelt werde. Dieser Antrag wurde von der liberalen Regierung angenommen. Grey sagte damals u. a.: „Ich halte dafür, daß eine solche Erklärung des britischen House of Commons etwas ist, das seine Wert hat, wenn auch nur wegen des Eindruckes, den sie auf die andern Regierungen Europas machen wird. Ich glaube nicht, daß zu irgendwelcher Zeit die öffentliche Meinung in den verschiedenen Ländern von Europa heftiger zum Frieden sich neigte, als zur heutigen Zeit. Gegenüber den Schrecken des Krieges, welche genugsam bekannt sind, gibt es zweifellos gewisse Dinge (off-sets) auf der andern Seite. Die Verteidiger des Krieges mögen den Triumph über die physischen Leiden, die schönen Eigenschaften des Mutes und der Selbstaufopferung gegen die Wunden und den Verlust des Lebens setzen. Aber gegen die Ausgaben, die der Krieg erfordert, haben sie nichts gutes zu setzen. Die bleiben, wenn die Aufregungen und Leidenschaften des Krieges vorüber sind, das schwere Todesgewicht, welches das nationale Leben bedrückt und die Lebenskraft der Nationen angreift. Es wurde gesagt, führte Grey aus, wir sollen, ehe wir die Rüstungen vermindern, warten, bis andere es tun. Es ist Tatsache, wir warten einer auf den andern. An einem oder dem andern Tage muß irgend jemand den ersten Schritt tun. Im Namen der Regierung nehme ich die Resolution nicht nur an, sondern ich bewillkommne sie als einen gesunden und heilsamen Ausdruck der öffentlichen Meinung. Und gleich so, wie unter der früheren Regierung Lord Goschen, der erste Lord der Admiralität, eine öffentliche Einladung an die andern Regierungen, dem Gefühl dieses Landes zu entsprechen, erließ, vertraue ich, daß diese Resolution aufgefaßt werden wird als eine Einladung des britischen Parlaments, die Rüstungen zu vermindern".

In England war man damals a l l g e m e i n davon überzeugt, daß abgerüstet werden müsse, aber darum ist es England nicht gelungen, nun wirklich abzurüsten. Der Abrüstungsvorschlag hatte vielmehr ganz andere Folgen.

Dieser, vom deutschen Volke damals kaum beachtete Abrüstungsvorschlag ist von viel weittragenderer Bedeutung für Englands Machtvergrößerung gewesen, als wir heute ahnen. Seit diesem Abrüstungsvorschlag gehörte England die Sympathie der Welt. Die Macht Englands im Kriege 1914—1918 aber beruhte auf den Sympathien, welche die Welt England entgegenbrachte. Man geht nicht zu weit, — eine spätere Zeit vor allem wird dies erkennen — wenn man sagt, daß Englands Macht 1914—1918 sich mehr als zur Hälfte auf sein absolutes Bekenntnis zur Abrüstung gründete.

Wenn es Deutschland heute gelänge, dieses Bekenntnis zu dem seinigen zu machen, würde seine Macht ganz ungeahnt in die Höhe schnellen.

Der offene ausgesprochene Wille zur Abrüstung hat einen ungeheuren Machtzuwachs des Staates zur Folge. Wenn die am besten gerüsteten Völker in der Lage wären, der Welt gleichzeitig Abrüstungsvorschläge zu unterbreiten, so würde ihre Weltherrschaft schwerlich zu hemmen sein. Da aber die Weltpolitik auf dem Gleichgewicht der Kräfte basiert, so vermag das bestgerüstete Volk es nicht, Abrüstungsvorschläge zu machen. Die Gleichgewichtslage hindert dies. Nur schwach gerüsteten, dezentralisierten Völkern steht der durch Abrüstungsvorschläge zu erzielende Machtzuwachs zur Verfügung. Sie sind schwach, machen Abrüstungsvorschläge, erwerben sich dadurch die Sympathien der Welt und ziehen so die Weltwage wieder ins Gleichgewicht. Diese Vorschläge sind viel weniger kostspielig als die Rüstungen. So blüht der militärisch „Schwache" sichtlich auf, während der militärisch Starke jetzt zurückbleibt. Die Gleichgewichtslage wird auf diese Weise wiederum gestört, und wenn nichts Neues unternommen wird, bricht zu dieser Zeit Krieg aus, so wie 1914.

Die deutschen Staatsmänner haben vor 1914 auf die Abrüstungsvorschläge Englands genau achtgegeben und es wohl durchschaut, einen wie gewaltigen Machtzuwachs den Engländern aus ihren Abrüstungsvorschlägen erwuchs. Die deutschen Staatsmänner haben mit allen Mitteln zu verhindern versucht, daß England seine Abrüstungsvorschläge allzuoft wiederhole.

Niemand als wir selber könnte uns einstweilen hindern, daß wir, genau wie einst England, durch einen vom Reichstage einmütig unterstützten Antrag vorschlügen, unser Heer freiwillig noch weiter zu verringern, wenn auch England und Frankreich es tun. Dadurch aber würde unsere Macht sehr wachsen. Es ist daher zu erwarten, daß England und Frankreich uns diese Abrüstungsvorschläge nur ungern machen hörten, und nachdem es einmal geschehen, unsere Regierung unter der Hand gedrängt werden würde, diese Vorschläge zu unterlassen. Denn Frankreich würde durch sie allgemach in eine isolierte Stellung geraten, genau so wie Deutschland vor 1914, und England würde an Macht einbüßen oder es müßte selber sehr energisch neue Abrüstungsvorschläge machen, was aber zur Zeit nicht gut möglich ist, wie wir noch sehen werden.

Deutschland vermag aber keineswegs durch die Majorität der Volksvertreter Abrüstungsvorschläge zu machen, denn wir sind uns einesteils über das, was der Außenpolitik unseres Staates nützt, garnicht klar, andernteils ist unsere innere Entwicklung nicht weit genug vorgeschritten, sodaß wir in Rücksicht auf die Innenpolitik kaum in der Lage wären, überhaupt Abrüstungsvorschläge zu machen. Wir sind daher nicht fähig, diesen Machtzuwachs, der leicht erreichbar wäre, an uns zu nehmen. Desungeachtet bleibt er leicht erreichbar. Desungeachtet bedeutet es mittelbar eine Machtzuwachs Englands und Frankreichs, daß wir diese Vorschläge nicht unterbreiten.

Wir verstärken diesen sich auf außenpolitische Sympathien gründenden Machtzuwachs Englands und Frankreichs dadurch, daß wir das Gegenteil

von dem tun, was wir zur Erwerbung dieser neuen uns bisher unbekannten Macht tun müßten. Wir machen nicht Abrüstungsvorschläge, sondern wir suchen bei der Entente um die Erlaubnis nach, ein größeres Heer halten zu dürfen.

Dieser Vorschlag kommt der Entente, England sowohl als Frankreich, natürlicherweise gerade recht. Denn wir geben damit das billige Mittel, das einem schwachen dezentralisierten Staate zur Mehrung seiner Macht zur Verfügung steht, dieses großartige politische Instrument, welches England von 1906—1914 so meisterhaft handhabte, freiwillig aus der Hand. Sind sogar noch stolz, daß wir es abgeben dürfen, und daß die Entente, vor allem England, in Betracht zieht, die Mehrung unserer Truppen zu „dulden".

Wenn wir Abrüstungsvorschläge machten, so würden England und Frankreich sich dagegen im geheimen erheben, so wie wir uns vor 1914 im geheimen gegen die Abrüstungsvorschläge Englands erhoben. Und wir müßten sie mit der Zeit einstellen, sogar England mußte es vor 1914. Desungeachtet würde uns ein großer Teil der auf diese Weise sehr billig erlangten Macht verbleiben. Denn auch was in der Politik im geheimen geschieht, sickert stets durch. Die Welt würde, trotzdem Frankreich und England uns im geheimen abzuhalten suchten, unsere Abrüstungsvorschläge zu unterbreiten, doch darüber informiert sein.

Unsere erneuten Rüstungen können vor allem den Engländern nur recht sein, wenn Lloyd George dies auch nur andeutungsweise zu verstehen zu geben vermag. Unsere Rüstungen gerade sind es, die England ermöglichen würden, seine Abrüstungsvorschläge in alter Stärke wieder aufzunehmen. Heute vermag England keine energischen Abrüstungsvorschläge zu machen, weil es auf dem Kontinent keine Macht gibt, die Frankreich im Zaume hält. England muß dies heute selbst besorgen. Diese Last sucht es mit Naturnotwendigkeit auf Deutschland abzuschieben und Deutschland nimmt sie an, als ob ihm damit eine Wohltat erwiesen würde, statt sich zu weigern, oder wenigstens mit Ausflüchten zu antworten und sich drängen zu lassen.

England kann die Last nur langsam auf unsere Schultern wälzen, einmal weil es fürchten muß, daß sein Beginnen sonst dem Blindesten offenbar werde, dann aber auch, weil Frankreich sonst zu schnell mißtrauisch werden würde. Aber England wird die Last auf Deutschlands Schultern wälzen und danach, und das ist das Ausschlaggebende, von neuem energisch für Abrüstung eintreten. Auf diese Weise wird dann England der ganze Machtzuwachs zufallen, den wir zu erlangen vermöchten, wenn wir die Rüstung für England nicht übernähmen, sondern statt dessen selber Abrüstungsvorschläge machten.

Wer nicht überzeugt ist, daß weder Torheit, noch Genie, noch der gute Wille Einfluß auf die Entwicklung des Staates haben, der könnte, was die Rüstung anbelangt, über Deutschlands Torheit täglich klagen. Aber die Weisheit nützt uns nichts. Selbst wenn wir es wohl begriffen, daß wir eine Riesendummheit begehen, würden wir sie nicht hindern können. Wir haben zu viele Leute, die bereit sind, Soldaten zu werden, denn der Arbeitslosen und Arbeitswilligen sind viele und die Soldaten bezahlen wir gut. Man wird sagen, da müsse man sie eben nicht mehr so

gut bezahlen. Aber wo ist der Minister, der dies zu hindern vermöchte. Wer hängt der Katze die Schellen um, besser gesagt, wer vermag es als Maus der Katze die Schelle umzuhängen.

Heute allerdings glauben noch viele Politiker, man könne, wenn man nur wolle, vermittels Befehlen der Minister überflüssige oder rebellierende Soldaten nach Hause senden. Das wäre sehr einfach. Wer aber glaubt, daß es möglich ist; der ist sich über das Wesen des Militärs nicht klar. Soldaten zeigen sich von der gleichen zähen Beschaffenheit wie alle jenen andern Stände, die auf Kosten des Staates leben. Sowie es nicht gelingt, den reichen Nichtstuern das Geld abzunehmen und sie zur Arbeit zu verwenden, so gelingt es nicht, das Militär durch Befehle der Minister nach Hause zu senden. Jeder Minister, der hier zu hart vorgehen wollte, beginge zudem einen Fehler. Denn er würde einen Putsch des Militärs hervorrufen, aber nicht die Macht des Militärs verkleinern. Jene Reden, die gehalten, und jene feurigen Artikel, die geschrieben werden, um die Minister zu veranlassen, das Militär zu pressen, sind sogar bedenklich. Auf Befehl der Entente wurde hart auf die Baltikumtruppen gepreßt. Die Folge war, daß das Militär mit einem Putsch antwortete.

Genau so wie die Bahn-, Post- oder sonstigen Beamten, wenn man einen großen Teil ihrer Kollegen entlassen oder arg schädigen wollte, vereint mit Streik antworten würden, ebenso antwortet das Militär, welches man mit billigen Befehlen entlassen will, mit Putsch.

Gerade darum ist es bedenklich, wenn die Entente oder einflußreiche deutsche Männer den deutschen zuständigen Minister auffordern, das Militär kurzerhand zu entlassen. Wenn wir das Militär entlassen wollten, bliebe uns nichts übrig, als für das Militär andere Stellen im Staate zu suchen. Einesteils aber sind alle Stellen besetzt. Wir müßten das Land aufteilen, um neue Stellen zu erhalten. Andererseits sind gerade bei den Soldaten Leute untergebracht, die nicht arbeiten wollen. Unsere Arbeitsgelegenheiten sind, wie wir alle wissen, allerdings nicht so, daß man sich zu sehr wundern darf, wenn es Leute gibt, die sich zu drücken suchen. Alfred Döblin sagt sehr schön: „Warum soll ein Fabriksklave arbeiten? Träge sein, das ist bei ihm schon ein Zeichen von Menschlichkeit".

Aber selbst wenn der Arbeitswillen aller gut wäre, so würden uns, solange wir das Land nicht aufteilen, doch die Stellen mangeln, in denen das Militär untergebracht werden könnte. Daß das Militär sich unter solchen Verhältnissen mit verdoppelnder Energie weigert, sich nach Hause senden zu lassen, ist klar. Ebenso, daß vor allen die Großgrundbesitzer für neue Rüstungen eintreten. Ich bewundere Herrn v. Gerlachs Artikel in der „Welt am Montag", aber seine billigen Abrüstungsvorschläge passen nicht zu seiner sonstigen Weitsicht. Angenommen einmal, Herr v. Gerlach z. B. wäre selber mit seiner ganzen Zukunft, seinem Einkommen und seinem Streben vom Bestande des Militärs abhängig, würde er sich nicht weigern, alles aufzugeben, seine große Fähigkeit zu schreiben, seinen geachteten Namen als Schriftsteller, kurz alles, um ganz von vorn etwas ganz neues, das er garnicht liebt, anzufangen.

Wenn wir versuchen wollen, zu erreichen, daß Deutschland England die Rüstungslast nicht abnimmt, so müssen wir durchaus andere Wege gehen. Die Minister vermögen gegen ein starkes Militär nichts. Sie passen sich ihm an, oder müssen gehen. Unser Militär aber ist noch immer stark, denn unser Militär steht auf zu gut fundiertem Boden, als daß es durch eine Niederlage soweit geschwächt werden könnte, daß die Minister vermöchten, es zu leiten.

Woher aber rührt dieses starke Fundament? Gerade jenes England, welches die Abrüstungsvorschläge machte, war der Begründer und Bankier der deutschen Militärpartei. Und nicht nur der deutschen, sondern auch der französischen und russischen. England, von dem die Abrüstungsvorschläge ausgehen, ist zugleich der große Finanzier der europäischen Militärparteien. Ich habe in einem demnächst erscheinenden Aufsatz die Summen zusammengestellt, mit denen England seit den letzten Jahrhunderten die europäischen Militärparteien unterstützte. Frankreichs Militär wurde gegen Karl V. finanziert, die deutschen Protestanten im Dreißigjährigen Kriege gegen das Haus Habsburg. Unter Wilhelm von Oranien und Königin Anna wurde das deutsche Reich gegen Ludwig XIV. finanziert. Österreich wurde in den Schlesischen Kriegen, Friedrich der Große wurde im Siebenjährigen Kriege finanziert. Um 1800 wurde Preußens, Österreichs, Rußlands Militärpartei gegen Frankreich finanziert. 1914 wendete sich wiederum das Blatt. Jetzt wurde von neuem Frankreichs, Italiens, Rußlands Militär gegen Deutschland finanziert, heute wird das polnische Militär gegen Rußland finanziert. Auf dieser Finanzierungspolitik Englands, daran kann gar kein Zweifel sein, fußen alle europäischen Militärparteien. Es wäre aber verfehlt, England hieraus billige Vorwürfe zu machen. Es wäre dasselbe, als wollte man, ohne daß man einen Blitzableiter aufbaut, sich beklagen, daß der Blitz einschlägt.

Es war nicht möglich, das Gewitter abzuschaffen, aber wir wurden des Blitzes doch Herr durch den Blitzableiter. Die Kriegsgefahr können wir ebenso nicht abschaffen, aber wir können sie vielleicht ablenken. Gerade die Finanzierungspolitik scheint einen Ausweg aus der Rüstung zu bieten.

Ich bin hierauf an anderer Stelle näher eingegangen und möchte hier nur bemerken, daß im antiken Athen ein ganz gegenteiliger Weg der Finanzierung beschritten worden ist. So wie England seit Jahrhunderten die europäische Kriegspartei finanziert, so hat Perikles umgekehrt die Friedensparteien der Nachbarvölker geldlich unterstützt. Durch diese Umkehrung der Finanzierung aber war Perikles der einzige Mann in der Geschichte, so weit wir sie kennen, der den Krieg zurückhielt. Desungeachtet kann nicht gesagt werden, daß er ihn entgegen der Entwicklung des Staates zurückhielt. Die eigenartige, wunderbare, den Frieden stützende Finanzierungspolitik Athens lag vielmehr in der Entwicklungsrichtung des athenischen Staates begründet. Ob die europäische Finanzierung des Krieges in andere Bahnen gelenkt werden kann nach der Art der athenischen, ohne daß dies in der Richtung der Entwicklung liegt, könnte erst die Zukunft lehren.

Wir brauchen dies aber garnicht abzuwarten, denn wir können diese Finanzierung auch unabhängig vom Staate vornehmen. Reiche Kaufmannsgruppen haben oftmals den Krieg finanziert. Ebensogut könnten sie auch jene Finanzierung vornehmen, die dem Frieden dient. Es gibt stets und zu allen Zeiten reiche Industriezweige, die sehr starkes Interesse am Frieden haben. Nicht so sehr an der Stärke der Friedenspartei des eigenen Landes, sondern daran, daß der stärker gerüstete Nachbar Frieden hält. Es gab vor 1914 sehr reiche englische Industriezweige, welche die Opposition gegen die kriegslustige deutsche Regierung gern geldlich unterstützt hätten, weil dies in ihrem eigenen geldlichen Interesse gewesen wäre.

Man wird nun geneigt sein, zu fragen, ob dies nicht einer Bestechung gleichkomme. Doch muß man antworten: Die Bestechungssummen, die vom englischen Staate für den Krieg gezahlt worden sind, sind enorme. Warum hat sich darüber bis heute niemand erregt? Diese Summen umgekehrt für den Frieden flüssig zu machen, ist eine große Aufgabe. So groß, daß unsere moralischen Bedenken, die uns nicht drückten, solange Riesensummen zur Bestechung der europäischen Kriegsparteien gezahlt wurden, uns nicht gerade dann beschweren dürfen, wenn versucht wird, sie zur Erhaltung des Friedens zu verwenden.

Wenn die englischen und amerikanischen Finanzkreise begännen, eine den Staaten entgegengesetzte Finanzierung des Friedens einzuleiten, so würden die Staaten weit eher in der Lage sein, zu folgen. Wenn heute die englischen und amerikanischen Kaufleute, die in Rußland verdienen wollen, die russische Friedenspartei unterstützten, so würden der englische und amerikanische Staat in ihrer Finanzierung der polnischen und tschechischen und finnischen Kriegsparteien schwer behindert werden. Dies aber wäre ein Fortschritt von einer Tragweite, die wir heute noch gar nicht ermessen können. Denn wir sind gewohnt, die Entwicklungsrichtung des Staates als nach Belieben veränderbar vorauszusetzen. Hierdurch aber würde praktisch versucht, einer Entwicklungsrichtung im Staate zu Gunsten des Friedens künstlich eine andere Richtung zu geben.

Wenn die russischen Friedensparteien finanziert würden, so könnte dies mit der Zeit auch unserer eigenen Friedenspartei zugute kommen. Viele Kräfte, die heute dem Militär zufließen, würden nach Rußland abwandern, wenn dort der Frieden gesicherter wäre. Aber dies ist nicht der Hauptgrund, der bei einer russischen Friedensfinanzierung auch Deutschland militärisch entlasten würde. Das ist vielmehr folgender: Wenn die Kaufmannschaft begänne, die russische Friedenspartei zu finanzieren, so würde das polnische Militär sich gar bald angriffslustiger zeigen als das russische. Ist Polens Militär durch die Finanzierungen der Kriegspartei, die von England und Amerika her erfolgten, doch bereits heute sehr angriffslustig. Die englischen Kaufleute aber würden, nachdem sie die russische Friedenspartei finanziert hätten, verlangen, daß der Pole nicht auf englische Kosten den Russen angriffe und so die Friedenspartei wieder vernichte. Sie fordern dies heute schon, würden aber noch weit stärker in ihrer Opposition werden, wenn sie ihr Geld an die Finanzierung der russischen Friedenspartei gelegt hätten. Die Kaufleute würden in diesem Falle sogar damit beginnen, im Gegen-

satze zum englischen Staate, die polnischen Friedensparteien zu finanzieren. England und Amerika aber würden dann gezwungenermaßen die Finanzierung der Militärpartei einstellen, oder doch sehr beschränken müssen, denn beide Staaten sind von den Kaufleuten abhängig. Auf diese Weise aber würde die deutsche Militärpartei Luft bekommen. Sie würde ohne jede Rüstungsvermehrung erstarken. Denn die Stärke der Militärpartei richtet sich nicht nach der absoluten Stärke der Rüstung, sondern nach der relativen. Ein Staat kann sehr schwach gerüstet sein, und desungeachtet doch eine sehr starke Militärpartei haben, nämlich dann, wenn in andern Staaten die Rüstung noch schwächer ist.

Gerade die Tatsache, daß die deutsche Militärpartei einzig durch die Finanzierung der Friedenspartei des Nachbarn erstarken würde, würde die Veranlassung für die Kaufmannswelt werden, auch unsere Friedenspartei zu stärken. Dies wäre für Deutschland ein Vorteil von unermeßlicher Tragweite. Dadurch würde eine Landaufteilung entwicklungsgemäß eingeleitet werden können. Dadurch würde für unser Land voraussichtlich eine Blüte eingeleitet werden, von einer Schönheit und Stärke, die wir heute nur ahnen können, wenn wir nach Hellas sehen, nach jenem Lande, das einst diese Finanzierung des Friedens unter Perikles ausgeführt hat.

Allerdings würde zum Schutze des deutschen Friedens dann wieder notwendig werden, auch Frankreichs Friedenspartei zu finanzieren. Denn die Schwächung der Militärpartei in dem einen Lande zieht automatisch die Stärkung der Kriegspartei anderer Länder nach sich. So würde z. B. auch die japanische Friedenspartei finanziert werden müssen, sobald die russische finanziert worden wäre.

Man würde in fortschreitender Finanzierung auf der einen Seite bei England, auf der andern Seite bei Amerika landen.

Die Industrien würden vor die Aufgabe gestellt werden, zum Schlusse auch die englische und amerikanische Friedenspartei zu finanzieren. Dies würde jedoch Schwierigkeiten bereiten. Es ist voraussichtlich möglich, daß englische und amerikanische Kaufleute — sie wohl kommen an erster Stelle in Frage — die Friedensparteien der ganzen Welt finanzieren. Ob sie aber in der Lage sind, die englische und amerikanische Friedenspartei zu finanziern, muß bezweifelt werden. Die Kaufleute haben hiervon keinen direkten Vorteil mehr und auf den zukünftigen läßt sich nichts aufbauen, auch beim Kaufmann nicht.

Die Gefahr, welche in dieser Art Finanzierung liegt, ist, daß die englische Militärpartei, selbst wenn England die Rüstungen garnicht verstärkte, auf diese Weise zu stark würde.

Dieses Anwachsen der Kriegspartei des eigenen Landes ist eine der gefahrvollsten Folgen der Finanzierung der Friedensparteien in den Nachbarstaaten. Durch die Schwächung der Kriegsparteien der Nachbarstaaten ist einst die Kriegspartei Athens mit so erschreckender Schnelligkeit angeschwollen, daß sie nach kurzer Zeit schon die ganze Friedensfinanzierung zu hindern vermochte.

Wenn der englische Staat heute die Friedensparteien des europäischen Kontinents finanzieren würde, so würde auch die englische Kriegspartei sich naturgemäß verstärken. Dies zeigte sich einst in Athen vor allem darin,

daß die Behauptung, die Gelder für den Frieden würden ungerecht und an falscher Stelle verteilt, Boden gewann.

Diese Meinung wurde von Jahr zu Jahr stärker. Man fragte immer nachdrücklicher, wozu der athenische Staat sein Geld an fremde Staaten fortwerfe. Die Aufdeckungen über die Betrügereien in der Friedensfinanzierung würden auch in England, das kann man voraussagen, gar bald eine stehende Rubrik in den Zeitungen bilden. Es ist zwar des öfteren nachgewiesen, daß allüberall gleich viel Bestechungen vorkommen. Aber alle Bestechungen in Regierungskreisen werden stets erst dann bemerkt, wenn die Opposition stark genug ist. Wenn ein Volk bestimmten Regierungskreisen Unterschlagung und Bestechungen nachweist, so heißt das nicht, daß in diesen Regierungskreisen die Bestechlichkeit überhand nahm, diese ist vielmehr, bei gleich bezahlten Personen, statistisch nachweisbar überall gleich hoch. Sondern es zeigt sich hierin, daß die Opposition gegen diese Regierungskreise wächst.

Gewiß würden, genau so wie in Athen, auch in England weitschauende Männer auftreten, um das Publikum darüber aufzuklären, daß die Friedensfinanzierung nötig sei. Aber diese Aufklärung würde ganz nutzlos sein. Denn es ist kein Mangel an Einsicht, welcher im Volke das Wachsen der Kriegspartei veranlaßt. Die öffentliche Meinung eines Volkes ist in vielen Fällen abhängig vom Stande der Gleichgewichtslage. Leider haben wir uns hierüber bis heute noch garnicht informiert, sondern die Scheingründe für den wahren Grund eingesetzt und sie durch Aufklärung zu beseitigen gesucht. Die Geschichte zeigt aber, daß, sobald die Gleichgewichtslage für ein Volk eine schwache Militärpartei schafft, das Volk ganz von selber politisch aufgeklärt ist. Die Entwicklung verschließt nur jenen Völkern die Augen, denen die Weitsicht doch nichts nützen würde, weil die Gleichgewichtslage ihre militärische Stärke und damit ihren Untergang begünstigt. Völker mit relativ starker Militärpartei taumeln stets blind in den Abgrund. Aber die Ansicht, daß Klugheit und Aufklärung sie retten könnten, ist völlig verfehlt. Vielmehr ist es gerade umgekehrt: Weil alle Weitsicht diesen Völkern doch nichts helfen könnte, darum sind sie blind. Die Natur machte von 1906—1914 nicht den Engländer politisch klug und den Deutschen politisch blind. Sondern die Entwicklung machte jenes Volk sehend, dem das Gesicht nützte. Demjenigen aber, dem doch nicht zu helfen war, dem kürzte sie die Leiden des Unterganges durch Blindheit. Nur ganz vereinzelte Individuen stehen beim Untergange ihres Volkes händeringend. Sie sind durch irgend welches Geschick der allgemeinen Blindheit entgangen. Diese wenigen nun suchen oftmals mit Todesmut ihr Volk, das sie in den Abgrund eilen sehen, noch aufzuhalten. Aber ihr Beginnen ist im Keime unfruchtbar, weil es an ganz falscher Stelle ansetzt. Bei fortschreitender politischer Erkenntnis wird man gerade diese einsichtigen Männer als große Schuldige erkennen. Und zwar deswegen, weil sie das Volk durch unmögliche Mittel zu retten suchten. Statt vorher erst zu erkunden, ob ein politisch blindes Volk durch Einsicht auch zu retten ist, jammern sie über die Blindheit des Volkes. Sie verwenden Zeit und oft hohe Begabung in nutzlosen Räten und Aufklärungen. Diese Männer werden der Nachwelt einst erscheinen wie Leute, die beraten, ob man es am Sonntag

regnen lassen solle oder nicht, die haarklein die Zeiten nachweisen, in denen Regen und Sonnenschein für Stadt und Land und im Verhältnis zueinander am günstigsten wären, und die dann auf Erfolg hoffen.

Wieviel Zeit ist vor 1914 auf die Stärkung der englischen, der deutschen Friedensparteien verwendet worden. Von 1906—1914 war nahezu ganz England einig, daß abgerüstet werden müsse. Würde man nicht glauben, daß diese Tatsache uns alle endlich darüber aufklären müßte, daß Erkenntnis in der Politik zur Änderung der Lage nicht hinreicht, daß die Aufklärungsarbeit, selbst wenn erfolgreich, gar nicht in allen Fällen den Erfolg haben kann, den man sich blind von ihr verspricht.

Wenn die Gleichgewichtslage es zuläßt, so ist ein Volk ganz von selber über die Nützlichkeit der Abrüstung aufgeklärt. Gerade darum war England von 1906—1914 sich über die Nützlichkeit der Abrüstung klar, weil diese Erkenntnis in der Entwicklungsrichtung des englischen Staates lag.

Diese Erkenntnis Englands aber war durch die Stärke der deutschen Kriegsparteien erst erkauft. Die Blindheit Deutschlands bezahlte Englands Erkenntnis. Mehrere hundert Jahre finanzierte England die Kriegsparteien und damit die Blindheit des Kontinents und vermochte es hauptsächlich aus diesem Grunde, selber weitsichtig zu sein, Abrüstungsvorschläge zu machen usw. Daß es Abrüstungsvorschläge machen konnte, ist gerade die Folge davon, daß es die Kriegsparteien des Kontinents finanzierte, sowie es eine Folge von Athens Friedesfinanzierung war, daß es während seiner tatsächlichen Abrüstung, obwohl Perikles heftig darauf drängte, nicht vermocht hat, Abrüstungsvorschläge öffentlich zu unterbreiten.

Hieran möge man ermessen, wie billig Erkenntnisse in der Politik sind, wie nutzlos Abrüstungsvorschläge sind und wie wenig sie als das Zeugnis für die Möglichkeit einer Abrüstung in Frage kommen. Abrüstungsvorschläge sind ein Machtmittel. Man wird es sich kaum noch länger verhehlen können, daß sie die Rüstung eher verstärken, als daß sie dieselbe zurückschraubten. Wenn England je wirklich abrüsten sollte, so wird es zu dieser Zeit wahrscheinlich ebenso wie einmals das abrüstende Athen nicht mehr in der Lage sein, Abrüstungsvorschläge zu unterbreiten. Jedenfalls nicht, solange es, gleichwie Athen, ohne äußeren Zwang abrüstete. Die Gleichgewichtslage würde dies hindern. Der freiwillig abrüstende Staat ist der stärkste Staat. Abrüstungsvorschläge aber sind das Mittel des schwachen, der sich durch Erwerbung von Sympathien billig neue Macht sichern muß. Wenn wir nun aber bei den vorstehenden Erwägungen für die Zukunft besorgen müssen, daß die englische Kriegspartei während einer Friedensfinanzierung des Kontinents zu stark werden wird, so dürfen wir auf der anderen Seite vielleicht hoffen, daß zu der Zeit, wo die englische Militärpartei dem Kontinent gefährlich werden würde, die Entwicklungsrichtung der ganzen Finanzierung des Kontinents soweit geändert werden könnte, daß der Kontinent nun seinerseits die englische Friedenspartei zu finanzieren vermöchte.

Gefährlich würde England einem schwachen Europa zudem nie werden können, denn ein militärisch schwaches Europa vermöchte sich gegen ein starkes England zu einigen und es zu besiegen.

Aurel Kolnai:
Ist das Volk zur Demokratie reif?

1. Im Wege der demokratischen Bestrebungen taucht oft der Einwand auf, daß die Demokratie an sich zwar schön und edel wäre, doch sei das Volk dazu noch nicht reif. Diese Argumentation übt auf zahlreiche aufrichtige Anhänger der Demokratie eine lähmende Wirkung aus. Anscheinend nämlich ist an ihr viel Richtiges. Wem sollte dieser Gedanke entgangen sein, den die Kurzsichtigkeit, die Kleinlichkeit und die Böswilligkeit eines so großen Teils der Menschen verbittert haben? Die nicht genug kritisch Denkenden können aber durch das sophistische Schimmern eines jeden politischen Formproblems ähnlichen Charakters betäubt werden: Extrem und Mittelweg, Wucht und Vorsicht, Ständigkeit und Veränderlichkeit usw. spielen in den politischen Wortstreiten eine Rolle, die der der eigentlichen inhaltlichen Fragen nahe kommt. Dem Wesen nach ist auch die Reife zur Demokratie ähnlich geartet, da sie doch von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Demokratie prinzipiell unabhängig ist; psychologisch ist es aber klar, daß ihre Erörterung auch tiefere Probleme der Demokratie erhellen mag. Sie scheint uns also keineswegs müßig zu sein.

Vor allem versuchen wir, den angeführten Einwand zu Ende zu denken. Die Demokratie ist gut, sie muß erreicht werden; das Volk muß aber dazu erst reif werden. Worauf ist daraus zu schließen? Daß man das Volk zur Demokratie erziehen muß. Diese Arbeit soll ein Element des Erringens der Demokratie sein. Die Wortführer des Einwandes betonen diese Phase des Gedankenganges schon meistens mit geringerem Eifer. Doch steckt eben hier das positiv Wichtige. Wird das Volk von sich selbst reif werden und unter welchen Umständen? Was mag die Funktion einer bewußten staatsmännischen Tätigkeit sein? In welcher Beziehung werden das *Reifwerden zur Demokratie* und die *Verwirklichung der Demokratie* zu einander stehen?

Es scheint klar zu sein, daß das ruhige Abwarten dessen, „wie das Volk reif wird", geradezu komisch wäre. Während man von dem Individuum etwa sagen dürfte, daß es mit 18 Jahren zur selbständigen Wahl seiner Religion und mit 24 Jahren zur selbständigen Verwaltung seines Vermögens, sodann in etlichen Jahrzehnten zum Tode reif werde: wäre jeder analoge Versuch betreffs der Menschheit, ja einzelner Kulturen und Völker lediglich ein Spiel. Das Volk muß zielbewußt erhoben werden. Auf welche Art jedoch? Mit politischen Einrichtungen, gesellschaftlichen Lehreinrichtungen oder mehr individuell? Dies müssen wir nicht umfassend beantworten. Daß jede Verfügung, die die Armut und Unwissenheit verringert, nützlich ist; daß die Bücher und die individuelle Erziehung unentbehrlich sind, wissen wir immerhin. Uns wird eben das nur berühren, wie sich die Entwicklung der Demokratie und die Erhebung zu einander stellen.

2. Das gröbste Extrem der Unreifetheorie würde besagen, daß mit der Demokratie schlechthin nicht eingesetzt werden muß, sondern es wäre

auf das vollständige Reifwerden des Volkes zu warten und ihm darauf die Demokratie zu gewähren.

Diese Auffassung ist gleichermaßen naiv und unsittlich. Sie ist naiv, weil doch jeder dessen bewußt ist, daß es unmöglich wäre zu etwas reif zu werden, ohne sich daran im entsprechenden Maße zu gewöhnen. Stellen wir uns vor, daß ein Jüngling bis zu seinem 24. Lebensjahr in einer „idealen" geld-, eigentums- und konkurrenzlosen kommunistischen Gemeinschaft erzogen worden wäre und — merkwürdigerweise — das Niveau eines 24 Jahre alten Durchschnittsmenschen unserer Gesellschaft erreicht habe. Könnte man ihn auf einmal in unsere Gesellschaft versetzen und die Verwaltung eines großen Vermögens ihm anvertrauen? Oder um einen weniger treffenden Vergleich zu gebrauchen, könnte man jemanden zu einer mächtigen Blatterneinimpfung dadurch reif machen, daß man ihn gut ernähre und seine Gesundheit und Kraft jederweise steigere, ohne aber nur ein Atom Blatternlymphe in sein Blut zu spritzen?

Wir glauben übrigens, daß jene kommunistische Gemeinschaft auch in anderer Hinsicht keinen jungen Mann produzieren würde, der dem Menschen selbst unserer traurigen Welt gewachsen wäre. Doch ist dies Beispiel nicht wichtig; wichtig ist nur, daß die kulturelle Entwicklung ohne ein gewisses Ausüben der Demokratie undenkbar ist. Mathematik lernen wir, indem wir rechnen; Lesen, indem wir schreiben; und Sittlichkeit, indem wir handeln. Das Volk vermag die Demokratie derart nicht zu erlernen, daß jeder tun könne, was er will; aber auch derart nicht, daß man Mathematik und Hygiene, ja auch Wohlwollen und Rechtsgefühl lerne. Darüber soll einstweilen dies genügen.

Jene gewisse extreme Auffassung ist nun nicht nur naiv, sondern gleichfalls unsittlich. Denn es ist unsittlich, uns den andern als Richter aufzuzwingen, die sich damit beschäftigen, ob ihre Mitmenschen bzw. Volksgenossen bereits reif genug dazu seien, sich selbst zu regieren. Man darf die Sache nicht so bequem nehmen. Wir dürfen uns nicht zu Dienern des Volkes ernennen, die seine Interessen hüten, denn so werden wir vermutlich zu Tyrannen des Volkes. Nie dürfen wir vergessen, daß wir M i t g l i e d e r des Volkes sind, und wenn wir mehr Vernunft und Gerechtigkeitssinn besitzen, als dessen Durchschnitt, so ist es unsere Pflicht, auf dieser Grundlage das Volk zu kritisieren und zu veredeln, doch ist es völlig unsittlich, auf dieser Grundlage das Volk in Knechtschaft zu halten. Seine Meinung kann jedermann äußern. Wer sich wirklich zur Führung berufen fühlt, tut auch recht, wenn er sich meldet und erkennen läßt. Doch über die Freiheit seiner Mitmenschen entscheiden dürfte nur ein Unfehlbarer, solche aber gibt es nicht. Dafür kann also niemand die Verantwortung auf sich nehmen.

Jede Regierung, die in einer nicht vollkommenen Demokratie wirkt, möge sich als ungesetzlich und im moralischen Sinne transitorisch betrachten; sie möge sich nicht über jeden verbrachten Tag freuen, sondern vielmehr schämen; sie möge sich nicht Vater des Volkes nennen, denn solch einer existiert nicht und tut auch nicht not; sondern sie soll des peinlichen, mühevollen, durch Kompromisse schreitenden Wanderns in das Reich der Demokratie in seinem vollen Ernst gewahr werden. Und sie

soll den Weg mit keinem Vorwand versumpfen — wozu jede Regierung mehr Neigung hat, als zum eventuellen übereilen. Man wird dagegen die Bolschewiken einwenden. Doch meinen wir, daß gerade die Bolschewiken typische Vertreter des Prinzips „Erst Reife, dann Demokratie" sind. Die bolschewistische Ideologie will die strahlende Freiheit durch die finsterste Diktatur erreichen, die „wahre" Demokratie durch die vollständige Aufhebung der Demokratie: kurz, wie es Lenin selbst sagt, sie will „die Menschen auch gegen ihren Willen erlösen". Darin ist die ganze tiefe Unsittlichkeit der neuchristlichen Antichristen enthalten.

Man mag eine verstumpfte Masse anfangs gegen ihren unmittelbaren Willen zur Selbsterlösung anreizen, aber nicht erlösen. Dieses Erlösen führt in die Verdammnis.

3. Man darf also die Demokratie nicht utopistisch auffassen, als einen Zustand, der nach Erfüllung gewisser Voraussetzungen wie eine Offenbarung eintrete. Dies ist eine Einstellung derselben Natur wie das Dogma der sofortigen Verwirklichung. Beide streben zur Zauberei, die Schaffung der Demokratie kann aber nur eine rastlos fortschreitende, bedachte, doch radikale Arbeit sein.

Diese Konzeption birgt nun die Notwendigkeit noch einer Unterscheidung in sich. Solang wir die Demokratie als eine sich in etlichen administrativen Einrichtungen erschöpfende Staatsform interpretieren, wird jene mechanisch-mystische Vorstellungsweise immer nahe liegen. Wahrlich, man mag darüber streiten, ob das Volk zu dem allgemeinen Wahlrecht, ob es zu dem Schwurgericht reif sei. Hingegen hat es bereits weniger Sinn zu fragen, ob das Volk dazu reif sei, daß seine Gesamtheit und alle seine Teile in jeder Phase ihres Lebens sich selbst regieren, worin natürlich schon die bekannte Formel enthalten ist, daß dies zum Nachteile ähnlicher Selbstverwaltung von andern nicht geschehen kann. Die allgemeine Autonomie umfaßt schon die Kontrolle.

Dazu kann man jedoch schwerlich reif sein. Diese Demokratie ist, oder ist nicht. Wenn ja, so kann ebensowenig von Reife die Rede sein, wie eine vollkommene Lokomotive zum Fahren auf den Schienen, ein mächtiges Gewitter zum Toben nicht unreif zu sein vermag. Wenn sie nicht ist, so ist eben der Fehler nur, daß sie nicht ist.

Man könnte dagegen einwenden, daß all dies ein leeres Geschwätz sei; es verstehe sich von selbst, daß, wenn alles gut ist, so alles gut ist, dieser ideale Zustand muß aber ein in Einrichtungen skizzierbares materielles Substrat besitzen; dies wieder solle man nicht in einer unentwickelten Gesellschaft geltend machen, da man dadurch nur eine völlige Auflösung erzielen würde. Somit wäre das Element der Reife abermals in sein volles Recht getreten.

Wir aber werden diesem Vernunftschluß gegenüber die Ersetzung der „formellen Demokratie" mit der „transzendenten Demokratie" folgendermaßen zu behaupten trachten:

Würde irgend ein grobliniges, einfach gegliedertes System der Einrichtungen Gegenstand der Untersuchung bilden, so wären die Verwirklichung des Systems und die Erziehung dazu ziemlich lose zusammenhängende Operationen; vielleicht wäre erst die Erziehung, so-

dann die Verwirklichung zweckmäßig zu erledigen. Halten wir aber die überaus verwickelte Organisation der Einrichtungen mit größerm und kleinerm Kreise der Funktionseinteilungen und der Handlungsschemata (die transzendente Demokratie) vor Auge, so erscheint uns die wesentliche oder gar zeitliche Trennung der Handlungsform und des Seeleninhalts als ein vollständiger Nonsens. Eventuell könnte man jemandem das Umgehen mit Logarithmen erklären, ohne daß er vorher Multiplikations-, Potenzierungs- usw. Exempel gelöst hätte. Daß aber einem das ganze Gefüge der Algebra und der Infinitesimalrechnungen, mit den zugehörigen Verfahren, typischen Strukturen, selbständige Neuorientierung erwünschenden Lagen ins Blut übergehen sollte, ohne daß er sich mit Papier und Schreibzeug in der Hand von Stufe zu Stufe darin einarbeiten würde: dies kann kein Mathematiker der Welt glauben. (Außer, wenn es sein geheimer Zweck ist, daß weniger gute Mathematiker entstünden und seinen Ruhm verringerten . . .)

Sinnen wir noch ein wenig weiter nach, so finden wir die Betonung der transzendenten Demokratie immerfort wichtiger. Während die formelle Demokratie ähnlich wie ein technisches Mittel, wie ein von außen her zwischen das Volk geworfener Gegenstand zu sein scheint, der in sachverständigen Händen gute Dienste zu leisten vermag, in profaner Macht aber zum Fluche wird, hat die transzendente Demokratie von jenem Zauberlehrlings- und Golemcharakter nichts an sich, sondern sie ist eine organisch entwickelte Gestaltung des völkischen Lebens, die nur einen Sinn haben kann und die auch die je unbedingt notwendigen Einrichtungen, technischen Mittel, sowie die entsprechenden Mentalitätseigenschaften in sich schließt.

Demgemäß sind die zwei Arbeiten, der Ausbau der Institutionen und der der Kultur, in engster gegenseitigen Verknüpfung; und der Sinn des Einwandes „Das Volk ist zur Demokratie noch nicht reif" wird somit auf das folgende reduziert: D i e D e m o k r a t i e m u ß e i n e w i r k l i c h e u n d i n t e g r a l e s e i n. Die aus der ganzen Organisation gerissene, rein mechanische Verwirklichung einzelner Elemente der Demokratie kann für sie als ganze einen schädlichen Einfluß haben. Diese Elemente können hauptsächlich Einrichtungen sein; zwar beklagt man sich auch über die Nachteile des ersatzlosen Verschwindens der Religiosität. Nun ist aber unsere Formel nicht einseitig konservativ, wie jene andere, sondern sie ist auch mit der anderen Gefahr des radikalen Handelns: mit der Verzögerung, mit dem Verharren bei den Phrasen, mit den Scheinreformen im reinen. Sie bezeichnet natürlich keinen Mittelweg, sondern die Politik des vollkommenen kritischen Durchdenkens und der die großen Züge und die Einzelheiten gleicherweise vor Augen haltenden Konstruktion.

Ein letzter Zweifel wäre noch zu beseitigen. Jemand mag so sprechen: Vom Standpunkt der transzendenten Demokratie aus habt ihr recht. Doch diese selbst, obwohl sie einen viel beträchtlicheren Teil des gesellschaftlichen Lebens umfaßt, als die formelle Demokratie, enthält das Ganze dennoch nicht. Es wäre selbst das nicht undenkbar, daß das Volk gar zur transzendenten Demokratie unreif wäre, indem es dabei zwar treu standhalten, sein materielles und geistiges Niveau aber danebst sinken

würde; während auf einem höheren Grade der gemeinten Bildung dies nicht geschähe.

Dem ist aber so, daß ohne einen sehr hohen Bildungsgrad die transzendente Demokratie nicht einmal zustande zu kommen vermöchte. Die Einwendung verwechselt sie immer noch mit der formellen Demokratie. Sie gilt auch für das Wirtschaftsleben; sie verträgt sich nicht nur mit dem Großgrundeigentum und dem Kommunismus, sondern auch mit dem sog. Kapitalismus nicht. In ihr handelt ein jeder nach seinen Interessen, muß also seine Interessen kennen. Sie bezieht sich gleichfalls auf das internationale Leben; internationale Ausbeutung oder Isolierung duldet sie nicht. Solch eine Gesellschaftsordnung ist das einzig logische Korrelat der wirtschaftlichen Mehrproduktion. In ihr hat jeder maximale Ursache und Möglichkeit zur vollen Entfaltung seiner Fähigkeiten. Und da eine gewisse Mehrproduktion bereits zu der Schaffung dieses Zustandes unentbehrlich ist, fällt ein wie immer gearteter Antagonismus der Mehrproduktion gegenüber außerhalb der Grenzen der Möglichkeit, ja das gerade Gegenteil davon ist wahr. Mit einer sinkenden Richtung kann die transzendente Demokratie weder einsetzen noch fortgesetzt werden. Die Mehrproduktion betont die stabilen Wertergebnisse, die transzendente Demokratie betont die Struktur einer und derselben gesellschaftlichen Realität.

4. Um das Bild abzurunden, erwähnen wir noch einiges, das die Psychologie des Bedenkens „Das Volk ist noch nicht reif" genannt werden könnte. Daß diese Besorgnis aus solchen Kreisen zu hören ist, die auch für den demokratischen Endzweck nicht schwärmen, mag keine Verwunderung erwecken. Zweifelsohne hat aber die Ausrede einen geräumigeren Hintergrund. Diejenige Behauptung gesellt sich gewöhnlich dazu, daß die Mehrheit des Volkes (hier wird die Mehrheit plötzlich wichtig!) die Demokratie gar nicht wünscht, daß man sie mit Gewalt ohnedies nicht verwirklichen kann, daß sie aber, sobald das Volk dazu reif geworden ist, „von sich selbst" zustande kommen wird. Solang man darunter einige demokratische Einrichtungsfloskeln versteht, sprechen manche Umstände für diese Meinung. Allein unsere transzendente Demokratie erfordert bereits, daß auch der Akt ihrer Geburt maximal demokratisch sei, also nicht nur daß eine je größere Mehrheit dazu passiv beitrage, sondern auch daß der Wunsch der Mehrheit je ausgeprägter, das Opponieren der Minderheit je weniger scharf seien usw. (Die Abstimmung „ja oder nein" über eine Frage ist ein notwendiges Übel; die Entscheidungen mit 101 gegen 100 Stimmen gehören zu den erbärmlichen, obwohl schwer zu beseitigenden Rudimenten der formellen Demokratie). Der Quietismus des gegnerischen Gedankens ist besonders kennzeichnend und zeugt für ein gründlichstes Mißverstehen der Demokratie. Eine gefährlichere Fälschung der Demokratie als der starre, stimmenzählende Formalismus ist jener rückläufige, zumeist chauvinistische Kommunismus, der immerfort über Volksseele, Volksgeist, immanente Entwicklung des Volkes gerührt wird und vor jeder „individuellen, rationellen Störung dieser Heiligkeit" sorgsam warnt. Diese künstlerische Theorie erlaubt uns zu herrschen, gestattet aber nicht, daß

wir mit unsern Volksgenossen ebenbürtig agitieren; so tief antidemokratisch ist sie.

Dieser mystische Quietismus durchdringt auch den Marxismus, was, wie wir glauben, keiner weiteren Beweisführung bedarf. Die Klassenkampftheorie, die das Herrwerden des kommunistischen Proletariats betreffende Prophezeiung, welche Ideologie auch einen großen Teil der bürgerlichen Klasse betört hat, wirkte an der gemeingültigen Meinung erheblich mit, dergemäß die politischen Richtungen in der Geraden der Rechten und der Linken zu plazieren wären und der Kommunismus nichts anderes als die „extreme" und „übertriebene" Form der Demokratie wäre. Folglich sei das Volk zur Demokratie schon deswegen nicht reif, weil es zu deren folgerichtiger Durchführung, zum Kommunismus nicht reif ist. Ob letzterer Satz wahr ist oder nicht, gehört nicht hierher. Uns erscheint er so, wie wenn man von einem die Universität hinter sich habenden Herrn sagen möchte, er wäre zu den Volksschulstudien noch nicht reif. Doch haben wir keinen Platz darüber zu sprechen, weshalb wir den Kommunismus für eine unerwünschte Utopie halten, noch darüber, warum selbst ein nicht ausgesprochen despotischer Kommunismus der Demokratie widerspricht. Wesentlich ist nur soviel, daß diese den Kommunismus überhaupt nicht involviert, da sie eine Beschränkung des reinen Eigennutzes, des Arbeitens für Gewinn und Eigentum nicht erfordert (im Gegenteil!). Kein Argument, das den Kommunismus trifft, vermag die Demokratie zu berühren.

Die Hauptfedern der die Unreife des Volkes verkündigenden Theorie sind der Wunsch nach dem Aufschub der Demokratie, der Quietismus, die falsche fatalistische Auffassung der Evolution und die Unkenntnis der Natur der Demokratie. Wir haben gleichsam mit einem voll größter Angst Kommunismus und „Aufruhr" witternden Konservativismus zu tun. Neuerdings sind wir in die Lage geraten, das Gegenstück dazu zu erkennen: die Bolschewiken nämlich, die das Volk gleichfalls der Unreife beschuldigen und ihm die Fähigkeit, sich gegen den „weißen Terror" unter einem freien Regime erwehren zu können, absprechen.

Wir aber vertrauen dem Circulus vitiosus nicht. Wir wollen die Demokratie nicht mit dem Gegenteil anfangen. Allein auch jeden Quietismus und jede Untätigkeit finden wir antidemokratisch. Wir waren bestrebt, aus der Theorie der Unreife zu einer anhebenden Vertiefung des Begriffs der Demokratie zu gelangen, und haben die Überzeugung erworben, daß das Wesen der transzendenten Demokratie in jeder Handlungsbeziehung die umfassende Arbeit ist.

G. Buetz:
Der europäische Gedanke.

Mit dem Augenblicke, da die Londoner Wirtschaftsverhandlungen sich zu dem Manifeste des hohen Rates verdichtet haben, ist das Schlagwort von der Neubelebung des „europäischen Gedankens“ in die Debatte der Öffentlichkeit geworfen worden. — Allen Schlagworten gegenüber besteht an sich die Forderung, ihnen gegenüber ein notwendiges Quantum an Mißtrauen aufzuwenden. Diese Forderung ist nun ganz besonders dem Schlagworte von der Neuerweckung des europäischen Gedankens gegenüber am Platze. Einige Beweise hierzu.

Was ist geschehen? Von seiten des hohen Rates ist die Forderung als eine Notwendigkeit aufgestellt worden, Europa und insbesondere Deutschland die Möglichkeit einer wirtschaftlichen Rehabilitation zu schaffen. Dieses Werk des europäischen Wiederaufbaues soll in dem Rahmen einer weitreichenden Anleihepolitik, wie in dem Rahmen eines international geleiteten Wiederaufbaues von Nordfrankreich in erster Linie geleistet werden. Es ist also zum ersten Male seit dem Wogen des Waffenlärmes anerkannt worden, daß die Sieger den Besiegten gegenüber unerläßlich eine positive Arbeit zu leisten haben. Zum ersten Male ist das Prinzip der wahnwitzigen Ausnutzung den unterlegenen Staaten gegenüber aufgegeben worden. Eine Annäherung in dem Sinne der Wahrung allgemeiner europäischer Interessen beginnt. Eine Folgerung dieser Tatsachen ist nunmehr das Aufwerfen des zum Worte gewordenen Gedankens, daß es sich um den Wiederbeginn von wirtschaftlichen wie politischen Maßnahmen im Sinne der Erhaltung Europas, also im Sinne der Neubelebung des europäischen Gedankens handle.

Wer an der Oberfläche der Tatsachen bleibt, wird einer anderen Meinung nicht Raum geben. Wer aber die bestehenden Verhältnisse nachprüft, wer den Grundbedingungen nachgeht, der erkennt das wahre Gesicht dieses europäischen Gedankens. Wahrheit und Irrtum verquicken sich hier in einer trüben Weise. Es ist Pflicht, dem groben Irrtume entgegenzutreten. — Erinnern wir uns genau der Lage Europas. In Europa ist der Begriff Sieger und Besiegte schwer aufrecht zu erhalten. Zwar aus dem Grunde nicht, weil die Sieger sich in politischen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten befinden, die den Lebensnerven jener Staaten gefährlich werden. Streifen wir kurz jene Lage. Frankreich ist nicht im mindesten fähig, den ihm so dringend notwendigen Aufbau auch nur zu einem Restteile selbst vorzunehmen. Aus sich selbst Kräfte zu entwickeln, ist Frankreich versagt, denn die Materialnot, die industrielle Rohstoffnot unterbindet die Neubelebung der Produktion. Die Landwirtschaft ist gehemmt und vermag nur langsam eine Neubelebung anzubahnen. Infolgedessen bleibt Frankreich industriell und agrarisch ein Einfuhrland weit über das Maß dessen hinausgehend, was im Frieden an eingeführten Gütern erforderlich war. Infolge seiner schlechten Valuta ist Frankreich indessen nicht fähig, diejenigen Mengen, welche zu der Aufrechterhaltung und Steigerung seiner Produktion notwendig sind, ein-

zuführen. Die französische Kreditfähigkeit wird zudem in jenem Maßstabe herabgesetzt, in welchem seine Valuta sinkt. Der Pariser Wechselkurs notierte beispielsweise am 4. März in London 49,11 und in Newyork 14,17. Die französische 3% Rente hatte am nämlichen Tage einen Kursstand von 57,95 und die 4% Rente von 1917 einen solchen von 71,50. Wirtschaftlich kann hier von einer Siegerstellung keine Rede sein. Politisch hat man, abgesehen von dem in Ketten gelegten Deutschland, kaum eine bessere Stellung inne. Auf allen Linien muß Frankreich einen politischen Rückzug antreten. Es sei in Verbindung hiermit nur an die schwache Stellung Frankreichs in Syrien und in Kleinasien hingewiesen, oder an die Schlappen erinnert, die man sich Amerika gegenüber zugezogen hat. Die Wünsche Frankreichs — auch seine berechtigten Wünsche — werden „behandelt", keinesfalls kann Frankreich dasjenige Maß an Sicherheit und nachdrücklichem Auftreten den anderen Mächten hervorkehren, das die Stellung eines Siegers kennzeichnet. Das Ergebnis der wirtschaftlichen wie politischen Lage Frankreichs kennzeichnet sich hierin, daß Frankreich ein Staat ist, der der Hilfe anderer Staaten dringend bedarf.

Der zweite als Sieger in Europa hervortretende Staat ist Italien. Italien befindet sich in einer noch weit übleren Lage, als das Frankreich gegenüber der Fall ist. Italien steht zunächst in dem Zeichen einer ausgesprochenen Lebensmittelnot. Und zwar hat diese Lebensmittelnot den Stand einer drohenden Hungersnot erreicht. Italien ist wirtschaftlich völlig abhängig, bei der Geringfügigkeit der im eigenen Lande zu erlangenden hauptsächlichen industriellen Rohstoffe, Kohle und Eisen; sie sind in einem vollkommen unzulänglichen Maßstabe vorhanden. Die Einfuhr scheitert nicht nur an der allgemeinen Weltwarenknappheit, sondern in erster Linie an der finanziellen Lage des Staates. Italien gehört mit zu den bestverschuldeten Staaten Europas. Seine Steuerliste kommt jener Deutschlands gleich. Eine politische Selbständigkeit schließt sich schon infolge der absoluten wirtschaftlichen Abhängigkeit von selbst aus. Italien hängt zu einem Teile von England und ganz überwiegend von den Vereinigten Staaten ab.

Von dem Mitsiegerstaate Rumänien ist eine wirtschaftliche und politische Selbständigkeit nicht anzunehmen. In Rumänien herrscht ein Valutaelend, das sich ständig steigert. Als die Valutakommission eingesetzt wurde, stand der Kurs auf rund 40 Lei für ein Lstrl. In den ersten Märztagen wurden 160 Lei auf ein Lstrl. gezahlt. Hier herrscht Elend an Stelle einer Siegerstellung. Politisch schafft die Balkanisierung ganz Süd- und Osteuropas die notwendigen Reibungsflächen, die eine neue Abhängigkeit bedingen.

Es steht dahin, ob Frankreich das Maß seines Abhängigkeitsverhältnisses genügend eingeschätzt hat. Jedenfalls hat Frankreich mit einer Hilfe der Vereinigten Staaten Deutschland gegenüber wie mit einer Tatsache gerechnet. Unter diesem Gesichtspunkte glaubte Frankreich seine Politik der Ausnützung Deutschlands in dem gröblichsten Maßstabe vornehmen zu können, ohne seinen Interessen zu schaden. Frankreich hat folgendes Bild im Auge gehabt. Mit der Hilfe der Vereinigten Staaten glaubte Frankreich sich zu dem führenden und kontrollierenden Staate des euro-

päischen Rettungswerkes aufwerfen zu können. Frankreich sah sich als der Träger des europäischen Sanierungsgedankens. Hierdurch rechnete Frankreich damit, einmal seine Forderungen aus dem Friedensvertrage eintreiben zu können, und zugleich in Ansehung seiner Vormachtstellung in dem kontinental-europäischen Staatenblocke seine politische Weltstellung erheblich zu stärken. — Einen Strich durch diese schöne Rechnung führte Amerika aus. Die Vereinigten Staaten von Amerika weigerten den zusammengebrochenen Staaten Europas, in erster Linie Deutschland und Deutsch-Österreich, jeden Kredit. Für eine Anleihe war es nicht zu haben. Seine Hilfe wurde nur insoweit in Aussicht gestellt, als Amerika seine Bereitschaft erklärte, in europäischen Unternehmungen Kapital zu investieren. Eine derartige Übernahme europäischer Produktionsmittel und europäischen Bodens konnte Frankreich keinesfalls zulassen, denn bei diesem Vorgange hätte Amerika sich diejenigen Güter angeeignet, die sich Frankreich für alle Fälle als Sicherung seiner Forderungen vorbehalten hat.

Als Amerika seine Willigkeit, Europa zu finanzieren, zurückzog, trat zum ersten Male England mit exakten Vorschlägen auf den Plan. Das Vereinigte Königreich machte nämlich den folgenden Plan geltend. England kam mit der Absicht, sich zu dem Treuhändler Europas aufzuwerfen. Man legte Amerika nahe, ein direktes Darlehen an Großbritannien zu vergeben, mit der Maßgabe, daß England den Erlös aus dem Darlehen zunächst als Treuhändler verwalte, um es seinerseits nach Gutdünken zu der Versorgung der europäischen Staaten mit Lebensmitteln und Rohstoffen und zu der Abdeckung ihrer Kredite in den Vereinigten Staaten zu verwenden. Träger dieser geplanten Finanzoperation war der finanztechnische Berater des englischen Schatzamtes im Kriege, Sir George Paish. In Amerika zeigte man schlechterdings kein Verständnis für diesen schönen Plan. Frankreich aber erkannte, daß es im Begriffe stand, seine gewünschte und notwendige Stellung in Europa nicht zu erlangen. Von dem Augenblicke dieser Erkenntnis an ist die Presse Frankreichs von der Forderung einer Zusammenarbeit mit Deutschland zu einem guten Teile beherrscht worden. Mehr und mehr wurde als eine unerläßliche Voraussetzung der eigenen Wiederherstellung ein enger wirtschaftlicher Anschluß an Deutschland betont. Zugleich kam man mit dem Hinweis einer dringend notwendigen Betonung der kontinental-europäischen Einheit. Wieder und wieder bestrebte sich die Presse Frankreichs, das Zusammengehen aller europäischen Staaten in den Vordergrund der Tagesfragen zu stellen.

In Frankreich war man sich angesichts seiner Finanzlage einer herannahenden Gefahr bewußt. Die Entwertung der französischen Valuta nahm von Tag zu Tag zu. In der Schweiz wies die französische Valuta Mitte Februar ein Disagio von rund 60 % auf, der Dollar streifte in seiner Wertung die Höhe von 20 Franken, und der gesamten Tagespresse steht das Bewußtsein vor Augen, daß man für ein englisches Pfund 60 Franken wird zahlen müssen. Die Hilfsbedürftigkeit Frankreichs stellte sich ständig krasser einer Standardhaltung Großbritanniens gegenüber. Nun hat Frankreich leider seiner richtigen Erkenntnis keine greifbaren Handlungen entgegengesetzt. Frankreich befindet sich in einer Zwick-

mühle. Frankreich braucht wirtschaftlich alle die an Erpressung grenzenden Maßnahmen, welche der Friedensvertrag vorsieht. Politisch besitzt man seinen Machthunger und erkennt außerdem, daß man hoch notwendig eine kräftige Stärkung seines politischen Ansehens bedarf. Hierzu sollen die Eroberungen in Westdeutschland führen, die zugleich hoch wirtschaftlicher Natur sind, denn die lothringischen Erze können die Ruhrkohle bestens gebrauchen. Infolgedessen ist Frankreich angstvoll darauf bedacht, den Versailler Vertrag bis auf das Titelchen einzuhalten. So bietet Frankreich das Schauspiel eines Mannes, der mit der einen Hand Deutschland an der Kehle würgt, und mit der anderen Hand die wirtschaftlichen Früchte der Arbeit eines Gewürgten einstreichen will. So hatte man nur Worte und keine Taten, sein Programm der kontinental-europäischen Einheit — stets im Geiste unter der Führung Frankreichs gedacht — auszuführen, beziehungsweise in die Wege zu leiten. Im Gegenteil, die einzige Rettung und die einzige Hoffnung des deutschen Reiches ist eine Änderung der Friedensbedingungen. Die Friedensbedingungen sind solche, daß Deutschland unter ihrer strikten Innehaltung nicht bestehen kann. Dieser Hoffnung nimmt das Verhalten Frankreichs stets den Atem, und infolgedessen ist Deutschland von einem berechtigten Mißtrauen gegenüber dem Verhalten Frankreichs in der Frage der Schaffung einer kontinental-europäischen Einheit gewesen. Die deutlichen Absichten Frankreichs auf das Saargebiet, die Unterstützung aller polnischen Pläne, die Frankreich mit einem so offensichtlichen Eifer betreibt, Deutschland im Osten auch nach Möglichkeit geschädigt zu sehen, haben nicht zum wenigsten dazu beigetragen, ein Zutrauen zu der Gutgläubigkeit Frankreichs nicht aufkommen zu lassen.

Und in diese Situation hinein treten die Londoner Wirtschaftsverhandlungen. Ihr Ergebnis ist das eingangs behandelte Wirtschaftsmanifest. Was stellen diese Verhandlungsergebnisse nun dar? Sie sind nichts als eine Wiederholung der britischen Wünsche vom Januar, die Herr Paish vertrat, nur daß man eine andere Form genommen hat. Das grundlegende Prinzip besteht hier wie dort darin, daß eine wirtschaftliche Sanierung unter *der Führung Großbritanniens* vorgenommen werden soll. Es handelt sich, das kann nicht oft und nicht klar genug betont werden, um eine zu schaffende europäische Wirtschaftsorganisation, nicht mit dem hervorherrschenden Einflusse Englands, sondern unter der ausdrücklichen Führung Englands. Zu der gleichen Zeit aber spricht man von einer endlich in positiver Arbeit neu erweckten Forderung der Aufrechterhaltung des europäischen Gedankens! Welch eine Ironie! Welch eine Verkennung der gegebenen Tatsachen!

Man frage sich doch einmal von dem kontinental-europäischen Standpunkte aus und unter der Würdigung der Forderung des europäischen Gedankens: Welche Stellung nimmt denn England in Europa ein? Was ist denn England im Verhältnis zu Europa? Man kann da nur eine ebenso klare als bündige Antwort geben: *England ist kein europäischer Staat mehr.* Die Belege hierfür sind schnell und gründlich erbracht. England ist ein Kolonialland. Das Vereinigte Königreich verfügt über ein koloniales Gebiet von 45 280 000 Quadratkilometer mit einer Einwohnerschaft von 431 454 Millionen

Bewohnern. Diesem Kolonialgebiete steht ein Mutterland von 318 000 Quadratkilometer bei einer Einwohnerschaft von 45 375 Millionen Engländer (hinzugerechnet sind 11 682 Quadratkilometer Land an Kriegserwerbungen mit 37 300 Millionen Einwohnern) gegenüber. Dies Kolonialland verteilt sich nun in der Weise, daß entfallen auf die Kolonien in

	qkm	Bevölkerung		qkm	Bevölkerung
Europa	328	247 962	Afrika	20 071 538	612 666 551
Asien	5 264 292	324 937 540	Australien	8 261 341	6 871 764

Hierzu kommen noch die als Kolonien und Schutzgebiete in Afrika und Asien beanspruchten Gebiete mit einem Flächeninhalt von 11 631 000 000 Quadratkilometer und einer Einwohnerschaft von 37 320 Millionen Bevölkerung. Diese durch nichts zu verändernden Ziffern zeigen, daß die Interessen Englands nur zu einem Bruchteile in Europa gebunden sind. Die Lebensnerven Großbritanniens befinden sich in Asien und in Afrika. Infolge seiner außerordentlichen Interessen in diesen Gebieten ist England gezwungen, jenen Staaten eine außerordentliche Rücksicht entgegenzubringen. Jene Staaten und jene Völker verlangen eine staatliche, kulturelle, politische und religiöse Rücksichtnahme, die auf einer vollkommen anderen Basis aufgebaut ist, als die staatlichen, kulturellen, politischen und religiösen Rücksichten, welche Europa verlangt und zu seinem Gedeihen notwendig hat. Die Ziele Englands sind somit nicht jene Europas und die Voraussetzungen seiner Politik entsprechen nicht dem europäischen Gedanken. Es braucht ja hierbei nur an die augenblicklich schwebende Frage über die Aufteilung der Türkei erinnert zu werden, innerhalb derer England im Hinblick auf seine überwiegend muselmanische Bevölkerung in der Kalifatsfrage absolut seine asiatischen und afrikanischen Rücksichten zu nehmen hat. Weiter braucht man nur einmal die Vertretung der Interessen Frankreichs in Syrien mit jenen Englands in Mesopotamien oder in Südsyrien und Arabien zu vergleichen. Für Frankreich handelt es sich in Syrien um ein wirtschaftliches Interesse und allenfalls noch um eine äußere Machtfrage. Für Großbritannien ist der Umstand, wer im Vorlande von Ägypten und in dem Durchgangsgebiete nach dem Suezkanal festen Fuß faßt, eine Lebensfrage, denn das Hedjasgebiet und Südsyrien sind das Vorland von Ägypten, sind ein militärisches Aufmarschgebiet nach Ägypten. Ebenso steht es mit Mesopotamien. Mesopotamien ist Ausfallstor nach dem Persischen Golf und der Persische Golf ist ein unumgänglich notwendiger Stützpunkt für die Beherrschung von Indien. Das alles sind Lebensfragen Englands und sind unvergleichbar mit den wirtschaftlichen Kolonialfragen anderer Gebiete. Deutschland wäre an sich wirtschaftlich und machtpolitisch empfindlich durch den Verlust seiner Kolonien beeinflußt worden, es hätte aber seine Lebensnerven nie um die afrikanischen Kolonien verloren. Anders England. Ein England ohne Ägypten ist in Gefahr, seine indischen Besitzungen zu verlieren.

Wer kein Genüge an dieser Konstellation der Lage Englands Europa gegenüber finden kann, setze sich einmal mit dem kontinental-europäischen Begriff auseinander. Worin besteht denn diese kontinental-europäische Einheit? Sie besteht darin, daß man sich hier einem in sich geschlossenen

Wirtschaftsblock gegenüber befindet. Ein Markt dieser europäischen Wirtschaftseinheit ist auf den anderen mehr oder minder eingestellt. Wir sehen täglich, wie die deutschen wirtschaftlichen Verhältnisse auf Frankreich einwirken. Wir sehen, wie die Neutralen unter dem valutarischen Elend Deutschlands leiden. Infolge der schlechten Valuta Deutschlands können jene europäischen Staaten nach Deutschland nicht einführen, weil Deutschland nicht zahlen kann. Infolgedessen müssen ganze Exportindustrien ihre Betriebe einstellen. Die Neugründungen an Staaten, die wirklich keinerlei Hinneigung zu Deutschland haben, sind sämtlich gezwungen, einen wirtschaftlichen Verband mit Deutschland zu suchen. Italien läßt amtlich betonen, daß eine neue Verbindung mit den ehemals feindlichen Staaten unumgänglich notwendig sei. Kurzum das kontinentale Europa stellt einen Verband dar, der einer Ehe, die auf Gütergemeinschaft beruht, gleichkommt. Das Ergebnis hiervon ist, daß der wirtschaftliche Untergang eines der europäischen Staaten den Ruin der anderen nach sich zieht, gleich wie der Konkurs einer führenden Bank die weniger fest fundierten Banken ebenfalls zu Grunde richtet. Wenn man nun wiederum die Frage stellt, wie England diesem einigen kontinental-europäischen Verbande gegenübersteht, dann erhält man wiederum ein klare Antwort. Nämlich jene, daß der Untergang eines europäischen Staates denjenigen Englands in keinem Falle nach sich ziehen würde. Die Lebensinteressen Englands ruhen eben nicht in Europa! Und weil die Lebensinteressen Großbritanniens eben nicht in Europa beruhen, weil England nicht Rücksicht auf Europa aus den eigenen Erfordernissen heraus zu nehmen hat, kann England es sich leisten, eine eigene, nicht europäische Politik zu treiben. Großbritannien vermag vielmehr eine Politik zu führen, die, wenn es seine Kolonialinteressen erfordern, denjenigen Forderungen und Rücksichten, welche Europa verlangt, völlig entgegenlaufen. Demnach ist England niemals der Träger des europäischen Gedankens gewesen. Nicht die Neubelebung der einer europäischen Einheit notwendigen Gedanken beginnt, wenn England die Führung der europäischen Wirtschaftssanierung übernimmt, sondern Europa wird in den Dienst der englischen Interessenpolitik gestellt, einer Politik, die eben in tausend Fällen den europäischen Notwendigkeiten vollkommen entgegenläuft.

Warum, können wir uns fragen, will England plötzlich eine Hilfe für Deutschland? Sein Sterlingskurs muß aufgebessert werden, nicht die Vereinigten Staaten, sondern England soll in Zukunft wie zuvor wieder den Weltregulator der Wechselkurse spielen. Außerdem hat Amerika Rohstoffkredite mit der Verpflichtung der Rücklieferung des Fabrikates angeboten. Europa würde demnach billig für Amerika arbeiten und hierdurch eine für England nicht mehr zu überwindende Konkurrenz darstellen. Dieser Machtstellung Amerikas in Europa will England mit aller Entschiedenheit eine Sanierung in dem Rahmen der großbritannischen Wirtschaftsidee gegenüberstellen. Es werden also rein englische Interessen verfolgt! Hierzu kommt noch, daß bei einer derartigen Sanierung Frankreich in eine empfindsame Abhängigkeit England gegenüber gerät. Es ist bezeichnend für die Art der englischen Auffassung der Neugestaltung des europäischen Gedankens, daß England

mit nachdrücklicher Entschiedenheit hervorhebt, eine internationale Angelegenheit, und nicht eine national-französische Angelegenheit, sei in dem Wiederaufbaue Frankreichs zu erblicken.

Für Europa selbst und für Deutschland im besonderen liegt in der vollkommenen Verschiebung der Basis der Hilfsaktion eine nicht genug hervorzuhebende Gefahr! Die Führung Frankreichs zeigte sich an die Interessen Europas, die die eigenen Lebensinteressen darstellen, gebunden. England ist ein Fremdkörper in Europa, der unbeschadet seiner Lebensinteressen gegen die europäischen Grundforderungen verstoßen kann. England kann u n g e h e m m t die eigenen Interessen vertreten!

Dr. N. Hansen-Berlin:
Die Vatikanisierung des Sultans.

Als nach Abschluß des Weltkrieges die staatlichen Verhältnisse in Europa auf Grund des Nationalitätenprinzips und unter Zertrümmerung der mitteleuropäischen Staaten neugeordnet werden sollten, tauchte auch die alte orientalische Frage nach dem Anrecht der Türken auf europäischen Landbesitz wieder auf. Hier liegt in der Tat, um die Worte von Asquith zu gebrauchen, ein außerordentlich schwieriges weltpolitisches Problem vor. Bekanntlich hatten sich England und Frankreich recht bald über den asiatischen Besitz der Türkei geeinigt. Frankreich sollte die Herrschaft über Syrien übernehmen. England, das bereits vor dem Kriege das Küstenland Hadramaut in Südarabien besaß, dehnte sein Protektorat über ganz Arabien und Mesopotamien aus. Armenien sollte unter dem Namen Republik Eriwan selbständig werden. Nur noch ein kleiner Teil von Kleinasien verblieb demnach der Türkei, von dem aber auch noch Griechenland die Provinz Smyrna für sich beanspruchte. Was sollte aber aus der Türkei selbst werden? Ohne Zweifel lag zunächst der Wunsch nahe, ihr ein recht baldiges und vollständiges Ende zu bereiten, wie denn auch Mr. Asquith die türkische Herrschaft in Europa als einen Widerspruch mit der modernen Zeit und eine öffentliche Gefahr bezeichnete, deren Beseitigung besonders deswegen erwünscht sei, um die strategisch und handelspolitisch wichtige Straße von Konstantinopel dem Einfluß der Türkei zu entziehen.

Daß die englische Regierung sich heute nicht entschließen kann, die Vertreibung der Türken aus Europa und die Absetzung des Sultans zu verwirklichen, hat seinen hauptsächlichsten Grund darin, daß der Sultan als Kalif für die ganze mohammedanische Welt, die sich von Marokko bis Indien über 300 Millionen Menschen erstreckt, eine zu große politische Bedeutung hat. England, das in seinen Kolonien einen großen Teil der islamitischen Welt beherrscht, muß unbedingt auf deren religiöse Gefühle weitgehend Rücksicht nehmen. Die Deputation indischer Mohammedaner, die vor kurzem in London eintrafen, hat sehr ernstlich Einspruch dagegen erhoben, daß der Sultan seiner Macht entkleidet und die

heiligen Stätten der Moslem in Europa den Ungläubigen überliefert würden. Gegen eine solche Verletzung ihrer religiösen Gefühle würde sich, wie es in der Erklärung dieser Deputation hieß, die ganze mohammedanische Welt empören.

Wenn auch zugegeben werden muß, daß Asquith in seiner Antwort mit Recht darauf hinweisen konnte, daß Konstantinopel nicht immer Sitz des Kalifats gewesen sei, so hat diese Auffassung bei den indischen Mohammedanern wenig Verständnis gefunden. Nach den Bestimmungen der mohammedanischen Tradition ist der Kalif übrigens nicht, wie Asquith meint, ein geistiges Oberhaupt, sondern nur der Beschützer des Glaubens. In Glaubensangelegenheiten steht dem Sultan nicht das geringste Urteil zu. Als der letzte abbasidische Kalif im Jahre 1258 bei der Erstürmung von Bagdad durch die Mongolen unter Dschingis Chan seinen Tad fand, war eigentlich das Kalifat erloschen. Aber schon hatte sich der Herrscher Ägyptens selbständig gemacht und beanspruchte das Kalifat für sich, das er nach der Eroberung Kairos durch die Türken 1517 jedoch wieder an den Sultan abtreten mußte. Es kann somit das Kalifat des türkischen Sultans anfechtbar sein. Aber was fragt der Orientale nach historischen Gründen. Für ihn ist seit 400 Jahren der Sultan der Kalif und seitdem auch Konstantinopel der heilige Sitz des Kalifats. Es ist daher verständlich, daß unter der ganzen islamitischen Bevölkerung sich zurzeit eine hochgradige Erregung bemerkbar macht, die im Ernstfall in einen Generalstreik in Indien ausarten kann und auch mit hinreichenden bolschewistischen Geldmitteln und Methoden zu arbeiten in der Lage sein wird. Zum Teil hat diese Erregung ihre Ursache noch in der Erinnerung an den heiligen Krieg, den die türkische Regierung angesagt hatte. Zum Teil auch sind es nationale Regungen, die anscheinend immer weiter um sich greifen. So entnehmen wir Ende März englischen Meldungen, daß in der Türkei der Bund für Einigkeit und Fortschritt, an dessen Spitze Mustafa Kemal Pascha steht, immer mehr an Bedeutung gewinnt. Dieser Führer der türkischen Nationalisten wurde als Generalinspekteur des III. Armeekorps nach Kleinasien geschickt. Er ging dorthin mit den Worten: „Ich verlasse Euch, aber ich komme zurück, sobald es mir paßt!“ In Anatolien entwickelte er eine rege Tätigkeit zur Hebung des Nationalgefühls, namentlich im Anschluß an die Bestrebungen der Roten Halbmondvereinigung, die auch nach dem Kriege fortbestand. So konnte am 23. Juni 1919 der erste türkische nationale Kongreß stattfinden, der sich einmütig gegen jede Abtretung von türkischem Besitz an die Griechen oder Armenier aussprach, und ebenso gegen jede Einmischung fremder Mächte in die inneren Verhältnisse der Türkei Stellung nahm. Am 1. September 1919 fand bereits der zweite Kongreß statt, der dieselben Beschlüsse in verschärfter Form faßte. Inzwischen haben sich Agenten der genannten nationalen Bünde überall lebhaft betätigt. Sie reizen die Tataren gegen die Armenier, die Türken gegen die Kurden, die Araber gegen die Engländer, die Syrier und Türken gegen die Franzosen auf.

Unter diesen schwierigen Verhältnissen glaubt jetzt England den türkischen Knoten am besten in der Weise lösen zu können, daß es den Sultan in Konstantinopel beläßt. Aber der Sultan soll dort nur als

Kalif, also lediglich als geistliches Oberhaupt aller Mohammedaner bleiben. Die ganze tatsächliche Macht soll in die Hände der verbündeten Mächte gelegt werden, sodaß ein Zustand festgelegt wird, den Mr. Asquith mit dem Namen „Vatikanisierung“ bezeichnet. Der Sultan soll alle geistlichen und religiösen Attribute behalten, und alle Handlungen vollziehen, die ihm als Kalif der Mohammedaner zustehen. Aller politischen und wirtschaftlichen Macht soll er beraubt sein.

Daß dieses Ziel sich nicht wird durchsetzen lassen, ist im Hinblick auf die zunehmende großmohammedanische Bewegung kaum zweifelhaft. Es scheint aber auch, daß Asquith bei seinem Vorschlage betreffend die Vatikanisierung des Sultans ein falscher Begriff untergelaufen ist. Der Kalif hat niemals eine ähnliche Stellung gehabt, wie sie der Papst innerhalb der katholischen Kirche besitzt. Er ist vielmehr als Schutzherr der mohammedanischen Welt in weit höherem Maße als der Papst auf eine weltliche Macht angewiesen. Ohne diese weltliche Macht würde sein Einfluß auf die ganze islamitische Bevölkerung hinfällig sein. Es ist auch nicht anzunehmen, daß die Türken und Araber den Vorschlag der Vatikanisierung des Sultans als Lösung ruhig hinnehmen würden. Somit will es scheinen, daß die schwierige orientalische Frage nach wie vor ungelöst bleibt.

Dalmo Carnevali, Rom: Die türkische Frage und Italien.

Die Mittelmeerinteressen Italiens sind eng verbunden mit dem zukünftigen Geschick der Türkei, und deshalb werden für uns die Entscheidungen über dieses von größter Bedeutung sein, weil von ihnen der Fortschritt beziehungsweise Rückschritt des wirtschaftlichen Einflusses und der wirtschaftlichen Aktivität Italiens in der Levante abhängen wird. Es ist daher nicht möglich, gleichgültig zu bleiben gegenüber den einander entgegengesetzten Thesen, die inbezug auf Erhaltung oder Zerstörung des türkischen Staates aufgestellt worden sind; denn es gibt keine Mittelmeermacht, die in höherem Maße als Italien das Bedürfnis nach einem dauerhaften Friedenszustande im Orient empfindet. Aber um die Ursachen neuer, gefährlicherer Interessenkonflikte auszuschalten, ist es notwendig, daß die übertriebenen Ansprüche der verschiedenen Konkurrenten gemäßigt werden durch die Einsicht in die höhere Notwendigkeit, den Frieden des Orients auf die Erkenntnis der tatsächlichen Bedingungen, unter denen die von Türken bewohnten Gebiete stehen, zu gründen.

Allzu viele phantastische Ideen, die übrigens in hohem Maße kapitalistischen Interessen entsprechen, haben die im gegenwärtigen Augenblick allein mögliche Lösung des osmanischen Problems verhindert: eine Lösung, auf die Italien offen seit Ende Mai 1919 hinarbeitet, und die sich die Erhaltung des türkischen Staates in den Gebieten zur Aufgabe macht, in denen die osmanische Bevölkerung wirklich eine kompakte

ethnische Majorität gegenüber anderen Völkerschaften bildet, die seit Jahrhunderten mit ihr zusammen leben. Es ist übrigens notwendig, zu der Überzeugung durchzudringen, daß die politisch-administrativen Einrichtungen der Türkei in sehr viel geringerem Maße reformbedürftig sind, als man gemeinhin annimmt. Es würde genügen, die Neuerungen auf unmittelbare Beseitigung der im Augenblick ihres Auftretens leicht zu behebenden Mißbräuche und Irrtümer zu beschränken, das Funktionieren der Zollbehörden und die Ordnung des Grundeigentums zu sichern, innere Ordnung und Sicherheit zu verbürgen, das Polizeiwesen umzugestalten, die Verkehrsstraßen instand zu setzen, mit einem Wort: das praktische Funktionieren der Verwaltung zu sichern, die sich die straffe Leitung des gesamten provinzialen und hauptstädtischen Organismus aneignen muß, damit der türkische Staat seinen Aufgaben genügen kann, ohne auf utopische Projekte zu verfallen.

Es ist Zeit, die Wirklichkeit, wie sie sich in diesen Tagen darstellt, ins Auge zu fassen, anstatt Zeit an die phantastische Erneuerung geschichtlicher Epochen, die nicht wiederkehren, zu verlieren. Wir denken an die Rückgabe von Konstantinopel, ferner des kleinasiatischen Küstengebietes und des inneren Thrazien, die die Denkschrift von Venizelos der Friedenskonferenz angesonnen hat unter Berufung auf Jahrhunderte alte Ansprüche, die in krassem Widerspruch steht zu der administrativen und politischen Ohnmacht eines so kleinen Staates wie Griechenland, der vollkommen unter der doppelten Schutzherrschaft fremder Finanzen und fremder Politik steht. Die Pariser Konferenz hat sich nicht geäußert gegenüber den griechischen Forderungen einerseits und den türkischen Forderungen anderseits, die sich die vollständige Erhaltung des Gebietes zum Ziel setzen, das bislang dem osmanischen Reich unterworfen war (das mit anderen Worten nicht nur die bis zum Kriege unter der direkten Oberherrschaft des Sultans stehenden arabischen Provinzen, sondern auch Ägypten in sich schließt). Die Prüfung dieser Fragen ist in den Londoner Verhandlungen zwischen Millerand, Lloyd George und Nitti unter anderen Voraussetzungen wieder aufgenommen worden, als es diejenigen waren, unter denen zuerst die Pariser Konferenz die Grenzen des Problems ins Auge faßte.

Die Griechen haben durch den Vertrag von Neuilly lediglich das Recht erhalten, Garnisonen im westlichen Thrazien stehen zu lassen, ohne daß die Frage der Gebietsübertragung zu ihren Gunsten entschieden wäre, während für das östliche Thrazien ein Kompromiß getroffen worden ist, der das territoriale Problem gleichfalls offen läßt. Ein internationales Abkommen hat stattdessen entschieden, daß der Hafen von Dedeagatsch dem freien Handel Bulgariens gelassen wird, das die Griechen von jedem irgendwie gearteten Zugang zum Ägäischen Meere ausschließen wollten. Thrazien soll wieder mit Konstantinopel verbunden werden, das als Hauptstadt des türkischen Staates Sitz des Kalifen bleiben soll. Und mit Konstantinopel soll auch das ganze Gebiet von Anatolien vereinigt werden, da dort die Masse der türkischen Bevölkerung eine vollkommen überwiegende Stellung einnimmt. Die Durchfahrt durch die Meerengen soll durch eine besondere Instanz geregelt werden, die unter der Kontrolle der Mächte, Rußland natürlich nicht ausgeschlossen, steht.

Was die armenische Frage angeht, so sind hier zwei Tendenzen hervorgetreten. Eine kurdische Abordnung, die in Paris von dem türkischen General Scherif Pascha geführt wurde, geht darauf aus, daß Armenien auf den Bezirk von Eriwan und einen Teil des Bezirks von Wan beschränkt wird und daß es, abgesehen von einem Hafen am Kaspischen Meer, von jedem Wege zum Meere ausgeschlossen werden soll. Die Armenier beanspruchen demgegenüber nicht nur ganz Russisch-Armenien, sondern auch die sechs Distrikte von Türkisch-Armenien und Cilicien. Aus dem Widerstreit dieser beiden Tendenzen wird wahrscheinlich ein unabhängiger Staat, der einen Hafen in Trapezunt haben wird, hervorgehen, vorbehaltlich der Lösung der Frage des Besitzes von Mersina, Adama und Alexandrette, der von Frankreich und England bestritten wird. Frankreich wird in seinem Besitz die syrische Zone des Libanon behalten, indem es das Innere vielleicht unter der englisch-arabischen Herrschaft des Emir Faisal beläßt, dessen Herrschaftsbereich auch Aleppo, Homs und Damaskus in sich schließt. In der englischen Machtsphäre wird, so weit man voraussehen kann, Mesopotamien und Palästina bleiben.

Die Lage Italiens ist demgegenüber eine vollständig andere geworden, als sie von den internationalen Abmachungen vorgesehen war. Ungeheuer ist die Bedeutung der von uns in Anatolien vollzogenen Besetzungen gestiegen, bis zu dem Zeitpunkt, da Smyrna einerseits, Mersina und Alexandrette anderseits in anderen Händen sein werden. In der Tat weist der weite Küstenstreifen, der sich über mehr als sechshundert Kilometer zwischen Scalanova und Adalia erstreckt, nicht einen einzigen Hafen auf, der diesen Namen verdiente, und überdies ermangelt er jeglicher raschen Verbindung mit dem Hinterlande. Die anatolische Bahn, die der Küste parallel läuft, hat ihre eigentlichen Häfen in Smyrna und Mersina, in denen der Seeverkehr sich konzentriert und sich auf Grund der natürlichen Bedingungen und der vorhandenen Hafenanlagen entwickelt. Selbst wenn Italien die beiden Eisenbahnstränge Scalanova—Agassoluk (20 Kilometer) und Adalia—Burdur (120 Kilometer) erbauen und in Betrieb setzen könnte, so wäre die Hoffnung, den Hauptstrom des Verkehrs ableiten zu können, doch immer noch eitel, da weder Adalia noch Scalanova den Schiffen die Sicherheit der Ankerung bieten, die zur Vornahme des Löschens und Ladungaufnehmens erforderlich ist. Man berücksichtige ferner, daß die Anlage des Hafens von Adalia fast unüberwindliche Schwierigkeiten bietet, während Scalanova praktisch genommen in zu großer Nähe von Smyrna liegt, um jenem Hafen erfolgversprechende Konkurrenz machen zu können, selbst wenn die gegenwärtigen Bedingungen der Ankerung und die Hafenanlagen verbessert würden. Politisch betrachtet hat außerdem die von Italien gegenwärtig besetzte Zone auch von ferne keine politische Eigenart, eingewurzelte Überlieferungen verbinden sie überdies mit Smyrna, an dessen politischem Geschick sie allzusehr interessiert ist, als daß sie sich davon losmachen könnte. Es ist daher für Italien nicht möglich, dort zu bleiben, wo es jetzt steht, ohne sich eine sehr schwer zu schützende und nur unter großen Kosten aufrechtzuerhaltende Situation zu schaffen. Nur bei Rückführung des anatolischen Gebietes unter die staatliche Ein-

heit von Konstantinopel ist es möglich, das Fortbestehen des wirtschaftlichen Lebens von Smyrna und die Freiheit seines Verkehrs zwischen dem Hinterland und dem Meere zu gewährleisten. Solange die Griechen in dieser Stadt bleiben, wird der erbitterte Kampf mit den Türken sich derart hinziehen, daß er das bisher blühende Leben dieser überaus reichen Provinz zerstört, indem er einen Dauerzustand von Zusammenstößen und Verwicklungen erzeugt. Es liegt demnach im Interesse Italiens, die politische und wirtschaftliche Einheit jener Gebiete zu erhalten und zu verhindern, daß aus der Zerstückelung Anatoliens die türkischen Bewohner Kräfte zu einem Rückstoß schöpfen, dessen Folgen unberechenbar sein würden.

Carl Redtmann: Die Lage der Handelsschiffahrt.

Weniger schnell, als während der Kriegsjahre erwartet wurde, doch in stetigem Fortschreiten scheinen die Zustände der Schiffahrt mehr und mehr in normale Bahnen zurückzukehren. Soweit man aus der letzten Übersicht des niederländischen Staatsbudgets ersehen kann, haben unter anderem die Einfuhrzölle im September annähernd 3 Millionen fl. betragen gegenüber 1,70 Millionen fl. im Jahre 1914. Die Lotsengebühren, die im September 1918 auf rund 1500 fl. zurückgegangen waren, erbrachten im September 1919 rund 90 000 fl. Das Wiederaufleben der Schiffahrt tritt in offiziellen Zahlen über die Ankünfte in Rotterdam und Amsterdam in Erscheinung:

Vom 1. Januar bis 31. Juli sind in Rotterdam angekommen:

	Schiffe		Netto-Reg.-Tons
1919	2327	mit	2 560 784
1918	490	mit	484 045
1914	6300	mit	8 003 800

Vom 1. Januar bis 31. Juli sind in Amsterdam angekommen:

	Schiffe		Netto-Reg.-Tons
1919	504	mit	2 629 987
1918	47	mit	255 733
1914	1550	mit	8 005 535

Weniger günstig steht es um den Durchfuhr-Verkehr von und nach Deutschland; die offiziellen Zahlen des Rheinschiffahrtverkehrs von Amsterdam lauten:

	Anzahl Schiffe			Tonnengehalt Reg.-Tons		
Angekommen sind im	1913	1918	1919	1913	1918	1919
Juli	151	43	50	102204	29170	48563
1. Januar bis 31. Juli	933	398	292	671110	261337	224175
Ausgefahren sind im						
Juli	164	34	55	109698	23448	48067
1. Januar bis 31. Juli	1066	413	299	728656	281147	221776

Von den ausgefahrenen Schiffen waren im Monat Juli in den Jahren 1913, 1918 und 1919: 82 bzw. 2 und 7 direkt nach Deutschland bestimmt. Aus obenstehenden Zahlen geht hervor, wie schlimm es noch

immer um den deutschen Außenhandel steht. Von der Erwartung, daß mit Wiederherstellung des Friedens in den niederländischen Seehäfen ein besonders reger Transitverkehr von und nach Deutschland stattfinden werde, hat sich noch nichts bewahrheitet. Auch der Verkehr zwischen niederländischen und deutschen Häfen über See ist noch sehr gering. Solange das Produktionsvermögen Deutschlands keine beträchtliche Erhöhung erfährt, und damit im Zusammenhang die Valuta so außerordentlich niedrig bleibt, kann von einer Wiederherstellung nicht die Rede sein.

Vorläufig wird der Frachtverkehr in den deutschen Häfen sich hauptsächlich auf die Einfuhr beschränken. Es wurden bedeutende Verträge über Getreideverschiffungen von La Plata nach Bremen, Hamburg und Emden abgeschlossen. Amerika will es den andern Mächten zuvortun mit der Herstellung direkter Schiffahrtsverbindung nach deutschen Häfen. Nächst der Kerr-Linie, die im Zusammenwirken mit der Hamburg-Amerika-Linie einen regelmäßigen Dienst zwischen Newyork und Hamburg unterhält, haben noch zwei andere amerikanische Reedereien, die Pacific Atlantic Steamship Corporation und die Maritime Navigation Company, beide in New York, den gleichen Plan gefaßt. Die erste der beiden Reedereien verfügt über ungefähr 30 erstklassige Dampfer. Die Kerr-Linie besitzt eine Flotte mit einem Schiffsraum von 300 000 Reg.-Tons. Ihr gehören die während des Krieges in nordamerikanischen Häfen festgehaltenen österreichischen Schiffe, die sie käuflich erwarb. Wie verlautet, sollen bei dieser Reederei neben amerikanischen auch norwegische Interessen in Betracht kommen. Auch in Schweden sucht man Vorteil aus Deutschlands Mangel an Ozeandampfern zu ziehen. Die schwedische Johnson-Linie wird einen Dienst zwischen Hamburg und La Plata errichten. Die erste nennenswerte Eröffnung einer Linie unter deutscher Flagge ist die Eröffnung des Dienstes von Hamburg nach der Levante durch die deutsche Levante-Linie. Tatsächlich kann dieser Plan erst ausgeführt werden, wenn die Alliierten die beiden Schiffe, über welche die Levante-Linie noch verfügt, ausliefern. Falls diese Reederei die Levantefahrt in Zukunft aufrechterhalten will, muß sie im Ausland Schiffe chartern, bis sie selbst neue Schiffe bauen kann. Auch soll demnächst die Oldenburg-Portugiesische-Dampfschiff-Reederei gemeinschaftlich mit der Hansa-Dampfschiffgesellschaft ihren früheren Dienst von Hamburg nach Portugal wieder aufnehmen; vorläufig sind die alten Schwierigkeiten aber noch nicht behoben und findet dorthin kein Schiffsverkehr statt. Für größere Linien ist Deutschland jetzt ganz abhängig vom Ausland, das wahrlich nicht aus Entgegenkommen seine Dienste anbietet. Deutsche Handelskreise fahren gleichzeitig fort, ihre Aufmerksamkeit den Schiffsabfahrten niederländischer Reedereien mit regelmäßigem Dienst zuzuwenden.

Die Kohlenkrisis beherrscht jetzt die allgemeine Lage in Europa. In England ist es schon soweit gekommen, daß Trampschiffe in Ballast ausreisen, besonders solche, die vom Mittelmeer Erz holen. Die Rückreisen müssen in diesen Fällen die Ausreisen mit einbringen, was einen großen Schaden bedeutet. Die Kohlenausfuhr sank von 73,4 Millionen im Jahre 1913 auf 73 Millionen To. in den am 30. Juni beendigten 12 Monaten.

Die Aufmerksamkeit von Handels- und Schiffahrtskreisen ist augenblicklich auf die Statistiken von Lloyd über den Umfang der Handelsflotten verschiedener Länder gerichtet. Es ist das erste Erscheinen des Lloyd-Registers seit Ausbruch des Krieges. Aus der Statistik geht hervor, daß die britische Tonnage schwere Verluste erlitten hat, und daß die Handelsflotte der Vereinigten Staaten von Amerika jetzt viermal so groß ist als vor dem Kriege.

Die größten Verluste haben folgende Länder erlitten: Großbritannien 3 547 000 Reg.-Tons, Griechenland 530 000 Reg.-Tons, Norwegen 360 000 Reg.-Tons, Italien 192 000 Reg.-Tons, Spanien 175 000 Reg.-Tons und Dänemark 139 000 Reg.-Tons.

Zweifellos ersteht unsere Zukunft auf unsern Werften, unsere Schiffe sind die Schrittmacher auf dem Wege zu einem glücklichen Deutschland. Durch den Mangel an Schiffen nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa ist der Bedarf an Schiffsraum infolge der Kriegsverluste ein ganz gewaltiger und Jahre werden vergehen, ehe die erforderliche Welttonnage wieder vorhanden sein wird.

Das gesteckte Ziel kann aber nur erreicht werden, wenn auch der Arbeiter erkennt, wie dringend notwendig die Schaffung einer kräftigen Handelsflotte zur Förderung unseres Außenhandels ist, und wenn daher mehr denn bisher gearbeitet wird und Streik für die Folge unterbleibt.

Das neutrale Ausland und diejenigen feindlichen Staaten, die sich in beschränktem Maße am Weltkrieg beteiligt hatten, haben die Konjunktur ausgenutzt und ihre Schiffsproduktion in umfangreichem Maße gesteigert, sie beherrschen heute den Weltmarkt. Unser Bestreben muß es daher sein, den Bestand unserer Handelsflotte so schnell wie möglich wieder aufzufüllen; dabei wird man im wesentlichen mit dem Bau von Frachtdampfern rechnen müssen. Von großem Vorteil für uns ist hierbei, daß die deutsche Werftindustrie in ihrer Leistungsfähigkeit auch während des Kriegs nicht gelitten hat, denn ihre schon im Frieden erstklassigen Anlagen dehnten sich im Kriege im Dienste des Reiches noch besonders aus; dabei verfügt sie über viele hunderttausend vorzüglich ausgebildete Facharbeiter, über zahlreiche Ingenieure und Techniker, sodaß wir heute noch qualitativ im Schiffbau an erster Stelle stehen.

Deutschland war auf allen Gebieten der Schiffbautechnik bisher bahnbrechend und mehr und mehr trat es mit den Erzeugnissen seiner auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebauten Industrie an die erste Stelle der Welt. Die von uns erbauten Ozeanriesen, „Imperator" und „Vaterland", die in der ganzen Welt bewundert wurden, sind die vollgültigsten Beweise für die Leistungsfähigkeit deutscher Schiffbaukunst.

Unsern Werften wird sich ein reiches Feld der Tätigkeit bieten und mit ihnen ihren Hilfsindustrien, aber nur dann, wenn der deutsche Arbeiter den Weg zur Ordnung und zur produktiven Arbeit zurückgefunden hat und wenn es gelingt, die deutsche Arbeitskraft wieder zusammenzufassen, wie es vor dem Kriege der Fall war.

Dann wird auch unser Wirtschaftsleben wieder in geordnete Bahnen gelenkt werden und wir können hoffen, die furchtbaren Friedensbedingungen zu überwinden.

Jegor Bronn und Ida Altmann-Bronn: Deutschlands wirtschaftlicher Selbstschutz.

(Voraussetzungen zur Aufrichtung.)

Den „Weltuntergang“ haben wir erlebt und durchlebt: Die Welt, die bis zur Mittsommerzeit des Jahres 1914 bestand, ist dahin, versunken und kann nie wieder emportauchen aus der Tiefe der Vergangenheit. Aber aus der Götterdämmerung, dem Weltuntergange, wie ihn germanische Vorzeitweisheit in den Eddaliedern gedichtet hat, steigt aus dem Meere, das die durch Goldgier und Lüge vergiftete alte Welt samt ihren Göttern verschlungen hat, eine neue und reine Erde empor. So wird ohne jede Frage aus dem grauenvollen Weltenbrande, den wir durchlebt haben, aus dem Weltmeer von Blut und Unrat Neuland emporsteigen, wo immer nur lebensfähige und daseinswürdige Lebenskeime übrig geblieben sind. Daß dies in Deutschland der Fall ist, sagen uns nicht nur unser heißer Wunsch und unser daraus entsprungenes Hoffen, das sagen uns immer vernehmlicher auch die oft recht brutalen Stimmen des feindlichen Auslandes, das erklärt, Deutschlands nicht entraten zu können, weil es mit seinen Kräften und Fähigkeiten für ihren Bestand notwendig ist.

Damit unser Deutschland als Neuland wieder erstehe, müssen allerdings mancherlei Vorbedingungen erfüllt werden. In erster Reihe müssen die von der welterfahrenen alten Dichterweisheit als Weltuntergangsursachen gekennzeichneten Laster, Goldgier und Lüge, verschwinden, d. h. der sittliche Sinn muß erstarken, sittliches Bewußtsein zu sittlichem Wollen und sittlicher Tat werden. Mit all jenen üblen Dingen, die bis 1914 bestanden und zum Weltkriege geführt haben, müssen auch dessen Begleit- und Folgeerscheinungen, Verwilderung und Verrohung, Arbeitsunlust und Sucht nach Bereicherung mit unlauteren Mitteln auf Kosten der Gesamtheit, abgetan werden. Wir müssen zu arbeiten beginnen mit dem ernsten Willen, nicht nur uns selbst zu erhalten, sondern zugleich das zurzeit seines Wohlstandes und seiner Unabhängigkeit beraubte Vaterland wieder aufzubauen. Jeder seines Volkstums würdige Deutsche muß so handeln, einfach aus der Erkenntnis heraus, daß sein eigenes Wohlergehen in dem unseres Volksganzen und des Reiches begründet sein muß, um Bestand zu haben. Es heißt also, schaffen, Güter erzeugen, durch welche Deutschland als Ganzes erhalten werden kann.

Nun ist es mit dem Erzeugen allein nicht getan, von großer Wichtigkeit ist auch, daß die Verwertung und Verteilung in erster Linie dem eigenen Volksganzen zugute kommen. Dies ist leider bisher nicht geschehen. Vielmehr wird seit dem Waffenstillstand in dauernd steigendem Maße Deutschlands Hab und Gut in unverantwortlichster Weise an das Ausland verschleudert. An Hinweisen auf dieses gemeinschädliche Treiben, auf die Entblößung des Landes von lebensnotwendigen Gütern hat

es zwar nicht gefehlt; aber leider sind trotz schier unendlicher Beratungen, Erwägungen und Verhandlungen keine befriedigende Maßnahmen gefolgt, um den Abfluß der Waren einzudämmen und zu verhindern, daß sie weit unterhalb ihres Weltmarktwertes und oft unterhalb ihres wahren Erzeugungswertes, somit verlustbringend für unser Land, veräußert würden.

Es scheint, daß man hier zu Lande weder über die Preisgestaltung im Auslande noch über die eigenen Kosten für den Lebensunterhalt und daher über die eigenen Erzeugungskosten im Klaren ist. Was die Preisgestaltung im Auslande, speziell in Frankreich anbetrifft, so haben die Verfasser reichlich Gelegenheit gehabt, dieselbe über ein Jahr lang in einem von Franzosen übernommenen großen Industriewerke zu beobachten.

Schon im Frühjahr und Frühsommer 1919, als der französische Frank mit zwei bis drei Mark bewertet wurde, stand der deutsche Ausverkauf in voller Blüte. In den angrenzenden fremden Gebieten ist es schon damals bei Geschäftsleuten wie bei Privaten zur Gewohnheit geworden, ihren Waren- und Hausbedarf in Saarbrücken, Wiesbaden oder Trier einzukaufen. Selbst aus Paris kamen Ehepaare nach Trier, um ihren Bedarf an Wäsche, Kleidern, Schuhzeug, Hausgerät und Silberwaren zu decken, weil, wie sie sagten, in Paris es ganz ausgeschlossen sei, für 100 Frank von all diesen Sachen das zu bekommen, was man bei den Deutschen für 300 Mark bekommt. In welchem Umfange Frankreich noch im Spätsommer 1919 von Kleidungsstücken entblößt war, geht schon aus einer Umfrage einer der Pariser Zeitungen bei den dortigen Warenhäusern hervor, welche ergab, daß nur ein einziges von den Häusern irgend welchen Bestand an Winterüberziehern besaß, und das im Oktober, als bereits die Kälte hereinbrach!

Die jenseits der Grenze liegenden industriellen Werke sind womöglich in noch höherem Maße als Geschäftshäuser und Haushaltungen auf die Einfuhr deutscher Industrieerzeugnisse angewiesen und zwar auch solcher Warengattungen, die dort im Lande hergestellt werden, weil die Leistungsfähigkeit der dortigen Werke durch den Krieg ebenfalls außerordentlich gelitten hat, weil die gesamte Industrie an sehr starkem Mangel an gelernten wie ungelernten Arbeitskräften leidet, weil das Transportwesen dort noch viel mehr als hier zu Lande im Argen liegt. Die von Deutschland ausgelieferten Eisenbahnwagen und Lokomotiven hat man nicht verstanden in Dienst zu nehmen und manche französischen Bahnhöfe sind infolge der Verstopfung der Geleise mit deutschen Wagen erst recht unbenutzbar geworden.

Bis gegen August 1919 sollte auf Wunsch der französischen Regierung so wenig wie nur möglich, — am liebsten garnichts — aus Deutschland bezogen werden, und die Scherereien, welche man zur Erlangung einer Einfuhrbewilligung seitens der Straßburger „Commission des dérogations" und der Genehmigung, Zahlungsmittel nach Deutschland zu überweisen, durchzumachen hatte, waren schier unendlich.

Noch am 21. September 1919 brachte ein sehr verbreitetes und in Bezug auf Einnahmequellen sonst durchaus nicht wählerisches Blatt der französischen Schwerindustrie einen hämischen Aufsatz gegen zwei deutsche

Firmen, welche die Takt- und Würdelosigkeit begangen hatten, das Blatt um Aufnahme von Anzeigen und Anpreisungen ihrer Maschinen zu ersuchen. Es heißt dort:

„Wir haben natürlich jene Angebote abgelehnt, denn es erscheint uns als eine wahrhafte Unanständigkeit seitens der Deutschen, uns „Maschinen für den Bergwerksgebrauch" anzubieten, nachdem sie wenige Monate zuvor unser Grubenmaterial in so verabscheuenswürdiger Weise zerstört haben".

„Zweifellos ist der Geschäftsverkehr mit Deutschland wieder aufgenommen worden, und unsere englischen und amerikanischen Bundesgenossen, welche viel praktischere und weniger sentimentale Leute sind als wir, stürmen geradezu auf diesem Wege dahin. Wir handelten verkehrt, wenn wir da zurückbleiben wollten, aber im gegenwärtigen Augenblick müssen wir uns damit begnügen, in Deutschland zu verkaufen, denn alles, was dieses Land ausführen kann und dessen wir bedürfen, muß uns geliefert werden, um dem Wiederaufbau der verwüsteten Gebiete zu dienen. Das ist eine offizielle Verpflichtung für Deutschland, und wir haben nicht nötig, das zum Gegenstande privater Geschäftsverhandlungen zu machen."

„Deutschland hat sich feierlich zur Wiedergutmachung verpflichtet. Wir haben es erreicht, — das ist mit allen erforderlichen Sicherheitsbürgschaften im Friedensvertrage festgelegt, — daß alle deutschen Betriebe auf Anfordern der Wiedergutmachungs-Kommission und unter den von ihr festgesetzten Bedingungen arbeiten müssen, um die zur Wiederherstellung unserer Industrie notwendigen Maschinen zu erzeugen."

„Dasselbe wird hinsichtlich der Möbel und Baumaterialien geschehen. Kurz gesagt, es steht also schwarz auf weiß im Friedensvertrage, daß Deutschland alle seine wirtschaftlichen Hilsmittel anzuwenden hat, um unseren Wiederaufbau zu beschleunigen."

„Wenn demnach die französischen und die verbündeten Maschinenfabriken nicht rasch genug das erforderliche Grubenmaterial zu liefern vermögen, dann brauchen wir nicht zu warten, bis die Vertreter der Deutschen es uns anbieten. Es ist dann Sache der Wiedergutmachungskommission, jede ihr zweckdienlich erscheinende „Hypothek" auf die Produktion der deutschen Maschinenfabriken zu ziehen".

Gerade um diese Zeit, September 1919, ging der französischen Regierung ein Licht darüber auf, daß angesichts der sinkenden französischen Währung es geradezu den nationalen Ruin bedeutet, auf der Verhinderung der direkten Handelsbeziehungen mit Deutschland zu bestehen und noch weiter die französische Volkswirtschaft lediglich auf den Bezug aus den alliierten Staaten zu beschränken. Damals war das Währungsverhältnis zwischen Frankreich, England bzw. Amerika und Deutschland ungefähr wie 1:0,6:4, d. h. in den angelsächsischen Ländern hatte der Frank nur etwas über die Hälfte, in Deutschland dagegen das Vierfache des Friedenswertes. Man zwang daher das Land, sich nur der allerteuersten Lieferungsquellen zu bedienen, und es stellte sich hierbei heraus, daß der mit dem Opfer der Selbstschädigung verfolgte Zweck, Deutschlands

Ausfuhrhandel nicht aufkommen zu lassen, nicht im geringsten erreicht wurde, denn es zeigte sich, daß die von den amerikanischen und englischen Bundesgenossen gelieferten Güter vielfach deutschen Ursprungs waren, so daß die anderen Alliierten auf Frankreichs Kosten neben den Zwischenhandelsgewinnen noch die fetten Valutadifferenzen obendrein einsteckten. In anderen Fällen trat oft ein womöglich noch erheblicherer Mißstand auf: die Bundesgenossen übernahmen Aufträge und Bestellungen, auch Anzahlungen und lieferten entweder garnicht oder äußerst lässig. Da auch die französische Industrie mit dem Fortschreiten der Demobilisation, dem Herausziehen der deutschen Kriegsgefangenen aus den industriellen Anlagen, mit der fortschreitenden Verlotterung des ganzen Transportwesens, der nicht aufhörenden Gärung unter den Belegschaften der eigenen Kohlenbergwerke immer weniger leistungsfähig und zuverlässig wurde, sah sich die französische Regierung gezwungen, um nicht noch mehr Dollar- und Pfundschulden zu machen, den entgegengesetzten Weg einzuschlagen. Durch die Tageszeitungen, durch die Fachpresse und durch direkte Rundschreiben an die einzelnen Werke forderte sie nun auf, das Sinken der deutschen Währung voll auszunutzen und den gesamten Bedarf, soweit er nicht in Frankreich gedeckt werden kann, nur aus Deutschland zu beziehen. — Daß diese Erkenntnis zu jener Zeit auch dem industriellen Unternehmertum in Frankreich aufgegangen war, beweist ein Aufsatz im Figaro, der sich dabei auf Darlegungen eines Großindustriellen aus dem Norden stützt. Dieser Herr hat nicht nur die Härten der Invasion miterlebt und die Zerstörung seiner Fabriken, sondern auch annähernd zwei Jahre als Geisel in einem deutschen Lager zubringen müssen. Er liebt die Deutschen durchaus nicht, dennoch ist er für die Wiederaufnahme der Handelsbeziehungen mit Deutschland. — „Darauf zu verzichten, wäre Wahnsinn." Zur Begründung seiner Forderung führt er an, daß eine Maschine, deren er gerade bedürfe, wenn er sie nicht aus Deutschland kommen lassen wollte, aus Amerika bezogen werden müßte. Da würde der Anschaffungspreis um 40 v. H. höher sein. Außerdem hätte er jedesmal bei Nachlieferung von Ersatzteilen aus Amerika einen Monat zu verlieren, bis sie einträfen, während er sie aus Deutschland in 48 Stunden haben könnte. Wie er, fährt er fort, denken auch viele andere Industrielle seiner Gegend, nämlich, daß sie alles, dessen sie für ihre Betriebe benötigten, am vorteilhaftesten aus Deutschland erhalten würden.

Mit der nun seitens der französischen Regierung eingesetzten Propaganda zur Ausnutzung des Sinkens der deutschen Währung und zur regen Beteiligung beim Auskaufe Deutschlands war zu erwarten, daß die Preise in Frankreich infolge der verstärkten Einfuhr der sehr billigen deutschen Waren eine sinkende Tendenz annehmen würden. Dies war natürlich dem französischen Produzenten, der zwar gern seine Maschinen und seinen sonstigen Bedarf zu einem Drittel des Weltmarktpreises aus Deutschland beziehen, dabei aber unter keinen Umständen mit seinen Verkaufspreisen heruntergehen möchte, höchst unerwünscht. Aus diesen Gründen wurden sofort auf alle Erzeugnisse, deren Einfuhr aus Deutschland überhaupt nur in Betracht kommen könnte, durchschnittlich verdreifachte Zölle eingeführt.

Die Spannung zwischen den Preisen der deutschen Angebote und den französischen Inlandspreisen für Fabrikbedarf war während des ganzen Jahres 1919 zumeist wie 1:3. Für große Krane verlangte z. B. eine Pariser Firma den doppelten Betrag in Franken, was eine sehr bekannte deutsche Firma in Mark verlangte; dabei verlangte die Pariser Firma 18 monatige Lieferfrist nebst den üblichen Vorbehalten in Bezug auf Lieferungsmöglichkeit und Rohstoffpreise. Die hüben und drüben verlangten Preise für größere Betonarbeiten standen im gleichen Verhältnis. Für schwere Kohleneelektroden für elektrische Öfen zur Erzeugung von Stahl verlangten deutsche Firmen in Mark nur 60 v. H. des von französischen Firmen geforderten Frankbetrages. Für Hochspannungs-Isolatoren hat man einer Pariser Firma einen Preis bewilligt, der etwa um das Dreifache das entsprechende deutsche Angebot übertraf; und als die mit Sehnsucht erwarteten Isolatoren der Pariser Firma eintrafen — waren sie noch alle mit Etiketten der Porzellanfabrik Rosenthal in Selb in Bayern geschmückt. Ein Werk forderte von einer deutschen und einer französischen Firma Angebote auf Gasreiniger. Das deutsche betrug 20 000 Franks, das Pariser 55 000 Franks. Als man der Pariser Firma ihre so erhebliche Mehrforderung vorhielt, verwahrte sie sich sehr energisch dagegen, daß man ihre Erzeugnisse mit denen der „boches" vergleichen wolle. Ungeachtet des gewaltigen Preisunterschiedes wurde die Bestellung, nachdem ein Preisnachlaß von 3000 Franks bewilligt worden war, in Paris aufgegeben, um nicht den Deutschen den Verdienst zukommen zu lassen. Bald darauf stellte es sich heraus, daß die Pariser Firma von sich aus diese Bestellung jener deutschen Firma in Auftrag gegeben hatte, die ihr Angebot mit 20 000 Franks gemacht hatte. Zwei Drittel ihres Preisnachlasses hatte die auf deutsche Erzeugnisse mit solcher Geringschätzung herabblickende Pariser Firma der deutschen Lieferantin auch noch abgepreßt, indem sie ihren Auftrag nur nach Ermäßigung auf 18 000 Franks erteilt hat.

Diese Darlegungen sollten den beteiligten Kreisen klar machen, wie sehr das Ausland auf deutsche Waren angewiesen ist, und daß es jetzt, wo viele einheimische Betriebe auf Jahre hinaus mit Aufträgen versehen sind, doch gar keinen Zweck hat, den in der Vorkriegszeit geübten Wettlauf um Aufträge nach dem Auslande wieder aufzunehmen. Man sei sich bewußt, daß das Ausland in jedem Falle nur das von Deutschland kaufen wird, was es entweder anderswo überhaupt nicht bekommt oder nicht so schnell und nicht so billig bekommen kann. Deutschland krankt jetzt nicht an Absatzmangel, sondern an viel zu geringer Produktion. Man sollte reiflich überprüfen, ob unsere Verkaufsorganisationen, welche auf Auffindung von Absatzmöglichkeiten und Schaffung des Bedarfes eingestellt waren, in der Gegenwart nicht viel zu groß sind, weil diese Aufgaben auf lange Jahre hinaus, wenn nicht gar auf immer, nun weggefallen sind, und weil wir viel, viel weniger als in der Vorkriegszeit abzusetzen haben. Der Aufwand der Einzelfirmen und des Staates, wie z. B. die Veranstaltung von Messen usw. zur Heranschaffung von Auslandsaufträgen, ist daher jetzt durchaus entbehrlich. Diese Veranstaltung verschlingt große Geldmittel und beansprucht sehr viele Arbeitskräfte für eine ganz unproduktive Tätigkeit.

Das Schlimmste aber dabei ist, daß bei der Ausfuhr nach dem Auslande der Staat als solcher nicht nur keine Einnahmen einheimst, die er doch so notwendig braucht, sondern noch recht erhebliche, mitunter sogar in den Einzelheiten nachweisbare Zuschüsse leistet, d. h. der Staat erleidet z. Zt. bei jedem Verkaufe nach dem Auslande einen direkten Verlust.

Der Verkäufer einer Ware weiß zwar, wie viel Kosten die Herstellung dieser Ware ihm persönlich verursacht hat; unter Zurechnung eines ihm als ausreichend erscheinenden Gewinnes berechnet er seine Verkaufspreise und glaubt nun, dem Staate einen sehr großen Dienst zu erweisen, wenn er zu diesen Preisen recht viel Waren nach dem Auslande zu verkaufen sucht und auf diese Weise ausländische Zahlungsmittel dem Eigenlande zuführt. Leider ahnen die Wenigsten, welchen verlustbringenden Dienst sie damit ihrem Lande erweisen und wie teuer die so hereinkommenden Zahlungsmittel dem Lande zu stehen kommen.

Wenn man aus Ländern mit hoher Valuta jetzt nach Deutschland kommt, so gerät man aus einer Verwunderung in die andere über die Billigkeit des hiesigen Lebens. Im Auslande bezahlt man für jede Straßenbahnfahrt, für jede Bahnfahrt, für jede Postkarte, an Trinkgeldern vielfach nur den halben, mitunter auch gar den gleichen Betrag an dortiger Währung, wie hier in Papiermark. Ebenso steht es im großen und ganzen mit den Wohnungsmietspreisen. Auch die Lebensmittelpreise, namentlich die rationierten, aber auch die, welche man „hinten herum" erhält, sind für den aus dem Auslande Kommenden von verblüffender Billigkeit. Woher kommt dies?

Arbeiten die deutschen Eisenbahnen, die deutschen Postverwaltungen soviel billiger, kostet die Unterhaltung der Wohnhäuser soviel weniger als jenseits der Grenzen? Haben die deutschen Ämter für Lebensmittelbeschaffung so besonders billige Quellen entdeckt? Nein, leider ist es nicht der Fall. Das Defizit der deutschen Reichspost betrug im Jahre 1919 an die zwei Milliarden, also für jede Postsache, die wir aufgaben, zahlte der Staat wahrscheinlich einen dem Portosatz ungefähr gleichen Betrag noch zu. Die städtischen Straßenbahnen weisen für das verflossene Jahr sehr erhebliche Defizite auf. Für die Verbilligung der rationierten Lebensmittel verausgabte der Staat in neun Monaten 3,5 Milliarden. Die deutschen Staatsbahnen haben einen noch erheblich höheren Fehlbetrag zu buchen. — Auf die Unterhaltung der Wohnhäuser, auf die Unterhaltung der Straßen und der kommunalen Einrichtungen, auf die Pflege der Fachbildung und der Forschertätigkeit wird im wesentlichen ganz verzichtet. Bei jeder unserer Verrichtungen genießen wir entweder einen Zuschuß des Staates oder wir zehren von unserem ersparten Gute. Unter diesen Umständen wird eine der Wirklichkeit tatsächlich entsprechende Kostenberechnung zum Dinge der Unmöglichkeit und das, was wir als unsere Selbstkosten errechnen, dürfte im großen und ganzen weit weniger als die Hälfte der tatsächlichen Ausgaben sein, wenn man auf die Staatszuschüsse verzichten und sein häusliches, gewerbliches und geistiges Inventar auf der Höhe der Vorkriegszeit erhalten würde. Daß die Schätzung nicht übertrieben ist, ersieht man daraus, daß in den letzten 6 Monaten sowohl die städtischen Verkehrsunternehmungen, wie

die Staatsbahnen und auch die Reichspost sich gezwungen sahen, um ihre laufenden Selbstkosten nur halbwegs zu decken, ihre Tarife zum Teil zu verdoppeln, zumeist aber zu verdreifachen.

Durch die direkte und indirekte Übernahme aller oben aufgezählten Lasten bezweckte der Staat, die Lebenshaltung breiter Volksschichten, deren Einkommen der Preisbildung nur mit starker Verzögerung folgen kann, möglichst billig zu erhalten. Die Richtigkeit oder Zweckmäßigkeit dieses Vorgehens des Staates soll hier nicht weiter untersucht werden. Jedenfalls steht doch fest, daß durch diese Maßnahmen der Staat die Lebenshaltung *seiner* Angehörigen und nicht die der Bewohnerschaft der fünf Erdteile zu verbilligen anstrebte. Dadurch aber, daß der Staat eine erheblichen Anteil der Kosten im Haushalte der Arbeiterschaft, der Beamten, des Unternehmers selber auf sich genommen hat, sind die bezahlten Arbeitslöhne und Gehälter, sind alle persönlichen und geschäftlichen Spesen, alle Gebühren und Frachten, soweit sie gebucht werden können, weit unterhalb ihrer wirklichen Beträge. Soweit die erzeugten Güter, bei den eigenen Staatsangehörigen verbleiben oder von ihnen verbraucht werden und somit zur Erhaltung und zur Stärkung des Volksganzen beitragen, hat diese allgemeine Unterwertung der Waren und Leistungen nicht ihrem vollen Betrage nach als Verlust zu gelten. Anders aber ist es in Bezug auf alles, was nach dem Auslande von Einzelfirmen verkauft wird. Sie persönlich können dabei hohe Gewinne erzielen, indem sie nicht nur ihren normalen Fabrikations- bzw. Handelsgewinn, sondern noch die sehr erhebliche Differenz zwischen den Inlands- und Auslandspreisen für sich in Anspruch nehmen. *Tatsächlich aber ist diese Differenz zwischen den In- und Auslandspreisen, wie wir gesehen haben, zu einem sehr erheblichen Teile nur durch die nicht getilgten Vorschüsse des Staates bedingt und von Rechtswegen sollte daher die Differenz zwischen den In- und Auslandspreisen, soweit es sich um die Ausfuhr handelt, nur dem Staate zugute kommen.*

Der Einwand, den die Verf. oft zu hören bekommen, daß es letzten Endes ziemlich gleichgültig sei, ob die Gewinne aus dem Ausfuhrhandel direkt dem Staate zufließen, oder ob sie von Einzelfirmen eingenommen und dann doch dem Staate in Form von allerhand Steuern abgeführt werden, da der Staat doch so ziemlich alles wegsteuern wolle, erscheint aus vielerlei Gründen nicht stichhaltig. Es ist ein weiter Weg von den Einkünften des Einzelnen bis zu denjenigen des Fiskus, und gar vieles verdunstet und versickert unauffindbar und unnachweisbar. Zudem weiß wohl noch kein Mensch in Deutschland, wie, wann und in welchem Ausmaße die Steuergesetze zur Anwendung gelangen werden. Aber selbst wenn die Sicherheit bestände, daß sie durchgreifend wirken werden, erscheint es schon deshalb nicht richtig, daß nur der jeweilige Besitzer einer Ware zu bestimmmen hätte, ob und zu welchem Preise sie nach dem Auslande verkauft werden darf, weil, wie wir gesehen haben, der Staat mit einem meistens nicht minder großen Anteil an den Selbstkosten beteiligt ist und daher geradezu als Mitbesitzer der Ware zu betrachten ist. Noch andere wichtige Gründe kommen hinzu, welche gebieterisch ver-

langen, daß die bisherige, mehr dekorative Mitwirkung des Staates bei dem Ausfuhrhandel einer ausschlaggebenden Beteiligung daran Platz macht. Durch die hohen Gewinne, welche der Ausfuhrhandel den einzelnen Firmen abwirft, werden diese dazu verleitet, soviel wie nur möglich nach dem Auslande zu verkaufen ohne Rücksichtnahme auf den Inlandsbedarf. Dies führt dazu, daß der einheimische Verbraucher gezwungen wird, mit dem Auslande in Wettbewerb um die Erlangung auch der einheimischen Ware zu treten, für deren Herstellung der Staat einen erheblichen Anteil der Kosten trägt und die er früher oder später doch in irgend einer Form auf den Verbraucher abwälzen müssen wird.

Diese Notwendigkeit, auch beim Bedarf an einheimischen Waren mit dem Auslande mit seiner hohen Valuta in Wettbewerb zu treten, legt dem deutschen Einzelverbraucher eine kaum zu ertragende Bürde auf; sie wird aber geradezu zur Katastrophe für die gesamte Volkswirtschaft, wenn es sich um Bezug von einheimischen Rohstoffen und Halbfabrikaten handelt, welche, statt für die eigene weiterverarbeitende Industrie reserviert zu werden, von dem Inlandsmarkte ganz verschwinden und nach dem Auslande verschoben zu werden drohen. Man denke z. B. an die wenigen noch aus deutschen Erzen gewonnenen Metalle, wie Zink und Blei, an Baueisen, Eisenbleche und Eisenrohre, an chemische Halbfabrikate, wie Soda und Natriumsulfat, welche die Grundlage für die Glas- und andere wichtige Fabrikationen bilden, an Leder usw. usw. Die Maschinenindustrie, der Apparatebau, die chemischen Fabriken, die Schuhfabriken wie fast alle andere Zweige der weiter verarbeitenden Industrie leiden unter dem Mangel auch an solchen für sie als Rohstoffe dienenden Ausgangsmaterialien, welche zwar im Inlande unter Zuhilfenahme von Staatszuschüssen erzeugt und trotzdem nach dem Auslande verkauft werden.

Die Ausfuhrprämienpolitik, trotzdem sie in der Vorkriegszeit nur von wenigen Wirtschaftsverbänden getrieben wurde, hat bekanntlich außerordentlich viel zur Erstarkung des Grolls und des Mißtrauens gegen Deutschland beigetragen. Im Grunde genommen, wird aber die deutsche Ausfuhr, so wie sie jetzt gehandhabt wird, allerdings ganz ungewollt, durch riesige Staatsprämien unterstützt, und die Phantasiegewinne mancher Ausfuhrfirmen werden nicht vom Auslande, sondern in der Wirklichkeit von dem eigenen Staate getragen.

Zu dem wirtschaftlichen Ruin, zu welchem die bisherige Hilflosigkeit des Staates gegenüber dem eigenen Ausfuhrhandel führt, kommt noch der Umstand hinzu, daß die breiten Schichten der schaffenden Kreise des Auslandes, auf deren Sympathien Deutschland jetzt so angewiesen ist, durch die bisherige, im Grunde genommen auf Gewährung staatlicher Ausfuhrprämien hinauslaufende deutsche Ausfuhrpolitik geradezu vor den Kopf gestoßen werden. Die schaffenden Schichten bekommen als Verbraucher von der „deutschen Billigkeit" nichts zu sehen — der ganze Einfuhrgewinn bleibt auch dort in den Händen der nur unmittelbar an der Einfuhr Beteiligten — umsomehr bekommen aber diese breiten Schichten die angebliche „deutsche Billigkeit" als Erzeuger zu spüren, indem der dortige Handel unter Hinweis auf die deutschen Angebote, auf die man aber angeblich nur aus patriotischen Erwägungen

nicht eingehen wolle, die von dortigen Erzeugern verlangten Preise zu drücken sucht. Die Folge davon ist die, daß nicht nur die alliierten, sondern auch verschiedene neutrale Staaten Gegenmaßnahmen getroffen und die deutsche Einfuhr mit stark erhöhten Zöllen belegt haben. Es sei hier eine im März 1920 erschienene Notiz in der Schweizer Presse über die unmittelbare deutsche Einfuhr nach der Schweiz angeführt, wobei noch die verheerenden Folgen des berüchtigten „Loches im Westen" doch kaum in Betracht kommen:

„**Deutsche Ausfuhrziffern.** Bei dem Mangel einer deutschen Außenhandelsstatistik sind die Ziffern wertvoll, die aus anderen Ländern über die dorthin bewirkte Einfuhr deutscher Waren zu uns gelangen. Interessante Angaben veröffentlicht über die Ausfuhr deutscher Fertigfabrikate das Eidgenossenschafts-Zoll-Departement, die jetzt bis einschl. 3. Quartal 1919 vorliegen. Daraus ergibt sich beispielsweise, daß die Ausfuhr von deutschen Holzwaren nach der Schweiz im ersten Quartal 1919 1407 Doppelzentner, im zweiten 4622 Dz., im dritten 16709 Dz. betrug, darunter die Ziffern für die entsprechenden Quartale des deutschen Möbelexports nach der Schweiz, 375, 493 und 2931 Dz. Die Holzwareneinfuhr stand danach im dritten Quartal 1919 auf etwa der doppelten Höhe des deutschen Holzwarenexports im Durchschnitt der Quartale 1913, während sich der Möbelexport im dritten Quartal 1919 noch nennenswert unter dem Durchschnitt (in 1913 pro Quartal 3873 Dz.) hält. An unbedruckten Papieren, Kartons, Pappen usw. war die Ausfuhr in den 3 Quartalen 1919: 9691, 15650 und 21 773 Dz. (1913 pro Quartal 23 511 Dz.). Recht gering sind die Ziffern für Eisenbahnmaterial: 22 854, 41076, 40 799 Dz. (Durchschnitt 1913 aber: 142024 Dz.), für Maschinenteile 3558, 4260, 4663 (15 228) Dz. Sehr groß war dagegen die Ausfuhr deutscher Automobile nach der Schweiz: 1598, 2895, 10 441 (Durchschnitt pro Quartal 1913: 534) Dz. und von Fahrrädern: 6982, 6985 und 32507 (durchschnittlich pro Quartal 1913 nur 851 Stück). Es scheint sich dabei, da die Schweiz keine entsprechende Wiederausfuhr nach anderen Ländern zeigt, gerade für Automobile und Fahrräder in der Hauptsache um einen inneren Konsum der Schweiz zu handeln, während zB. bei der stark gestiegenen Einfuhr deutscher Werkzeugmaschinen (drittes Quartal 1919: 17 170 gegen durchschnittlich 8208 Dz. pro Quartal 1913) große Wiederexportziffern aus der Schweiz nach Frankreich vorliegen (11 267 Dz. im dritten Quartal 1919 gegen durchschnittlich 683 Dz. pro Quartal 1913.) Es ist daran zu erinnern, daß die große Einfuhr von deutschen Möbeln nach der Schweiz dort zu einer Abwehraktion geführt hat und daß eine gleiche Aktion zurzeit von den schweizerischen Fabriken für Automobile usw. angestrebt wird."

Das Problem stellt sich daher wie folgt:

Das Reich bedarf ausländischer Zahlungsmittel zur Bestreitung der Kosten der Einfuhr fremder Rohstoffe und Nahrungsmittel und zur Tilgung der Auslandsschulden. Nur solcher Ausfuhrhandel kann dem Volksganzen zugute kommen, bei welchem der Erlös neben den Herstellungskosten auch die mittelbaren und unmittelbaren Auslagen seitens des Staates und der Gemeinden reichlich deckt, und unter der Voraussetzung, daß die durch die Ausfuhr dem Inlande entzogenen Waren seine eigene Produktion nicht gar zu erheblich beeinträchtigen.

Über das Was und wie viel, d. h. welcher Teil der Inlandsproduktion ausgeführt werden soll, dürfte einer sachverständig und unparteiisch urteilenden Stelle nicht schwer zu entscheiden sein, wenn sie sich nur von der Beeinflussung seitens der einzelnen, nur um ihren eigenen Geldgewinn besorgten, Ausfuhrinteressenten frei zu halten weiß.

Anders die Frage, wie schützt sich der Staat davor, daß die zur Ausfuhr gelangende Ware nicht zu billig verkauft werde, und wie erreicht

er, daß er mindestens all die von ihm und anderen öffentlichen Körperschaften bei der Herstellung der Ware gemachten Auslagen wiedererhalte. Die Zuschüsse des Reiches für Lebensmittelbeschaffung und zur Deckung der Fehlbeträge bei den Eisenbahnen, Post und andern Verwaltungszweigen betragen jetzt im Jahre an die zwanzig Milliarden Mark. Es kommen hinzu die ungeheuren Beträge, welche die Instandhaltung des gesamten staatlichen, städtischen und privaten Inventars verlangen würde, und die doch einmal gemacht werden müßten und daher ebenfalls mitzuveranschlagen sind.

Einen Weg zur Sicherung seiner bei der Erzeugung der zur Ausfuhr bestimmten Ware gemachten Zuschüsse bieten die Ausfuhrzölle. Um nicht unnötig viel Zeit in Verhandlungen und Erwägungen über die Bemessung der Ausfuhrzölle zu verlieren, kann man dieselben auf den anläßlich der früheren Handelsverträge gemachten Vorarbeiten aufbauen und die Sätze für die maximalen Einfuhrzölle auch als Ausfuhrzölle gelten lassen, wobei dieselben in Goldmark zu erheben wären. Etwaige Härten und Unzweckmäßigkeiten, welche sich bei der Einzelanwendung herausstellen sollten, dürften dank der groß gewordenen Beweglichkeit des gesetzgebenden Mechanismus schnell zu beseitigen sein, um so mehr, als die Zahl der für die Ausfuhr in Betracht kommenden Warengattungen jetzt nur gering ist.

Am häufigsten wird, sobald die Einführung der Ausfuhrzölle erwogen wird, darauf hingewiesen, daß die Entente sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen wird, zur Deckung ihrer Forderungen den Ertrag der Ausfuhrzölle für sich zu beanspruchen. Aus vielerlei Gründen ist dies nicht wahrscheinlich, und im übrigen sei daran erinnert, daß dieser Einwand bei jedem neuen Steuergesetzentwurfe gemacht worden ist. Aber selbst wenn diese unerwünschte Eventualität wider Erwarten eintreten sollte, würden die Ausfuhrzölle ihre wichtige Funktion eines Schutzdammes gegen das Übergreifen der Weltmarktpreise des reich gewordenen, über viele Rohstoffe und sonstige Hilfsmittel verfügenden Auslandes auf das verarmte und mit erdrückenden Kriegs- und Wiedergutmachungsschulden belastete Deutschland vollauf beibehalten. Auch die bisherige Unterwertung und Unterbietung der deutschen Waren im Auslande würde durch hohe Goldmarkzölle in erheblichem Maße eingeschränkt und hierdurch ein Anlaß zur Verärgerung der auswärtigen öffentlichen Meinung über die angebliche Untergrabung der dortigen Gewerbe aus der Welt geschafft werden. Ferner ist zu berücksichtigen, daß eine etwaige Beschlagnahme des Ertrages der Ausfuhrzölle schließlich doch nur zur Tilgung der Kriegsschulden verwendet werden kann.

Man bedenke, daß bei der gegenwärtigen Gewährung nahezu freier Ausfuhr, wobei die Preisbemessung im wesentlichen nur durch den Verkäufer oder durch seinen Verband geschieht, die fremden Staaten sich genötigt sehen, zum Schutze ihrer Gewerbe ihre Schutzzölle noch mehr zu steigern. Die deutschen Ausfuhrpreise müssen in solchem Falle um den fremden Zollbetrag ermäßigt werden, sodaß der gesamte Zollertrag dann den fremden Staaten direkt zufließen würde, ohne dem deutschen Finanzwesen auch nur mittelbar zunutze zu kommen.

Die hier erörterten Probleme betreffen die Verhütung des zu billigen und zu reichlichen Warenverkaufes an das Ausland, die Schaffung eines Schutzwalles gegen das Übergreifen der Weltmarktpreise der reichen Länder mit hoher Valuta auf das verarmte Inland und eine wirksame Sicherung des vom Staate und von sonstigen öffentlichen Körperschaften investierten Aufwandes zur Herstellung der auszuführenden Ware. Es ist denkbar, daß diese Probleme noch auf einem anderen Wege als durch die bisher erwogenen Ausfuhrzölle und zwar durch Verstaatlichung oder Monopolisierung des Außenhandels gelöst werden können.

Schon zur Kriegszeit wurde sehr eingehend die zukünftige Gestaltung des Außenhandels erwogen. Auch unter der damals allein herrschenden Voraussetzung des günstigen Ausganges des Krieges war man sich einig, daß während einer immerhin längeren Übergangszeit eine straffe Zwangswirtschaft unserer Einfuhr nicht zu umgehen sein würde. Über die Ausfuhr gingen die Ansichten noch mehr als sonst auseinander; die Bedenken der Großkaufmannschaft gegen die Befähigung einer bureaukratischen Verwaltung, Auslandsmärkte von Neuem zu erobern, sich den Auslandsbedürfnissen anzupassen und neue Absatzmöglichkeiten für die damals geplanten großen Produktionssteigerungen ausfindig zu machen, leuchteten durchaus ein und wurden entsprechend gewertet.

Wie schon oben angedeutet, kommen zur Zeit und wahrscheinlich auf lange Jahre hinaus Absatzschwierigkeiten nicht in Betracht und man ist der Aufgabe, neue Absatzmärkte zu suchen oder gar neuen Bedarf zu schaffen, völlig enthoben. Die Nachfrage nach Waren ist auf Jahre hinaus gesichert, und es handelt sich darum, best geeignete Institutionen zu schaffen, um die Befriedigung dieser Nachfrage so zu gestalten, daß sie dem ganzen Lande zum höchst möglichen Vorteil gereiche.

Um geschäftliche Angelegenheiten zu leiten, zumal solche von weitestgehender Wichtigkeit für das Volksganze, bedarf es geschäftserfahrener Persönlichkeiten mit Weltblick und Weltkenntnis, und es ist daher nicht gleichgültig, in wessen Händen die Leitung der etwaigen vom Staate einzurichtenden Außenhandelsstellen liegen wird.

Als Beamte des Reiches für die Leitung solcher mit den einzelnen Warengruppen sich befassenden Außenhandelsstellen müssen daher nicht nach berühmten Mustern Geheimräte, Professoren und Herren Oberste, sondern in erster Reihe jene Persönlichkeiten ins Auge gefaßt werden, die auch bis zum Kriege Deutschlands Welthandel großzügig und erfolgreich leiteten — damals für sich selbst oder für die ihnen anvertrauten Unternehmungen, — „königliche Kaufleute“, Männer, die mit Berechtigung die stolzen Worte an ihr Haus schreiben konnten: „Die Welt ist mein Feld“.

Jetzt sollen diese Industrie- und Handelskapitäne als Leiter der Ausfuhrhandelsstellen ihre Kenntnisse und Erfahrungen, ihre Umsicht und Willenskraft dem Vaterlande zu seinem Wiederaufbau widmen. Sie sollten ihr Amt nicht als „Ehrenamt“ unentgeltlich ausüben, sondern ein Einkommen verbürgt erhalten, welches als festes Gehalt oder in Form einer Beteiligung an dem erzielten Reinerlös oder in Form einer Kombination der beiden ihrem Vorkriegszeiteinkommen unter Berücksichtigung der Gegenwartsverhältnisse entspricht.

Wenn einem Kreise solcher Personen die Neugestaltung unseres Ausfuhrhandels in scharf umrissenem Umfange und mit klar erkannten Zielen zur Aufgabe gestellt und ihm die weiteste Freiheit in seinen Dispositionen verbürgt wird, so sollte man meinen, daß, nachdem der leidige und zermürbende Konkurrenzkampf im Eigenlande ausgeschaltet sein würde, und man sich daher weit mehr als bisher ausschließlich dem eigentlichen Außenhandel widmen könnte, die betreffenden erst recht in der Lage sein werden, nun im Dienste des Volksganzen ihre Kräfte und Begabungen voll zu entfalten.

Es mag sein, daß manche dieser Persönlichkeiten, in deren Händen wichtige und auch jetzt noch bedeutende Zweige unseres Ausfuhrhandels liegen, sich für zu gut halten werden, um ihre Selbständigkeit aufzugeben und „Staatsbeamte" zu werden. Auch sie sollten bedenken, daß es sich hier um die wenigen der höchsten Ehren- und Vertrauensposten gänzlich unpolitischen Charakters handelt, welche der Staat überhaupt zu vergeben hat und welche für das Staatsganze von großer Bedeutung und segensreicher Wirkung sein können.

*

Bei Erörterung unseres wirtschaftlichen Selbstschutzes darf noch ein Punkt nicht unberücksichtigt gelassen werden, der allerdings nicht den eigentlichen Außenhandel berührt, dessen Nichtbeachtung aber unserem Volke sehr erhebliche Kosten zum alleinigen Nutzen der Ausländer oder des Auslandes verursacht.

Gewaltig und fortdauernd im Steigen begriffen ist die Zahl der nach Deutschland strömenden Angehörigen von Ländern mit hohem Valutastande. Und wohl nirgends in der Welt ist jetzt für sie das Leben so billig wie in Deutschland. Auf der Bahn, im Hotel, in der Stadt, auf der Post zahlt der Ausländer nur einen Bruchteil dessen, was er in seinem Lande für die gleichen Leistungen zu zahlen hätte. In Deutschland sind diese Ausgaben deshalb so gering, weil der Staat und die Gemeinden einen erheblichen Teil der Kosten in Form von Zuschüssen und Defiziten auf sich nehmen. Diese kommen dem hier weilenden Ausländer genau so zugute wie dem Einheimischen.

Früher suchte man den Fremdenverkehr, den Zustrom von Ausländern zu steigern, weil das angeblich „Geld ins Land brachte". Jetzt trifft dies jedenfalls nicht zu, da wir die vorhandenen Wohnungsgelegenheiten selbst bitter nötig haben, da unsere Nahrungsmittel für uns selbst noch lange nicht ausreichen und da gerade die Beköstigung der Ausländer viel zum weiteren Blühen und Gedeihen des Schleichhandels beiträgt. Kommerzielle Vorteile von der Überflutung des Landes durch Ausländer sind nicht zu erwarten und die „Fremdenindustrie" ist zur Zeit für Deutschland stark verlustbringend.

Auch zur Förderung des Ausländerbesuches in unseren Hochschulen und Universitäten, welche nicht einmal die einheimischen Studierenden aufnehmen können, hat Deutschland jetzt gar keinen Anlaß. Hat das Ausland wirkliches Bedürfnis für deutsche Wissenschaft, deutsche Kunst, so mag es die deutschen Gelehrten, Musiker usw. zu sich einladen, ihnen Lehrstühle, Laboratorien und Konservatorien zur Verfügung stellen, nachdem es förmliche Bürgschaften übernommen haben wird, daß die

Sicherheit und Würde der Eingeladenen unangetastet und ihre Freizügigkeit voll gewahrt wird. Mit der Auswanderung eines Teils unserer Vertreter der Kunst und Wissenschaft, so sehr diese aus verschiedenen Gründen unerwünscht sein mag, muß man sich abfinden, da im Inlande zurzeit bei weitem nicht allen diesen Kräften ein geeignetes Betätigungsfeld und ein halbwegs ausreichendes Einkommen geboten werden kann.

Durch die Erschwerung der Einreise und Verringerung der Zahl der hier ansässigen Ausländer würde wenigstens zum Teil der Verkauf deutschen Besitztums an das Ausland eingeschränkt werden. Vielfach kaufen jetzt Ausländer deutsche Hotels, ganze Häuserblöcke, sogar ganze Kurorte mit der ausgesprochenen Absicht auf, sie zu Ausländerheimen auszugestalten. Als Illustration hierfür sei nur auf die folgende Notiz, welche im März d. J. die Runde durch die Zeitungen machte, hingewiesen!

> **Das Kurhaus in Wyk auf Föhr in amerikanischem Besitz.** Den vielen Verkäufen von Hotels und Privatlogis auf den nordfriesischen Inseln an Ausländer ist jetzt, wie uns aus Lübeck geschrieben wird, eine neue Besitzveränderung gefolgt, und wieder ist eins der größten Fremdenheime in den Nordseebädern an Ausländer abgegeben worden. Das vor dem Kriege neuerbaute Kurhaus in Wyk auf Föhr ist nach vergeblichen Verhandlungen mit einem holländischen Konsortium in den Besitz zweier Amerikaner übergegangen, die es mit aller Einrichtung für den Preis von 1 150 000 Mark erwarben. Die Gründe des Verkaufs, dem die Stadtverordnetenversammlung zustimmte, sind die Finanzschwierigkeiten der Stadt Wyk und die unbefriedigende Bewirtschaftung durch den bisherigen Pächter. Durch diese Besitzveränderung soll der Fremdenverkehr auch aus Amerika und von in Deutschland weilenden Amerikanern nach Föhr geleitet werden.

Man sollte meinen, daß weder der Staat noch die Kommunalverbände auch nur den geringsten Anlaß haben, ihren Haushalt auch noch zu Gunsten der Ausländer mit Anleihen und Defiziten zu belasten und zuzulassen, daß trotz der großen Wohnungsnot und der überaus großen Schwierigkeiten, die einheimische Bevölkerung auch nur ganz notdürftig mit dem Unentbehrlichsten zu versehen, förmliche Ausländerkolonien angelegt werden.

Die Zuschüsse zur Beschaffung der Nahrungsmittel und die Defizite der verschiedenen Verwaltungen werden für das verflossene Jahr wohl mindestens an die tausend Mark auf den Kopf der erwachsenen städtischen Bevölkerung ausmachen, und man sollte sich daher entschließen, von jedem Ausländer, der hierher nicht im amtlichen Auftrage kommt, eine Einreise- und eine Aufenthaltsabgabe zu erheben, welche monatlich etwa 100 Goldmark ausmachen könnte.

Auch sonst sollte zur Regel gemacht werden, daß Ausländer alle Gebühren in Goldmark zu entrichten haben. Man bedenke z. B., daß jetzt, wo auch im ganzen Auslande, gleichviel ob es Frankreich, Amerika oder ein anderer Staat ist, alles viel teurer geworden ist, für die Ausländer nur die deutschen Gebühren auf ein Zwanzigstel oder gar noch weniger des früheren Betrages gesunken sind: um 100 Mark Patentgebühren zu entrichten, mußte der Amerikaner vor dem Kriege an die 25 Dollar einzahlen, jetzt aber kann es geschehen, daß, wenn er nur einen Dollar einzahlt, er noch etliche Mark zurückbezahlt bekommt. Man denke nur an die Valutaverhältnisse im Februar. Das Gleiche gilt auch in Bezug auf alle anderen vom Staate und von Gemeinden festgesetzten Gebühren, Abgaben, Anwaltshonorare usw.

Unnötig ist es, noch besonders hervorzuheben, daß die vorgeschlagenen Maßnahmen nicht im allermindesten einer Feindseligkeit gegen das Ausland entspringen. Die Verfasser (von denen der eine als Ausländer geboren worden ist) haben vor dem Kriege jahrelang in außerdeutschen Ländern gelebt und dort liebe Freunde und gar manches Schätzenswerte gefunden. Es handelt sich hier ausschließlich um Vorschläge zum Selbstschutz Deutschlands, zunächst auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens als dem festen Grunde, auf dem allein das geistig-sittliche Sein unseres Volkstums in seinen früheren Ergebnissen gewahrt und gepflegt werden kann. Unter veränderten Bedingungen wird es dann in neuen Schönheitsformen jungstarke Neutriebe hervorsprießen lassen, Blüten entfalten und Früchte zeitigen, von deren erfrischend-erquickenden Wirkung man jetzt nur mit den Seherblicken des Dichters sich ein Bild zu machen vermag.

Wie grausig noch immer unsere Wirklichkeit in der Gegenwart ist, vergiftet durch Neid und Haß und Rachsucht im Innern und von außen, wie wund und weh unser Volkskörper noch ist, er wird gesunden durch Abstoßung der brandig gewordenen Glieder, und seine frische Kraft, sein Schaffen und sein Ringen wird ihm aus denen, die seiner Leistungen bedürfen, Freunde und Bundesgenossen werben.

Der neue Bund wird sich nicht in Feindschaft gegen andere Völker stellen, er wird endlich den Kulturbund der gesitteten Völker der Erde bedeuten.

Und woher diese felsenfeste Zuversicht auf Deutschlands nicht allzufernen Emporstieg?

Sie gründet sich trotz allen Gegenwartselends und Leides, trotz des Versailler Tiger-„Friedens“ und trotz des Bewußtseins der Mitschuld Deutschlands an dem durch alle imperialistischen Mächte gewollten und begangenen Kriegsverbrechen gerade auf Deutschlands unerhörte Kraftleistung während der einundfünfzig Monate unvergänglicher Völkerschmach.

Ein Volk, das so allein — denn Türken, Bulgaren und Habsburger Hausmacht-Konglomerat waren ja nur Hemmnisse — gegen sämtliche fünf Erdteile standhalten konnte und nur durch völlige Aushungerung zu Fall gebracht wurde, *ist nicht besiegt*, wie stolz die andern sich auch ihres „Sieges“ brüsten. Immer wieder erklären sie ja, Deutschland bleibe „formidable“, deshalb müsse es niedergehalten werden. Und dennoch brauchen sie's, wie wir oben ausführten.

Also, deutsches Volk, sei du selber und sei einig. Dann, deutscher Eichbaum, breite deine Äste, senke tiefer deiner Wurzeln letzte zarte Fasern ins tiefste Erdreich hinab. Du wirst dir mit deinen Organen Nahrung aus Tiefen und Höhen holen und kannst mit ruhiger Würde dein Haupt hoch tragen.

März 1920.

Dr. Karl Arns, Bochum:

Dokumente einer neuen Geistesverfassung in England.

Getreu dem Grundsatze „Right or wrong my country", der in prägnanterer Formulierung lautet: „My country always right", standen in Britannien im Kriege Kapitalist und Arbeiter, Konservative und Radikale, Hochkirche und Freikirche wie eine geschlossene Phalanx gegen Deutschland. Die auf alte puritanische Tradition sich stützende Überzeugung von der Gerechtigkeit der eigenen Sache ließ den Gedanken von einer Milderung der Schuld auf gegnerischer Seite oder von einer etwaigen späteren Wiederannäherung kaum aufkommen. Der Glaube, daß in diesem gerechten Kampfe jegliches Mittel erlaubt sei, führte folgerichtig zur vollständigen moralischen Rechtfertigung der Anwendung der Blockade. Um den „Militarismus" niederzuringen, kam man im Lande der „Unabhängigkeit" selbst zu einem militärischen System, dessen Entstehung schon 1916 Jan Hay, „der jüngste Subalternoffizier", in seinem Buche „The first Hundred Thousand", einer nicht amtlichen Chronik eines Truppenteils der Kitchenerarmee, schlicht und humorvoll schilderte und das in Hurrastücken auf der Bühne, in patriotischen Gedichten und chauvinistischen Romanen mit dem bekannten romantischen Schimmer umhüllt wurde.

Der siegreiche Ausgang des Kampfes schien eine Revision dieser Geistesverfassung nicht nötig zu machen. Und doch scheint sich auch in Britannien eine Wandlung der Geister anzubahnen. In den Reihen der Clarté, dem internationalen Bunde der Geistesarbeiter zum Zwecke der Völkerversöhnung, sehen wir jetzt Männer wie Israel Zangwill, Bertrand Russel, H. G. Wells, Thomas Hardy, Bernard Shaw, die freilich schon früher kriegsfeindlich gesinnt waren. Die Übersetzungen der Werke von französischen Mitgliedern dieser Gemeinschaft wie Romain Rolland, Henri Barbusse, Anatole France sind in ganz England verbreitet. Ernst Tollers phantastisch-grauenvolles Drama „Die Wandlung", mit dem der Dichter bewies, daß auch er die tragische Prüfung auf den Menschheitsglauben bestanden, soll von Douglas Goldring ins Englische, von Henri Barbusse ins Französische übertragen werden. Den Tendenzen der Clarté entsprechend, beginnen sich tatsächlich die Zeichen zu mehren, die insbesondere auf den Wunsch einer Wiederannäherung an Deutschland hindeuten. Wir wissen, daß Bernard Shaw, den die moralische Restauration Europas noch wichtiger dünkt, als die wirtschaftlichen Wiederherstellungen, in seinen Peace Conference Hints so warme Worte gefunden hat für seine Empfindungen über das ganze Kriegselend und vornehmlich über das Unglück Deutschlands und der Greuelpropaganda ein Ende gesetzt wissen wollte. Die League of World Friendship versandte an bekannte deutsche Institute und Personen ein von H. G. Chancillor, Ch. Despard, J. K. Jerome, Jos. King, W. Walsh und J. Zangwill

unterzeichnetes Flugblatt „An das deutsche Volk", das mit seinem ungelenken Deutsch einen rührenden Eindruck macht. Dem von der Walker-Stiftung der Universität St. Andrews in Schottland ausgehenden Preisausschreiben: „Wiederaufbau der menschlichen Gesellschaft auf dem Grunde einer geistig-sittlichen Wiedergeburt", das für Bewerber aller Stände und aller Länder der Welt bestimmt ist, liegt ein deutscher Prospekt bei, ein deutliches Zeichen, daß man auch an deutsche Bewerber gedacht hat. Der im Kriege gegründete „Englische Werkbund" (The Design and Industries Association) hat dem „Deutschen Werkbund" geschrieben, seine Mitglieder hätten einstimmig beschlossen, mit ihm in direkten geistigen Austausch zu treten, und der „Österreichische Werkbund" hat die ideale Arbeitsgemeinschaft mit dem deutschen erneuert. Das Erscheinen der Dramatic works of Gerhart Hauptmann edited by Ludwig Lewisohn wurde im Times Literary Supplement als das „willkommenste Zeichen der Friedenswiederkehr in der literarischen Welt begrüßt".

Eine heftige Reaktion gegen den militaristischen Geist im eigenen Lande hat sich schon vorbereitet; dafür liegen Dokumente aus allen Gebieten der Literatur vor. Von Roman-Autoren sind zu nennen: W. L. George, A. P. Herbert, H. G. Wells. George gibt in seinem Roman „Blind Alley" in etwas journalistenhafter Weise ein Bild seines Vaterlandes in der Kriegszeit; die verschiedenen Personen dienen nur dazu, die verschiedenen Meinungen und Haltungen zum Kriege näher zu beleuchten, alles mit der kühlen Satire des Skeptikers, der den herkömmlichen „Patriotismus" ablehnt. Herbert erzählt mit schlichter, zu Herzen gehender Sachlichkeit in seinem Romane „The Secret Battle" das Geschick eines jungen Offiziers, der unter dem Eindruck des ungeheuren Erlebnisses geistig und körperlich zusammenbricht und als Feigling erschossen wird; der „Glory of the Trenches" wird in seiner ganzen ekelhaften Brutalität bloßgestellt, nicht aufdringlich pazifistisch und darum um so wirksamer. Eine bewußte Kundgebung gegen den Krieg gibt Wells in seinem bekannten Romane „Mr. Britling sees it through", in dem wenigstens eine Spur von Gerechtigkeitssinn gegen Deutschland zu merken ist und wo er warme Worte findet für den Schmerz über all das Kriegselend. Das letzte Kapitel „Mr. Britling schreibt bis zum Morgengrauen" ist echt englisch kühl und doch ergreifend in der Schilderung, wie der Engländer, der den Sohn verloren hat, an den von demselben Geschick betroffenen deutschen Vater schreibt. Leidenschaftlicher gebärdet sich ein junger aus dem Felde heimgekehrter Dramatiker H. F. Maltby, der in seinem turmhoch über den üblichen Spionenstücken und hurrapatriotischen Schauspielen stehenden Drama „The Temporary Gentleman" als Anwalt der Jugend gegen den Materialismus der Alten aufzutreten wagt. In Maltby hören wir einen Mitkämpfer, der seine Worte nicht bemäntelt: Er denunziert das Kastensystem in einem sogenannten demokratischen Heere, geißelt die heuchlerische Gier des sich patriotisch gebenden Kriegsgewinnlers, brandmarkt die moralische Minderwertigkeit der mit den Offizieren flirtenden Krankenschwester. Maltby ist ein Gesinnungsgenosse mancher anderer mehr oder minder „revolutionär" gerichteter Kriegspoeten wie Siegfried Sassoon, H. C.

Haarwood, W. de la Mare, Osbert Sitwell, Gilbert Cannan [1]). Der unerbittlichste und eigenartigste von ihnen ist Sassoon, der das Töten und Würgen aus nächster Nähe geschaut hat und sich in seinen von heiligem Zorne durchglühten Versen zum Anwalt der Jugend gegen den Chauvinismus der Alten macht. Aus jüngerer Zeit liegen auch Prosabücher von Frauen vor, die von dem Geiste Barbusses erfüllt sind. Victoria de Bunsen in ihrer Schrift „The War and Men's Minds" analysiert die von dem herkömmlichen Erziehungssystem gezüchteten Herdeninstinkte, die im Kriege zum Ausbruch kamen. Dorothy Canfield gibt in ihren „Home Fires in France" einige Studien, die in der Schilderung der Kriegsgreuel an das Feuerbuch erinnern. Das größte Aufsehen erregte das autobiographische Buch „A private in the guards" von Stephen Graham, der trotz seiner zwergenhaften Gestalt die letzten achtzehn Monate des Krieges als Gemeiner in der Garde dienen mußte. Er preist zwar den echt kameradschaftlichen Geist zwischen dem gemeinen Soldaten, weiß aber nichts von den sogenannten Freuden des frischen, fröhlichen Soldatenlebens. Er läßt uns einen Blick tun in die verrohenden Wirkungen des militärischen Systems: die Sucht, sich möglichst gemein zu geben, die sexuellen Perversitäten, die ihm die natürliche Folge der langen Abgeschlossenheit von weiblichen Wesen sind, das Überhandnehmen von allerlei Lastern wie Trunksucht, Lüge, Diebstahl, die Roheit der Vorgesetzten, die sogar die Ermordung der Gefangenen empfehlen. Die Stellung eines Feldgeistlichen war geradezu hoffnungslos, wenn er sich nicht auf die üblichen Paraden beschränkte, die übrigens mit Ausnahme des gesanglichen Teiles von den Mannschaften geradezu verachtet wurden. Die Feldgeistlichen konnten keine Bergpredigt halten, da das Gebot der Nächstenliebe dem Geiste des Krieges widersprach. Sie durften nicht eifern gegen sexuelle Ausschweifungen, weil der Regimentsarzt die Befriedigung der Lust empfahl. Sie durften nicht das Laster der Trunksucht angreifen, weil ein guter Trinker auch als ein guter Kämpfer galt. Ein beliebter Feldkaplan pflegte seine Predigten mit den Worten zu schließen: „Der Kriegsdienst ist Gottesdienst". Nach Grahams Ansicht sollte dieser sinnige Spruch über jedem militärischen Büro und jedem Kriegsamte stehen. Das schlimmste Ergebnis des Militarismus aber ist ihm die Vernichtung aller Persönlichkeit, da der Rekrut ein willenloses Werkzeug in der Hand der Vorgesetzten ist. Die Kasernen nennt er „Klein-Sparta". An einer Stelle sagt er wörtlich: „Nicht nur unsere Leiber, sondern auch unsere Seelen stecken in Uniformen, und wir können sie nicht ausziehen. Es wird vielleicht länger dauern, die Seelen zu demobilisieren als die Körper". Die von Graham angeschnittene Frage der Rolle des Klerus und der Kirche im Kriege ist übrigens schon vor ihm in der Presse wie in theologischen Traktaten ausgiebig behandelt worden, zumeist jedoch in oberflächlicher feuilletonistischer Weise. Die beliebte Frage Have the Churches failed? wurde mehr als einmal bejaht.[2]) Unter dem Titel „The Army and Religion" mit einer Vorrede vom Erzbischof von

[1]) Vergl. mein Büchlein „Das Herz des Feindes", Xenienverlag Leipzig. Zu Sassoon vergl. meinen Aufsatz „Ein englischer Barbusse", Nord und Süd, Februar 1920.

[2]) Vergl. meine Broschüre „Der religiöse britische Imperialismus", Oschmann & Lau, Bochum 1919.

Winchester veröffentlichte unlängst Dr. Cairns einen Sammelbericht über die Leistungen der Religion bzw. der Kirche im Kriege; er stützt sich auf ca. 300 schriftlich niedergelegte Aussagen von Militärpersonen jeder Art, vom General bis zum Gemeinen, eingeschlossen Feldgeistliche, Ärzte, Krankenschwestern, Armierungssoldaten; das Fazit ist eine vollständige Bankerotterklärung des Christentums, ein gänzliches Versagen der Kirche im Kriege.

Theoretische Abhandlungen über die sogenannte Schuldfrage kamen schon in den Kriegsjahren in genügender Zahl heraus. Als Muster chauvinistischer Geschichtsklitterung dürfen die Bücher „J'accuse" und „The Crime" gelten, in denen der Autor Dr. Richard Grelling mit ermüdender Länge die Politik der Mittelmächte behandelt; mit ebensovielen unnötigen Worten beschäftigte er sich jüngst in seinen „Belgian Documents" mit der internationalen Politik der Entente von 1904 bis 1914, stets in einseitig ententefreudlichem Sinne. Der Kuriosität halber sei hier auch „Mr. Punch's History of the Great War" erwähnt, worin die alte abgestandene Weisheit von der Schuld der durch Richard Strauß und Nietzsche infizierten deutschen Intelligenz in naiver Aufmachung aufgetischt wird. Vereinzelt wurden aber auch schon in den Kriegsjahren Stimmen laut, welche Sachlichkeit und Gerechtigkeit verlangten und übten. Als eines der objektivsten Bücher des gesamten feindlichen Auslandes gilt E. D. Morels Werk „Truth and the War"; Deutschland wird nicht freigesprochen, aber auch nicht allein schuldig gesprochen; England, Rußland, Frankreich werden schwerer Mitverantwortung geziehen. Unter dem Titel „Ein gerechter Engländer über die Schuld am Kriege" veröffentlichte Herm. Lutz die Schuldkapitel von „Truth and the War" im Verlage von H. R. Engelmann (Berlin), wo auch die Foreign Affairs, das von Morel herausgegebene amtliche Organ der Union of democratic control, erscheinen; Morels vernichtendes Urteil über Versailles ist ebendort unter dem Titel „Die Siegesfrüchte" erschienen. Aus der überreichen Memoirenliteratur nach dem Kriege nimmt Earl Loreburns „How the war came" die erste Stelle ein. Loreburns Schrift nimmt Bezug auf die minder erfreulichen „Memories" von Lord Fisher, einem Dokumente, das allein durch die Enthüllung des ungeheuerlichen Planes „to Copenhagen" die deutsche Flotte (d. h. sie mitten im Frieden zu vernichten wie seinerzeit die dänische) bei der Bewertung der Kriegsschuld für den künftigen Historiker von großer Bedeutung sein wird. Loreburns Buch ist eine wuchtige Anklage gegen die auswärtige Politik Englands von 1906 bis 1914. Loreburn war Lord Chancellor unter Sir Henry Campbell-Bannermann und Asquith und galt lange Jahre hindurch in den Kreisen der englischen Regierung und des englischen Volkes als ein Mann von Bedeutung und Ansehen, sowie von großer persönlicher Ehrenhaftigkeit. Er ist der erste bedeutende britische Politiker, der die Theorie von der Unvermeidlichkeit des Krieges verficht. Er gründet seine Ausführungen nicht auf die übliche Beschuldigung des deutschen Militarismus oder auf eine Milderung der Schuld dieses Militarismus, sondern auf eine eingehende Kritik der Handlungsweise des Kabinetts, dem er als führendes Mitglied angehörte. Er sagt wörtlich: „Ich wußte nicht, was vor sich ging, und viele meiner

Amtsgenossen wußten es auch nicht. Ebensowenig das Volk. Nur sehr wenige Staatsmänner wußten es in der Tat, und als der furchtbare Entschluß im Jahre 1914 gefaßt wurde, da geschah es in übereilter Unwissenheit .... Wir gingen in den Krieg wegen einer russischen Angelegenheit, und wir hatten uns Frankreich gegenüber rückhaltlos die Hände gebunden". Den Gewaltakt von Versailles brandmarkt er in ehrlicher, sittlicher Entrüstung als Produkt des Hasses. Aber er möchte seine Hoffnung darauf stützen, daß in Zukunft im Völkerbund die Verhandlungen offen von Volk zu Volk geführt werden, damit die Geheimdiplomatie nicht wieder einen derartigen Krieg entfesseln könnte, der Europa an den Rand des Abgrundes gebracht hätte und von dessen Vorbereitungen die britische Regierung als Ganzes nur wenig, die liberale Partei fast nichts, die Masse des Volkes überhaupt nichts gewußt hätte.

Bedeutsamer als politische Broschüren über die Schuld am Kriege und als Schriften antimilitaristischer Natur sind für uns Dokumente, die auch Bezug nehmen auf unsere eigenen wirtschaftlichen Nöte und überhaupt aus wirtschaftlichen Gründen eine Revision des Friedensvertrages fordern. Wie ein Donnerschlag wirkte das Buch des britischen Delegierten beim Pariser Friedenskongreß J. M. Keynes. Was Männer wie General Smuts, Hoover, Lord Robert Cecil genau so gedacht, aber nur halb ausgesprochen haben, das sagt Keynes in „The Economic Consequences of the Peace" ohne alle Umschweife. Scharf geht er mit den Männern ins Gericht, die den „Frieden" machten und verdarben. Die Niederlage Wilsons nennt er „eines der entscheidenden moralischen Ereignisse der Geschichte". Die Alliierten bezichtigt er des Bruches eines Ehrenvertrages mit Deutschland und eines internationalen Versprechens. Die Politik von Versailles nennt er „einen der gewalttätigsten Akte eines grausamen Siegers in der Geschichte der Menschheit". Gegenüber phantastischen und unsinnigen Forderungen erhebt er als Finanzmann seine warnende Stimme: „Ein unfähiges, arbeitsloses, desorganisiertes Europa droht uns, ein Europa, das durch inneren Zwist und inneren Haß zerrissen ist, ein kämpfendes, hungerndes, plünderndes, lügendes Europa". Als Heilmittel schlägt er eine Revision des Vertrages vor in Übereinstimmung mit der Gerechtigkeit, den ursprünglichen Friedensabsichten der Sieger und einer Befriedigung vernünftiger Absichten. Sein Plan sieht eine Abrechnung vor nicht nur der deutschen Schuld an die Alliierten, sondern auch der Schulden der Alliierten untereinander. In diesem Sinne möchte er die Wiedergutmachungskommission mit ihrer diktatorischen Gewalt aufgelöst wissen. Ihre Befugnisse weist er einem Deutschland und die Neutralen einschließenden Völkerbunde zu. Er möchte die Wiedergutmachungssumme auf 200 Millionen festsetzen, die Art der Ratenzahlung Deutschland und in einzelnen Fällen der Entscheidung des reformierten Völkerbundes überlassen. Das hungernde Österreich soll jeder Verpflichtung entbunden sein. Die deutschen Kohlenlieferungen sollen die französischen Verluste nicht überschreiten. Unter den Auspizien des Völkerbundes soll eine freie Handelsunion gegründet werden. Statt der Barzahlungen an Belgien schlägt Keynes eine internationale Anleihe von Lstrl. 400 000 vor zum Zwecke des Erwerbs von Nahrungsmitteln und Rohstoffen und der Hebung der europäischen Valuta; den

Hauptanteil müsse Amerika tragen, zumal es dann sein bestes Absatzgebiet wiederhergestellt und sein politisches Ideal verwirklicht sehe. Keynes verhehlt sich nicht, daß der großzügige Plan eine Änderung in Haltung und Gesinnung der Alliierten zur Voraussetzung habe. „Wenn wir bewußt die Verelendung Mitteleuropas erstreben, dann wird die Rache, wage ich zu prophezeien, nicht hinterherhinken. Dann kann nichts lange den schließlichen Bürgerkrieg zwischen den Mächten der Reaktion und den Verzweiflungszuckungen der Revolution hinausschieben, vor welchem die Schrecken des letzten deutschen Krieges ins Nichts verschwinden werden und welcher die Kultur und den Fortschritt unserer Generation vernichten wird, mag siegen, wer will. Mag auch der Ausgang uns enttäuschen, müssen wir unsere Handlungen nicht auf bessere Erwartungen gründen und glauben, daß die Wohlfahrt und das Glück eines Landes andere fördert, daß das Gemeinschaftsgefühl der Menschheit keine Fiktion ist und daß die Völker es sich immer noch leisten können, andere Völker als Mitmenschen zu behandeln?"

Mit den verheerenden Folgen der Blockade beschäftigt sich H. N. Brailsford in seinem erschütternden Buche: „Acroß the Blockade. A Record of Travels in Enemy Europe", worin der wie Morel schon früher als Kriegsgegner bekannte Autor einen Bericht von seiner Reise durch das östliche Europa in der Zeit zwischen dem Waffenstillstand und dem Frieden gibt, sich aber auf die Beschreibung selbstgesehener und selbsterlebter Dinge beschränkt; B. kennt als Balkankämpfer auch die Kriegsgreuel aus eigener Erfahrung. Ein düsterer Pessimismus lagert über seinen ruhigen und doch so anschaulichen Schilderungen; ein stumpfer Haß gegen alle Regierungen erfüllt ihn; in den auftauchenden kommunistischen Ideen möchte er das Herannahen eines neuen besseren Zeitalters ahnen. Doch mußte er erleben, wie in Wien ein kommunistischer Aufstand sinn-, zweck- und wirkungslos zusammenbrach: nach einigem Blutvergießen riß das Volk die toten Pferde der Schutzleute in Stücke unter dem Rufe: „Wir sind hungrig"! Er schaut die toten Städte in Polen, aber die Polen bleiben am Leben dank dem Schutze der Madonna, die den Bedrückten lehrt, seine Ketten zu liebkosen; die noch elenderen Juden jedoch stehen außerhalb des Schutzes der Madonna, welche sie vor den plündernden und mordgierigen Polen nicht zu hüten vermag. „Alte Frauen umrangen mich rufend, wie homerische Geister phantasierend, sie murmelten, es fröre sie; Kinder mit weißen Lippen, verkniffenen Gesichtern und durchsichtigen Händen", das mutet an wie eine Vision aus den prophetischen Büchern des Alten Testamentes. „Noch ein Jahrzehnt der Kriege, der Blockaden und der Revolutionen", heißt es am Schluß, „und jede Spur der Gesittung und der Menschlichkeit ist hinweggefegt vom Rhein bis zur Wolga". Wenn wir mit dem Verfasser aus den geschilderten trostlosen Gegenden nach Berlin wandern, so meinen wir aus der Dunkelheit ins Tageslicht emporzutauchen: aber dieses Tageslicht ist nur das trübe Gewölk eines stürmischen Winterhimmels. In seinen letzten Briefen aus Deutschland wird Brailsford zum Propheten einer furchtbaren Zukunft in dem Augenblick, wo ihn die Nachricht von dem Gewaltfrieden erreicht. „Jahre der Armut und des Hungers", erklärt er, „haben die Moral der blockierten Völker untergraben. Ein mühsam

errichtetes soziales Gebäude ist in Trümmer gefallen wie ein Bauerngut, das verkommt, wenn der Acker nicht mehr bestellt wird. Das Verbrechen dieses Vertrages tötet jede Hoffnung". Deutschland spricht er auf lange Zeit hinaus die Tatkraft ab, zu handeln und zu arbeiten. „Das deutsche Volk wird sich aufreiben in fruchtlosen Unruhen. Es wird versuchen, sich aufzuraffen, dann den Mut verlieren und schließlich zusammenbrechen. Uns kann es kein Leid antun, außer durch seine Krankheit, doch ist dieser Körper noch groß genug, um Europa zu vergiften".

Ebenso ergreifend und überzeugend durch die nackte Sachlichkeit wirken die drei offiziellen Weißbücher, die im Auftrage der britischen Regierung dem Parlament in London als die Ergebnisse von Studien an Ort und Stelle vorgelegt wurden. Aus den beiden ersten, die Anfang 1919 von zwei Offizieren verfaßt wurden, nur zwei Stellen: „Was mir am meisten auffiel, war das allgemeine Gefühl der Niedergeschlagenheit und der Bedrückung, das alle Klassen der Bevölkerung durchzieht, besonders die oberen Klassen", sodann im zweiten Weißbuch: „Die Gleichgültigkeit aller Klassen ist verbunden mit einem hohen Grade nervöser Reizbarkeit. Die Verbindung ist wohl bezeichnend für die Hauptursache: die Unterernährung. Ich kann das äußerliche Merkmal nicht besser beschreiben als dadurch, daß ich von einer Art geistigen schleichenden Fiebers spreche . . . In den ärmeren Vierteln ist die körperliche Entartung selbst dem gelegentlichen Besucher offenkundig. Die trostlosesten Stunden für mich als Engländer waren diejenigen, welche ich beobachtend und plaudernd bei den ärmeren Leuten zubrachte, umsomehr, da ich bei denjenigen, die am meisten litten, die geringsten Spuren von Roheit oder Rachsucht fand . . . Die Gesetzlosigkeit mehrt sich. Korruption scheint weitverbreitet und hat sogar früher davon verschonte Kreise ergriffen . . Das dringendste Bedürfnis ist Nahrung". In dem dritten streng wissenschaftlichen Bericht sagt der Hauptverfasser Prof. Dr. Starling: „In einer großen Stadt wie Berlin, das muß festgestellt werden, stehen 2/3 der Bevölkerung auf einem niedrigen Ernährungsstandpunkte; sie sind sehr heruntergekommen, und wenn sie entkleidet sind, dann haben sie offensichtlich kein Fett, der Nacken ist hohl und die Rippen treten heraus. Sie bewegen sich langsam, sind stumpf und teilnahmlos. In den Gefängnissen und Krankenhäusern kommt als Folge des Hungers häufig Wassersucht vor . . . Der Verlust der körperlichen Widerstandsfähigkeit zeigt sich durch das Wachstum der Krankheiten und der Todesfälle. Die Sterblichkeitsziffer hat sich wegen Lungenschwindsucht im allgemeinen um das zweieinhalbfache vermehrt . . . Besonders bei den Männern in leitenden Stellungen fiel mir die geistige und moralische Niedergeschlagenheit am meisten auf. Sie scheinen hoffnungslos an jeder Zukunft für sich und ihr Land zu verzweifeln . . . Die Hoffnungslosigkeit und die widerstandsunfähige Teilnahmlosigkeit der Männer, welche die Führer der Gemeinschaft waren und noch immer sein sollten, bildet eine offenkundige Gefahr, da sie Faktoren entfernt, die zur Stabilität neigen".

Mit der Wiener Hungersnot, speziell mit dem Kinderelend, beschäftigt sich eine vom Fight the Famine Council herausgegebene Flugschrift von 23 Seiten: „The Death of a People", mit der sittlichen und körperlichen Degeneration der deutschen Jugend, die unter Hilfe von

Ärztinnen und Beamten der Care Committees von Miß Richter veröffentlichte Schrift „Family Life in Germany under the Blockade", in deren Vorrede Bernard Shaw die Wiederherstellung Europas als einen Akt wirtschaftlicher Klugheit, die Hebung der deutschen Industrie als eine Förderung englischer Interessen empfiehlt. Zu dem erwähnten Fight the Famine Council gehört als Unterkomitee Save the Children; Mitglieder sind u. a. der Erzbischof von Canterbury, Lord Curzon, Sir Robert Cecil. Der Save the Children Fund sendet durch die verschiedenen relief agencies Hilfe, wo sie am nötigsten ist, ungeachet der Nationalität, der die Bedürftigen angehören. Der Vienna Emergency Relief Fund erfreut sich der ausdrücklichen Sympathie der Regierung. Für alle Länder bestimmt ist The Friends' Emergency and War Victims' Relief Committee. Solche Werke der Barmherzigkeit und Menschlichkeit beweisen, welch große Bedeutung ethische und religiöse Ideale immer noch in England haben neben der konservativen und imperialistischen Strömung mit ihrer Machttendenz; von dem seit den Tagen der Tudors grundsätzlich humanitären Gedankenstrom in England und auch von dem common sense zeugen sie nicht minder als die Bücher von Männern wie Morel, Brailsford, Starling, Keynes. Und als eine Hoffnung für die Zukunft wollen wir mitnehmen, was jüngst der ihnen wesensverwandte Eustace Percy in seiner Schrift „The Responsibilities of the League" so troftreich sprach, „es sei wahrscheinlich, daß die Welt erstaunen werde über die Raschheit der Wiedergenesung Deutschlands".

Emerich Kinszki, Budapest: Wahrheit und Tiefe.

In unserer geistigen Kultur scheint eine Epoche eingetreten zu sein, wo alles im Zeichen der Tiefe zu stehen beginnt. Nach Tiefe strebt der Dichter und der Literat, nach Tiefe wird im Großen wie im Kleinen, in Gedichten wie in Dramen, in Romanen wie in Novellen gerungen. Nach Tiefe fahndet der Kritiker und der Essayist und Tiefe wird in den Werken der Denker und Philosophen gesucht. Der alte, gute Wert des Gedankens: die Wahrheit wird immer mehr beiseite geschoben, vergessen oder bewußt vernachlässigt, und sein Platz von der Tiefe eingenommen; der Akzent bei der Betrachtung nicht nur literarischer, sondern auch wissenschaftlicher Arbeiten vom Suchen des Wahrheitsgehalts immer mehr nach dem Standpunkt der Gedankentiefe verschoben, und als höchstes Lob gilt auch für den Gelehrten nicht mehr die Feststellung, seine Gedanken seien richtig, sondern sie seien t i e f. Tiefe, Tiefe und abermals Tiefe ist das Losungswort unseres ganzen geistigen Lebens geworden.

Bei diesem Stand der Dinge aber, bei der ständigen Ausbreitung des Tiefenbegriffes auf immer größere Gebiete und daher seinem immer wachsenden Einfluß auf unser ganzes geistiges Leben muß früher oder später beinahe von selbst die Frage sich aufwerfen: W a s e i g e n t l i c h

die Tiefe sei, von welcher Beschaffenheit jener Gedanke sein müsse, dem das Attribut „tief“ beigelegt werden kann? Mag man uns entgegenhalten, daß es sich hier nicht nur um ein sehr schwieriges, sondern geradezu unlösbares Problem handle, nachdem die Tiefe eben etwas in Formeln und Begriffen nicht zu bannendes, einer rationalen Bearbeitung entschlüpfendes, im Wesen unaussprechbares sei — unsere Antwort kann nur die sein, daß ein solch eminent wichtiger, einer ganzen Epoche seinen Stempel aufdrückender Begriff unmöglich im Dunkel völliger Bewußtlosigkeit schlummern darf. Mag auch eine systematische, rein begriffliche Behandlung das Wesen der Tiefe nicht restlos erfassen können — noch immer bedeutet die rationale Bewältigung jenes Teils einen entschiedenen Gewinn, von dem wir auch eine Klärung jener Gefühle erwarten dürfen, die dem ersten Versuch einer intellektuellen Aufarbeitung vielleicht noch standzuhalten vermögen. So liegt der Akzent weniger auf der größeren oder geringeren Vollständigkeit oder Abgeschlossenheit der Ergebnisse, als eben mehr auf der Absicht dieser Untersuchungen: der Möglichkeit einer unvoreingenommenen Analyse und Kritik einer der dominierenden Begriffe unserer geistigen Kultur.

Als Anknüpfungspunkt mögen die Ausführungen dienen, welche Edgar Zilsel in seinem interessanten Buche „Die Geniereligion“*) diesem Thema widmete. In seiner Analyse, in welcher er die einzelnen Elemente des Tiefenbegriffes voneinander zu scheiden trachtet, bezeichnet Zilsel als die objektivste Eigenschaft, die ein Gedanke besitzen kann, seine Wahrheit oder Falschheit, die jedoch von der Tiefe ziemlich unabhängig erscheint. Eine weitere seiner objektiven Eigenschaften ist — nach dem Zusammenstimmen oder Widerstreiten des Gedankens mit seinen Genossen in den verschiedenen Systemen — die Konsequenz oder Inkonsequenz. Bringt er mehrere von einander weit entfernte Dinge zusammen, so ist er umfassend, im entgegengesetzten Falle eng: ein weiteres objektives Attribut, das schon ein wenig näher zu dem Begriffe der Tiefe führt. Ein solcher Gedanke aber, der verschiedene Dinge unter einem einzigen Gesichtspunkte zusammenzufassen vermag, ermöglicht oft zugleich auch andere, neue Wahrheiten aufzufinden. Wir nennen ihn dann fruchtbar — ein schon in vermindertem Maße objektives Merkmal, denn die Fruchtbarkeit ist schon keine zeitlose, ausschließlich vom Sachinhalt des Gedankens begründete Qualität, sondern hängt vom Zustande des Wissens jener Epoche ab, in der der betreffende Gedanke auftauchte. Ideen, die wir jetzt als ganz abgenützt und steril betrachten, hätten vor dreihundert Jahren außerordentlich fruchtbar und anregend gewirkt. Solche Gedanken können aber nicht isoliert entstehen, sie entspringen vielmehr notwendigerweise ganz neuen Bahnen und Richtungen des Denkens, sie sind originell: eine noch um eine Stufe subjektivere Eigenschaft, die nur durch die Stellung des Gedankens in der menschlichen Geistes-

*) Die Geniereligion. Ein kritischer Versuch über das moderne Persönlichkeitsideal mit einer historischen Begründung. Erster, kritischer Band. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, 1918.

geschichte bedingt wird, über seine logische und objektive Natur aber nichts mehr aussagt. Auch sind sie oft, da dem Vorwärtsschreiten auf ungebahnten Wegen viele Schwierigkeiten sich entgegentürmen, dunkel, scheinen sogar den herrschenden Ansichten zu widersprechen und werden paradox. Gehen wir dann in der Subjektivierung noch einen Schritt weiter und reihen zu den erwähnten Merkmalen noch die von dem intensiven Erleben erzeugte Wucht der Aussprache, so haben wir alle Kennzeichen der Tiefe vor uns. Fruchtbarkeit, Originalität, Schwerfaßlichkeit, Paradoxie und Wucht sind also die Eigenschaften, in denen von Zilsel die Elemente der Tiefe erblickt werden. Das sind aber lauter Merkmale, die mit der objektiven und logischen Seite der Frage nichts zu tun haben, die sich auf die Person und nicht auf die Sache beziehen. „Dieses Ergebnis — meint nun Zilsel — muß mit aller Entschiedenheit ausgesprochen werden: es hat sich gezeigt, daß den Denker meint und nicht den Gedanken, wer von Tiefe spricht. Ein Gedanke im objektiven Sinn jedoch ist — daran müssen wir festhalten — nur wahr oder falsch, konsequent oder inkonsequent, umfassend oder eng, aber niemals tief."

Gegen eine solche Hinrichtung der Tiefe aber sträubt sich unser Gefühl, lehnt sich unser Instinkt auf. Kann es in der Wirklichkeit möglich sein, daß alles, von dem wir mit einer solchen Sicherheit gesprochen, von dem wir so scharf umrissen empfundene Vorstellungen entwickelt haben, nichts als ein leeres Phantom, als eitel Lug und Trug gewesen wäre? Nun, die Sache steht auch nicht ganz so. Wie es uns scheint, hat auch die Tiefe ihren guten, realen und durchaus objektiven Sinn, wenn auch nicht aus jenem Aspekt, aus dem Zilsel in seiner Einseitigkeit sie zu betrachten allein für berechtigt hält, nämlich aus dem der Logik; vielmehr müssen wir, wenn wir sie verstehen wollen, die psychologische Betrachtungsweise zu unserem Ausgangspunkte wählen.

Aus diesem Gesichtspunkte angeschaut weist ein jeder Gedanke eine gewisse Gliederung, eine Struktur auf und zwar sowohl von Seiten desjenigen, der ihn produziert, als auch desjenigen, der ihn empfangen hat. Der Denker, der seine Ideen entwickelt und in eine gewisse Form bringt, kann sein ganzes Seelenleben in solchem Maße beherrschen, daß er alles, was er von einem Gegenstand je gedacht hat, in eine scharfe, unzweideutige Sprache, präzise, systematische Form zu gießen imstande ist; anderseits kann er auch das ganze Thema so überblicken, daß er auch die fernsten Zusammenhänge und kleinsten Konsequenzen seines Gedankens aufzuspüren und allgemeinverständlich auszuführen vermag. Es kommt aber noch öfter vor, daß er sein Inneres nicht gut kennt und meistert oder aber der sprachlichen Ausdrucksmittel nicht in ausreichendem Maße mächtig ist, in welchen Fällen er nur einen Bruchteil seiner Gedanken bewußt zu formulieren imstande ist, die meisten dagegen im Unbewußten, im Hintergrunde seiner Worte sich verborgen halten, um nur stellenweise durchzuschimmern. In ganz entsprechender Weise kann auch der Empfänger schon im ersten Augenblick den Gedanken mit allen seinen klaren Konsequenzen restlos durchblicken und sich zu eigen machen, er kann aber auch seinen Sinn nur Schritt für Schritt aufhellen oder sich überhaupt nur mit unbestimmten Ahnungen

zufrieden geben. So entfaltet sich vor uns eine ganz regelrechte Gedankenstruktur, mit einer Oberfläche, deren Dinge durch die alltägliche Sprache ausgedrückt werden können, und einer Tiefengliederung, mit einem immer verschwommeneren Gedankeninhalt und dementsprechend mit einer immer bildlicheren und schwerer zu fassenden, oft aphoristisch oder rhapsodisch werdenden Ausdrucksweise. Gedanken mit einer solchen umfangreichen Gliederung „enthalten viel" — um uns einer womöglich allgemeinen, daher freilich auch ganz unbestimmten Ausdrucksweise zu bedienen —, entweder im realen Sinne, indem die Frucht langer Denkarbeit wirklich in einen kurzen Satz, in eine knappe Formel komprimiert wird, oder aber nur eingebildet, d. h. der Empfänger, von dem Schöpfer des Gedankens nach Denkrichtungen und Kenntnissen grundverschieden, kann aus des Denkers Worten solche Ansichten und Absichten herauslesen, welche jener nie bewußt oder unbewußt hegte. Allerdings sind wir gezwungen, dadurch auch der Form eine bewußte Bedeutung zuzugestehen: kurze, aphoristische Sätze und verschwommene Formeln sind notwendigerweise in höherem Maße interpretierbar, subjektiver Willkür immer mehr ausgesetzt, als die mit einer streng wissenschaftlichen Terminologie breit auseinandergesetzten Anschauungen. Doch wäre es eine gefährliche Übertreibung, das Wesen der Tiefe allein in einem rein formalen Moment, etwa im Aphoristischen oder im Verschwommenen erblicken zu wollen. Wird einer nicht im Banne schwärmerischer Tiefenanbetung — die nur allzuoft an der Angel literarischer Charlatanerie hängen bleibt — gefangen gehalten, so ist er leicht imstande, das Fehlen der erwähnten Tiefenstruktur zu erkennen und dadurch den guten Einfall, das Geistreiche vom Tiefen, den leeren Wortschwall von Gedankenfülle zu unterscheiden, anderseits aber auch in einer leichten, anmutigen Schale den schweren Gedankenkern wahrzunehmen.

Unsere neugewonnene Anschauung bedarf nun noch der Anwendung und der umfassenden, allseitigen Beleuchtung. Zur Erfüllung dieser Forderung lassen wir nun die Attribute des Gedankens, welche Zilsel zusammenstellte, einzeln Revue passieren, um in dem Lichte unseres neuen Standpunktes ihr Verhältnis zur Tiefe mit einigen kurzen Sätzen zu skizzieren. Was zuerst die Wahrheit betrifft, so scheinen zunächst Wahrheit und Tiefe voneinander vollends unabhängig zu sein. Daß es wahre Gedanken gibt ohne Tiefe, ist ohne weiteres einleuchtend, aber auch die Existenz augenscheinlich falscher und doch tiefer und wertvoller Gedanken ist leicht zu erklären. Nennen wir nämlich einen Gedanken falsch, so bezieht sich das immer streng darauf, was ganz explizit ausgedrückt wird, nicht aber was er implizite noch enthält, was aus ihm noch zu gewinnen ist. Wenn wir bedenken, wie viele gute Gedanken in unrichtiger, unwissenschaftlicher und unpräziser Formulierung erscheinen, ferner wie schwer es ist, eine Idee ausfindig zu machen, aus der nicht einmal ein Körnchen Wahrheit herauszuschälen ist, so ist es leicht einzusehen, daß im Grunde genommen in jedem tiefen Gedanke Wahrheit in irgend einer Form enthalten sein muß. Gedanken, aus welchen unter keinen Umständen zu einer richtigen Erkenntnis zu gelangen ist, können nie als tief gelten. Ebenso verhält es sich aber mit der Konsequenz,

denn eine an der Oberfläche sich hinziehende scheinbare Paradoxie kann sich ganz gut mit einem verborgener liegenden oder wenigstens herauskonstruierbaren System vertragen. Immerhin ist ein absolutes Durcheinander ebensowenig Tiefe, wie eine vollkommene Unrichtigkeit keine ist. Was nun das Merkmal des Umfassend-Seins betrifft, auch dies ist mit der Tiefe eng verknüpft. Der Gedanke nämlich mit der Tiefenstruktur, wie er eben gekennzeichnet wurde, breitet sich notwendigerweise über die engen Grenzen eines winzigen Einzelproblems hinaus und bewahrt so immer einen gewissen Weitblick und Breite des Horizonts, freilich umso mehr, je reicher und tiefer die erwähnte Gliederung sich ausbildet. Doch ist das Umfassend-Sein eine zwar nötige, aber an sich nicht restlos charakterisierende Eigenschaft des tiefen Gedankens, denn eine Tiefenstruktur kann einem umfassenden Gedanken in gewissen Fällen ganz gut abgehen, indem er zu einem zwar allgemeinen, aber auch ganz inhaltlosen und nichtssagenden Prinzip zerfließt. In einem ähnlichen, wenn auch noch engeren Zusammenhang mit der Tiefe steht die Fruchtbarkeit, denn das Entstehen neuer Gedankengänge und Erkenntnisse wird schier ausnahmslos von solchen Ideen ermöglicht, die wir oben als tief kennzeichneten und zwar nicht nur auf dem Wege der Psychologie, durch das Spiel der erweckten Associationen, sondern in einem gewissen Maße auch logisch, indem der Gedanke wirklich die Keime vieler anderen in sich trägt und dadurch die sonst bloß anregende Gedankenkette zu einer fruchtbaren stempelt. Betreffend der Originalität können wir bemerken, daß sie in unserem Tiefenbegriff eine recht untergeordnete, dem vorigen Merkmal durchaus ähnliche Rolle spielt. Sie liegt ziemlich abseits von der Tiefe; vollkommen fehlt sie allerdings nie, zumal bei einem reich gegliederten, „viel enthaltenden" Gedankensystem, in dem man mit unbedingter Sicherheit darauf rechnen kann, etwas neues zu finden. Ganz ähnliches läßt sich auch von der Dunkelheit sagen: sie wird, wenn auch nicht anders, so wenigstens in gewissen Unklarheiten oder Mehrdeutigkeiten, immer vorzufinden sein, ohne eine größere Bedeutung zu haben. Von der Paradoxie sahen wir schon bei der Frage der Konsequenz, daß sie nur eine scheinbare, oberflächlichere sein kann; das letzte Merkmal endlich, die von dem starken Erleben zeugende Wucht glauben wir ganz außer acht lassen zu können.

So gewinnen wir also ein Bild, in dem eine ganze Kette mehr-minder wichtiger Merkmale sich aneinanderreiht, von denen einige auch fehlen könnn, andere beinahe unentbehrlich sind, ohne einzeln oder zusammen etwas davon wirklich geben zu können, wodurch die Tiefe charakterisiert wird. So sehen wir auch von dieser Seite aus unsere Auffassung bekräftigt, die — jetzt gehen wir in unserer Formulierung einen Schritt weiter — in der Tiefe etwas ganz spezifisches erblickt. Das ist etwas nicht logisches und so konnte es vor einem einseitigen Rationalismus leicht unbemerkt bleiben. Es ist auch nicht etwas statisches und so konnte es einer Auffassung, die in der Wissenschaft nur die Starrheit, die straffe Organisation, die Zentrierung um die als Mittelpunkt gedachte Wahrheit sieht, leicht so gut wie unverständlich erscheinen. Denn die Tiefe ist der durch und durch dynamischen Natur der Forschung entsprungen, der Tausendfältigkeit ihrer Wege, auf denen sie der Wahr-

heit zustrebt. So ist sie auch nicht etwas vollständig zerfließend psychologisches, sondern etwas ganz reales und in einem gewissen Maße auch objektives, daneben aber auch völlig spezifisches, dynamisches, den Notwendigkeiten unseres Denkens und seinen Ausdrucksmöglichkeiten entsprungenes.

Und nun noch einige Worte über einen Punkt, den gänzlich zu ignorieren uns nicht angebracht scheint. Der Begriff der Tiefe besitzt nämlich neben dem oben besprochenen gedanken-strukturellen noch ein ganz anderes, rein psychologisches Element. Ein Gedanke ist nicht nur darum „tief", weil er, wie wir es sagten, „viel enthält", sondern oft auch darum, weil er in uns neben mehr-minder scharf umrissenen Ideen auch allerlei dunkle Ahnungen und Gefühle erweckt, Erlebnisse, welche für uns eine größere Bedeutung besitzen können, als selbst die präzisesten wissenschaftlichen Ableitungen. Die Grenzen des Feldes, wo die tiefen Gedanken zu sprießen imstande sind, werden auch dadurch umschrieben; nicht nur durch die größere Komplexität und das Verknüpftsein der Erscheinungen miteinander, sondern auch durch dieses Gefühlsmoment wird bedingt, daß die Tiefe sich neben der Belletristik in der Philosophie und allgemeiner in den Geisteswissenschaften, nicht aber in der Chemie oder experimentellen Physiologie zu Hause fühlt.

Das Wesen der Tiefe steht solcherart geklärt vor unseren Augen. Sie ist kein leeres Phantom, kein Hirngespinst überhitzter Ästhetenköpfe; sie ist etwas real feststehendes, notwendig begründet in der Natur und den Ausdrucksmöglichkeiten unseres Denkens. Und dieses Moment hat das entscheidende Wort auch in der Frage ihres Wertes. Lebten wir in einer Welt, wo die Gedanken, gleich Pallas Athene, in voller Fertigkeit und Abgeschlossenheit dem Kopfe des Denkers entsprängen, wo die Worte die höchste Prägnanz und Eindeutigkeit des ihnen beigelegten Sinnes besäßen, wo es nur Menschen gäbe, welche die Gedanken anderer nur annehmen oder verwerfen, nie aber zum Aufbau eigener Anschauungen verwerten könnten, wo man endlich daran nicht einmal denken würde, neben den streng logischen sich auch nur am leisesten psychologischer Gedankengänge zu bedienen — dann könnten wir ruhig die Tiefe aus dieser Welt schaffen. In unserer Welt besitzt sie aber ihre eigene Note und spezifische Qualität, die durch andere nicht ersetzt werden können; sie besitzt ihre eigene Funktion in der interindividuellen Dynamik des menschlichen Denkens. So müssen wir in die Reihe unserer positiven geistigen Werte sie aufnehmen, trotz aller Ausartungen und betrübenden Folgen einer götzendienenden Tiefenanbetung, epigonenhaften Tiefenenthusiasmus und ästhetenhafter Tiefenduselei. Sie dürfen uns nicht veranlassen, dem impulsiven Extremismus eines engherzigen Rationalismus zu folgen und diesen Begriff aus dem Gehirn der Menschen samt und sonders ausrotten zu wollen, sie sind vielmehr eine ernste Mahnung, diesen edlen Gedankenwert in einer würdigen und fruchtbringenden, für unsere höchsten Werte gedeihlichen Form zu erhalten und auszugestalten.

Alexander Moszkowski: Ihr Feld ist die Welt.*)

Es könnte erstaunlich erscheinen, daß die Internationalität der Sprache vordem in den fachlichen Erörterungen über Weltverkehr eine so geringe Rolle gespielt hat, wenn es sich nicht eigentlich von selbst erklärte. Denn die deutsche Sprache war — bis der Große Krieg die Wandlung brachte — auf dem besten Wege, eine Weltsprache zu werden, aus sich heraus, aus eigener Sendung, ohne Verabredung und Festsetzung auf Konferenzen und Kongressen an grünen Tischen in Genf, Bern und im Haag. Um diese Festsetzungen aber kreiste vordem der Inhalt aller Fachschriften über Internationalität und deren möglichen weitern Ausbau. Das Herz konnte einem weit werden, wenn man sie las und dabei verspürte, wie sich jenseits der Zeitergebnisse ahnungsvolle Fernsichten in ein goldenes Zeitalter öffneten.

Mancher Blütentraum ist seitdem verflogen, und doch werden wir wieder an das anknüpfen müssen, was kenntnisreiche Männer auf Grund des Erreichten mit großzügigen Prognosen verkündeten. Ich denke hier vornehmlich an die Studie „Weltbürgertum, Nationalstaat und internationale Verständigung", die Ludwig Stein ein Jahr vor Beginn des Weltkriegs veröffentlicht hat. Seine Ansagen, an nahen Zeiten gemessen, sind von der harten Wirklichkeit überrannt worden. Auf weite Zeiten gemessen, werden sie neue Gültigkeit gewinnen. So teilt das Auge des Propheten das Schicksal aller Augen, die ja von Natur aus auf teleskopische Leistungen eingestellt sind. Kein Auge dringt von der Berliner Behausung bis Magdeburg, aber ohne die geringste Schwierigkeit blickt es bis zum Polarstern, erkennt es vom Fenster aus das Sternbild der Leier und des Herkules.

So haben die in der genannten Studie aufgestellten Scheinwerfer keine der von uns erlebten Kriegsbegebenheiten vorausbeleuchtet, keines jener Ereignisse, die in den vormaligen verheißungsvollen Bau der zwischenvölkischen Einrichtungen Bresche legten und sie scheinbar in den Grundfesten zerstörten. Desto klarer aber erhellten sie den Weg, der von der verflossenen schwarmgeisternden Weltbürgerlichkeit über die Ausschließlichkeit des Nationalstaates hinweg zum Internationalismus geführt haben. Aus dem Zuge jener Betrachtungen seien hier einige Linien lose nachgezeichnet. Sie erscheinen mir unentbehrlich zum vollen Verständnis dessen, was ich selbst über die Sendung unserer Muttersprache für eine künftige Völkerverständigung zu entwickeln habe.

*) Nachstehende Ausführungen sind dem Buche: „Das Geheimnis der Sprache" von Alexander Moszkowski entnommen, das demnächst im Verlage von Hoffmann & Campe, Hamburg-Berlin, erscheinen wird. Wir glauben, daß es unseren Lesern willkommen sein dürfte, einen Einblick in dieses gedankenreiche und geistvolle neue Werk des bekannten Verfassers zu gewinnen, und sind überzeugt, daß die abgedruckten Stellen aus dem Kapitel: „Ihr Feld ist die Welt" ihnen den Wunsch nahe legen werden, auch das vollständige Buch kennen zu lernen. — Für die freundliche Erlaubnis des Vorabdruckes in unserer Zeitschrift sei Verfasser und Verleger auch hier unser bester Dank ausgesprochen. Die Redaktion.

Schillers Ode „Seid umschlungen Millionen“ und ihre Vertonung im Chorsatz der Neunten Symphonie bilden das klingende Leitmotiv einer Geistesverfassung, die im Aufklärungszeitalter als richtunggebend unter den Höchstgebildeten vorwaltete. Weltbürgertum, Kosmopolitismus hieß die Parole, die oft in flammenden Worten bekannt, immer gedacht und gefühlt, einem Kant, Herder, Goethe, Schiller, Fichte, Hegel, Hölderlin, Schelling, den Schlegel, der ganzen Frühromantik, als auf ein vermeintlich erreichbares Ideal weisend vorauftönte.

Daß einzelne dieser Männer sich in weiterer Entwicklung von der ursprünglichen Parole lossagten, um ihre Hoffnungen und Forderungen auf den Nationalstaat zu richten, ändert nichts an deren weitgespanntem Grundbekenntnis. Wir alle haben Ähnliches in der von uns durchmessenen großen Zeit, namentlich in ihrem Beginn, an zahlreichen Wortführern der öffentlichen Meinung erlebt, aus gleichen Ursachen, mit gleichen Wirkungen. Und gerade die Parallele aus beiden Zeiten kann uns befähigen, Schlüsse zu ziehen in eine Zukunft, die sich voraussichtlich lebhaft der Vergangenheit erinnern und an sie anknüpfen wird.

Gewiß, Fichtes Reden an die deutsche Nation von 1808, und damit der ganze Fichte, wie er in ihnen und durch sie seine geschichtliche Figur erhalten hat, scheinen eher den Negativpol des positiv-kosmopolitischen Pols darzustellen. Aber der Gegensatz ist auch wirklich ein polarer, in dem Sinne, daß das Positive nicht etwa verschwindet, wenn uns das Negative als das Wesentliche gegenübertritt. Nein, es bleibt vorhanden, als Vorstufe, im Unterbewußtsein, und dort einer neuen Entladungsform gewärtig. Und wenn Fichte den Weltbürger ursprünglich ersehnt, später verleugnet, so ist der Sinn des Vorgangs: daß der Erdenbürger erst alle Segnung seines nationalen Staates in sich aufzunehmen hat, ehe er reif wird für das Glück eines Menschen, in dessen Innerem die Weltseele mitschwingt.

Aber wenn er auch das Nationale wie eine brausende Glocke mit gestrafftem Arm trägt, in seiner Brust kommt ein anderer Ton nicht zum Schweigen, ein Ton wie Echo aus dem erträumten Menschheitsdom des Weltbürgertums. Noch bleibt er Nachhall des alten Ideals, wird nie Vorhall dessen, das da kommen soll. Fichte hat überwunden, aber die Erinnerung bleibt ihm lebendig; und fast gleichzeitig mit seinen großen Reden bekennt er sich in seinen „Patriotischen Dialogen“ von 1807 zu dem Glauben, „daß der kräftigste und regsamste Patriot ebendarum der regsamste Weltbürger ist.“ Patriotische Dialoge! — der ganze Titel besteht aus Fremdworten, das heißt Weltworten, die der Völkische von heute als undeutsch anprangert. Und vielleicht regt sich bei denselben Völkischen noch heute ein nachträglicher Groll gegen Fichte, weil er seine flammenden Reden nicht an das Volk, sondern an die deutsche „Nation“ gerichtet hat.

Auch in der Sprachform dieses Wortes liegt ein Nachklang des universellen Bekenntnisses, wie ferner Fichtes klares Gefühl dafür, daß er über die Volkheit hinaus eine im Kultursinn übergeordnete „Nation“ aufzurufen hat. Mit diesem Vorbehalt im Titel spricht er freilich deutsch, blankes Deutsch zur großen Masse. Aber es fällt ihm nicht ein, sein

Deutsch ebenso durchzusieben, wo er sich an den Gelehrten, den Künstler oder den Studienbeflissenen wendet; wie dies überhaupt noch keinem eingefallen ist, der Weltgültiges gedacht und ausgesprochen hat.

Dieser sprachliche Kosmopolitismus blieb bei den Besten in Geltung, verbunden mit Strebungen, die unter voller Wahrung des nationalen Gedankens auf das neue Ziel der internationalen Verständigung hinauswollten; bei den Besten, die die Möglichkeit eines „dritten Reiches" erkannten, worin nationale Willensbildung und Verständigung von Volk zu Volk nicht mehr als Gegensätze, sondern als natürliche Ergänzungen aufzutreten hätten. Das neue Ziel lag nicht im Traumland oder Wolkenkuckucksheim. Es handelte sich nicht mehr darum, die Millionen zu umschlingen und die ganze Welt abzuküssen; wohl aber sollte versucht werden, die Reibungswiderstände zwischen den Völkern zu mindern und das Gemeinsame der Nationen zur Geltung zu bringen. Der Kosmopolitismus verhielt sich zur Internationalität wie die urväterische Postkutsche zum modernen Blitzzug, der neue Gedanke verzichtete auf die Begriffslyrik und Romantik des alten, um die Lebensmöglichkeiten zu steigern und den Widerspruch von nationaler Enge und technischer Weite aus der Welt zu schaffen. Die große Technik mit ihrer Überwindung von Raum und Zeit paßte weder in die schmale Umgrenzung des Nationalwillens, noch eignete sie sich mit ihren brutalen Kräften zur Verwirklichung der weltbürgerlichen Sentimentalität. So verblaßte der Kosmopolitismus mehr und mehr zu einem phantastischen Schemen, während der Internationalismus sich immer entschiedener als der Träger praktischer Wirklichkeitswerte offenbarte.

Harte Notwendigkeiten traten auf, die sich ohne schwärmerisches Gesäusel elementarkräftig durchzusetzen wußten, über alle Grenzpfähle hinweg. In dichter Folge reihten sich Forderungen an Verwirklichungen auf zahlreichen Konferenzen und Kongressen, welche sich mit Weltpost, Arbeiterschutz, Bahnverkehr, Urheberrecht, Telegraphie, Luftrecht, Statistik, Wohlfahrtspflege und allen Gemeinsamkeiten der Wissenschaft und Kunst beschäftigten. Kaum ein Zweig geistiger Betätigung wäre zu finden, der nicht irgend wie versucht hätte, aus der großen Weltbestrahlung neue Triebe für sich zu gewinnen. Heutigentags, da die sengende Furie nur noch vereinzelte Wahrzeichen, wie das Rote Kreuz und den Nobelpreis, übrig gelassen hat, denken wir mit Wehmut zurück an so viele Kongreßergebnisse, Ausstellungen, Brücken von Amt zu Amt, von Akademie zu Akademie, an all die Bauten, die durch den Weltfriedenspalast im Haag ihren krönenden Abschluß erreichen sollten. Und gleichwohl wissen wir: nicht Utopien waren es, nicht leere Vergänglichkeiten, nicht ausgeträumte Wahngebilde. Nur das Zeitmaß, das wir für ihre unzerbrechliche Verwirklichung angesetzt hatten, war verfehlt. Was wir im Überschwang für die Generalprobe, wohl gar schon für die Aufführung genommen hatten, war tatsächlich nur die erste Lesung eines szenischen Entwurfs, der ins Feuer wandern mußte, weil einige dramatische Voraussetzungen nicht stimmten. Die Menschheit wird neue Proben ansetzen, und Aufgabe ihrer Dramaturgen wird es sein, den unzerstörbaren Kern des internationalen Werkes mit besserer dramatischer Motivierung herauszuarbeiten.

Aber auch in dieser künftigen Ausarbeitung wird der Nationalgedanke seine volle Geltung behaupten müssen. Ihn herauslösen hieße in die alte Schwarmgeisterei zurückfallen, mit der sich die weltbürgerlichen Allumschlinger von Anno Tobak benebelten. In jener Studie, von der wir oben ausgingen, heißt es kurz und treffend: Der Kosmopolitismus ist der Utopismus des Internationalismus — Nationalismus ist der Gegensatz zum Kosmopolitismus, — Internationalismus ist die Synthese von Kosmopolitismus und Nationalismus auf höherer Bewußtseinsstufe.

Wir hatten diesen Satz als Versuchsmodell vorangestellt, um vom Fremdwort zum „Weltwort" zu gelangen. Denn das Weltwort spielt in der Internationalität keine geringere Rolle, als irgend eine jener Gemeinsamkeiten, die wir vordem so hoch gepriesen hatten und in absehbarer Zukunft abermals preisen werden.

Und warum wurde das bis jetzt so mangelhaft gewürdigt? ohne Umschweif gesagt, so garnicht erkannt? wie kam es, daß so selten, — oder nie — ein Anwalt des Fremdwortes an einem jener grünen Tische Platz nahm, an denen Internationales gefördert und gefordert wurde?

Das kam so: Es gibt natürlich eine Frage der internationalen Sprache. Sie fand auch ihre Beantwortung in Kunstgebilden, die unter den Namen Volapük, Esperanto, Ido bekannt geworden sind, wenn man will sogar berühmt. Das Esperanto zählt auf der Erde meines Wissens etwa eine Million Anhänger und Pfleger, das heißt also den fünfzehnten Teil eines Prozentes der Menschheit. Und wenn so Einer unter Fünfzehnhundert, sagen wir in Tokio, mit wiederum Einem unter Fünfzehnhundert, sagen wir in Köln, in Verbindung tritt, so können sie sich tatsächlich verständigen.

Es geht aber mit den Geschäftsbriefen in Esperanto wie mit den Gespenstern: alle Welt redet von ihnen, aber keiner erblickt sie. Ich für meine Person muß gestehen, daß ich noch niemals den Vorzug gehabt habe, einen Esperanto-Brief zu Gesicht zu bekommen; und ich habe auch unter meinen Bekannten keinen einzigen, der mir vom Empfang solcher Esperantoschrift zu berichten vermocht hätte.

Das wäre freilich noch kein Beweis gegen die Zukunft des Esperanto oder gegen die Möglichkeit einer Weltsprache überhaupt. Wohl aber darf daraus ein Wahrscheinlichkeitsschluß gezogen werden, und dieser Schluß deckt sich vortrefflich mit allen Überlegungen, welche die Sprache als ein organisch gewordenes und wachsendes begreifen. Stellt man das Organische dem Mechanischen gegenüber, das Lebendige dem Kunstprodukt, so sagt man sich von vornherein: selbst wenn es gelänge, die Pfleger des Esperanto auf zehn oder hundert Millionen zu bringen, so wird es sich immer noch zu einer wirklichen Sprache verhalten wie eine Papierattrappe zu einer Blume, wie eine Automatpuppe zu einem atmenden Menschen.

Aber vielleicht könnte es eine Ersatz-Sprache werden, ein Sprach-Ersatz, wie wir ja so viele Ersätze besitzen, mit denen wir uns hindurchhelfen, obschon wir uns über ihre Minderwertigkeit gar nicht täuschen. Auch das ist in hohem Grade unwahrscheinlich. Und zwar aus dem einfachen Grunde, weil kein Verständiger sich mit dem Ersatz befreundet,

wenn er das Echte haben kann. Wenn ein Unkundiger, statt vier Wochen Esperanto zu üben, die nämlichen vier Wochen Englisch oder Französisch paukt, so wird er zwar von diesen Sprachen nur ein Minimum in Besitz bekommen, aber mit diesem Wenigen in der Welt sehr viel weiter reichen, als mit dem Höchstbesitz von Esperanto. Und außerdem, selbst jenes Minimum wird noch Sprache sein, unvollkommene, fehlerhafte, aber doch Sprache, nicht bloß flatus vocis und Zeichen auf Papier, während jede am Studiertisch ersonnene Kunstsprache nichts anderes sein und werden kann, als eine Summe von Signalen, in denen man wohl Gedachtes melden, aber nicht denken kann.

Der schärfste Einwand gegen diese Ansicht leitet sich aus der Teilnahme großer Männer her; so war unter den früheren Cartesius und Leibniz, so ist unter den heutigen Wilhelm Ostwald Befürworter der Kunst-Weltsprache. Zwischen Leibniz und Ostwald liegen rund dritthalb Jahrhunderte. Ich kann natürlich nicht wissen, ob nicht nach weiterem Vierteljahrtausend abermals ein Bedeutender mit dem nämlichen Bekenntnis auftreten wird. Aber das eine weiß ich, daß dieser Kommende das Feld anders vorbereitet finden wird; nämlich dadurch, daß dann die Gebildeten sich ohne gekünstelte Umwege auf Grund ihrer wirklichen Sprachen werden verständigen wollen. Der Kommende wird dann nur noch nötig haben, den Weltworten als Dolmetschern die letzten Hindernisse aus dem Wege zu schaffen.

Für uns Deutsche wiederholt sich hier derselbe Vorgang im Sprachlichen, der zuvor noch allgemeiner in der naturgesetzten Linie vom Weltbürgerlichen über das Nur-Nationale zum Mehr-als-Nationalen betrachtet wurde. Freilich müssen wir nunmehr die Zeiträume ganz anders abstecken und in die Entwicklung einlagern. Dem ersten wäre das edle Schrifttum unter Vorherrschaft der lateinischen Gelehrtensprache zuzuweisen, also vom ersten Auftreten der Humanisten bis etwa zum Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts. Der Gedankenbildner und Gedankenverkünder brauchte kein erklügeltes Volapük oder Esperanto zur Mitteilung, das Latein war Weltsprache und bezeichnete in seiner universellen Geltung ein Weltbürgertum, das sich gar nicht in sehnsüchtigen Verschwommenheiten zu ergehen brauchte, da es seine restlose Erfüllung in sich barg. Mit Latein auf dem Katheder und Latein in der Abhandlung wurde man in Paris ebenso verstanden wie in Salamanca, Padua, Leiden und Utrecht, Prag, Nürnberg, Cambridge, Upsala; hätte man damals von einem Gelehrten gefordert, er sollte nur in seiner Muttersprache, für sein Land schreiben und sich im übrigen auf die Übersetzer vertrösten, so wäre ihm das so abenteuerlich vorgekommen, wie heute die Zumutung an einen Verleger erscheinen würde, er möge seine Zeitung nicht durch die Schnellpresse, sondern durch Handabschriften verbreiten.

Jene Kosmopolis begann zu verfallen und erhielt ihren ersten klaffenden Riß, als der prächtige Magister Christian Thomasius (1687) an der Universität Leipzig seine akademischen Vorlesungen in deutscher Sprache ankündigte. Die Professorenzunft läutete Sturm und rief zum Kampf gegen den Vandalen, der es wagte, „das ehrliche schwarze Brett so zu beschimpfen und die Lingua latina als Lingua eruditorum hintan zu setzen.“ Sie instrumentierten ihren Zorn mit denselben

Kraftmitteln, mit denen die Zünftigen von heute aus genau entgegengesetzten Gründen und in genau entgegengesetzter Richtung brüllen. Wie heute das Deutsche, so sollte damals das Lateinische gerettet werden, beidemal von Leuten ohne Sinn für unaufhaltsame Naturnotwendigkeiten. Damals hieß die Notwendigkeit: Beginn des national-deutschen Zeitalters mit all seinen nachfolgenden Herrlichkeiten im Schrifttum. Und wiederum wird es unsere Aufgabe, die Zeichen zu deuten, um die Horizontdämmerung des Dritten Reiches zu erkennen, das unter voller Wahrung, ja sogar Mehrung des deutschen Besitzes, das übergeordnete internationale Sprachgut zur Geltung bringen soll.

* * *

Mancher Volksgenosse mag sich wohl in den Zeiten des Niederbruchs einen neuen Fichte gewünscht haben, mit großer Geste und flammenden Worten. Aber stände er auf, gesättigt mit alter Inbrunst und zugleich hellhörig für die Stimmen der Zukunft, so würde er auch ein neues Programm entwickeln. Mit stärkster Betonung der Sprache, nicht nur als eines Kulturwerkzeugs für uns und unsere Nachfahren, sondern als des einzigen Machtfaktors, der uns in der Zeiten Verhängnis verblieb. Was uns die Fichtes kleineren Formates zu sagen haben, klingt zweifellos brav und erbaulich, macht ihrem guten Herzen und ihrer Überzeugungstreue alle Ehre. Nur reicht die Spannung ihrer Gedanken nicht über das Nächstliegende hinaus. „Für unser tief gesunkenes Volk“ — so etwa reden sie uns ins Gewissen — „ist die Belebung des Stolzes auf die eigene Sprache jetzt, wo es auf seine stammesreinsten Gebiete zusammengepfercht ist, eine der wesentlichsten Aufgaben. Deutsches Denken und deutsches Handeln, das sind die zwei Erfordernisse, die schon beim Kind in der Sprache gepflegt werden müssen. Seien wir uns in dieser schweren Stunde der Verluste des Köstlichen bewußt, was uns als gemeinsames Gut verblieb, was keine fremde Macht uns rauben kann. Gemeinsam bleibt uns die Sprache, die uns die Mutter lehrte.“ Gewiß, das unterschreiben auch wir, allein mit dem Vorbehalt, daß es von den Forderungen der Zeit nur die leichtere, selbstverständlichere Hälfte ausspricht, die schwierigere Hälfte aber verschweigt. Der Sprachgeist selbst, der über allen Deutschen wehende, hat sein Programm schon weiter gefaßt. Habt ihr es nicht vernommen, wie unmittelbar mit der politischen Katastrophe ein internationales Brausen durch unsere Sprache ging, wie sie sich mit zahllosen Weltworten urplötzlich auf die Zukunft einstellte, zum großen Mißvergnügen für unsere Engbrüstler, die immer nur die nächste Wirkung spüren, niemals die fernste? Deutlich genug verkündete der deutsche Geist seine Hoffnung und seinen Anspruch auf Macht, die ihm aus keiner anderen Quelle mehr erfließen kann als aus der deutschen Universalsprache. Und nur mit diesem Programm vermöchte ein neuer Fichte zu wirken. Gebt der Sprache Mittel und Waffen zum Wettbewerb in der großen Welt! Schreibt weltverständlich, schafft deutsche Bücher ins Ausland, laßt den deutschen Gelehrten als Zurückeroberer deutschen Einflusses auftreten! Überzeugt euch davon, daß e i n großer Forscher mit wissenschaftlichem Deutsch uns mehr Sympathien wiedergewinnen kann, als uns die schulmeisternden Barden in Jahrzehnten

verlieren ließen! Unserer Sprache bleibt die Macht vorbehalten, wenn sie hinauswächst über die Urlaute, die uns die Mutter lehrte; wenn sie ihnen das hinzufügt, was allein die andere Mutter, die Alma mater Universitas auszusprechen vermag!

Nur in den Niederungen der Sprache tobt noch der silbenstechende Kampf mit seinen sattsam bekannten Heerrufen. Ginge es nach gewissen Leuten, den als alten Deutschrittern verkleideten Dreinschlägern und Schlagadodros, so würde die deutsche Sprache, weit entfernt davon, ihr Weltziel zu erreichen, nicht einmal im heutigen Menschenverkehr den Wettbewerb mit Französisch und Englisch aushalten können. Denn ihre Konkurrenzfähigkeit beruht nächst ihrem Schwergehalt an Gedanken auf dem Weltwort als dem Erkennungszeichen ihrer Universalität. In Jahrhunderten hat das national-sprachlich gewordene Weltwort dem Französischen und Englischen einen Vorsprung verschafft, und wer dessen Weite abgemessen hat, der kann nicht wollen, daß er sich noch vergrößere, vielmehr nur, daß er eingeholt werde. Ginge es nach den Ritterlingen, so schiede das Deutsch aus der Konkurrenz aus und sänke auf den Stand einer Provinzsprache, frei von Weltworten und frei von stolzen Ansprüchen. Das ist nicht die Freiheit, die wir meinen. Der Meister, der mit dem Blick auf die Grenzpfähle nach Beschränkung streben wollte, wäre nicht konzentriert, sondern beschränkt. Der Widerspruch löst sich dadurch, daß der Sprachmeister, sofern er Wissenschaft, höchste Bildung verkündet, schon im Sprachausdruck jede wie immer geartete Beschränkung abschüttelt. Er weiß, daß das Weltwort keinen Rückfall ins Scholastische und Mönchische bedeutet, sondern einen Fortschritt, keinen Hemmschuh am Deutschen, sondern eine bewegende Kraft. Hat ihn internationale Satzung vor unberechtigtem Nachdruck geschützt, so schützt ihn das Weltwort vor pedantischem Vordruck engbrüstiger Regeln, deren Urheber nichts von Freizügigkeit wissen. Unser Meister — er lebt glücklicherweise im überwältigenden Plural — kennt für sein Werk nur das Vorbild vom Vogelflug und Wolkenzug, und er gibt auf die Frage: wie erleichtern wir den Fremden das Erlernen der deutschen Sprache? nur die eine Antwort: durchs Weltwort! In ihm wird sich auf nationaler Grundlage die zweite Renaissance des Klassischen vollziehen, in gesteigerter Wirkung und erhöhter Schönheit einer Sprache, deren Feld die Welt sein wird!

Dr. Willy Cohn: Friedrich der Große und friderizianische Literatur.

Trotz aller berechtigten Anstrengungen, in der Darstellung der Weltgeschichte mehr die Entwicklung der Völker, ihre sozialen kulturellen Beziehungen in den Vordergrund zu stellen, wird die Bedeutung der großen Persönlichkeiten niemals verkannt werden dürfen. Das Rad des Weltgeschehens haben letzten Endes doch die genialen Menschen in neuen Schwung gebracht; sie aus der Geschichte hinwegdeuten, hieße diese in unerhörtem Maße vergewaltigen.

Unter den Großen der Vergangenheit ist nicht zuletzt die Gestalt Friedrichs des Preußenkönigs, die einen nie versagenden Reiz auf den ausübt, der sich mit ihr beschäftigt. Gerade heute, wo nicht mehr die Hohenzollernlegende eine patriotische Pflicht ist, treten wir dem Menschen Friedrich ganz anders gegenüber. Wir sind heute wieder mehr „fritzisch" gesinnt, um ein Wort Goethes aus „Dichtung und Wahrheit" zu gebrauchen. Stets hat aus dem Leben des großen Königs die Periode am meisten gefesselt, in der der junge Kronprinz im Kampf mit seinem Vater seine Persönlichkeit entwickelte. Es ist darum zu begrüßen, daß das in Fachkreisen schon seit langem sehr geschätzte Werk des französischen Historikers Ernest Lavisse: „Die Jugend Friedrichs des Großen" (1712—1733) nun in einer prächtigen von Friedrich von Oppeln-Bronikowski besorgten Ausgabe vorliegt. Das Werk, das mit einer Reihe von charakteristischen Bildern geschmückt ist, ist in dem Verlage von Reimar Hobbing in Berlin erschienen. Es ist erstaunlich, mit welch feinem Verständis der Franzose sich in die preußischen Verhältnisse einzufühlen verstand, wie er vor allem dem Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. und seinem Sohne gerecht wird. Tieferschüttert ist man immer aufs Neue, wenn man die Tragödie dieser Jugend liest, gewiß, es ist der sich stets wiederholende Gegensatz zwischen den zwei aufeinanderfolgenden Generationen, es ist die Sohnestragödie aller Zeiten, aber so ausgeprägt und bis zum Äußersten führend ist sie doch nur selten in Erscheinung getreten. Als reifer Mann ist Friedrich — wie das wohl auch immer zu geschehen pflegt — der Persönlichkeit seines Vaters vollauf gerecht geworden, als er erkannte, was ihm dieser durch die Schaffung des preußischen Heeres und die sparsame Verwaltung des Staates geleistet hatte. Aber der junge Mensch von 16—18 Jahren sah in dem Vater den Feind, den unerbittlichen Peiniger und Unterdrücker seiner Individualität. In nichts fühlt er sich mit Friedrich Wilhelm verwandt, verhaßt war ihm seine Vorliebe fürs Militär, für Tabak und Bier, seine pedantische Sparsamkeit und sein völliges Nichtverstehen von geistigen und künstlerischen Dingen. Hier lag der Konfliktstoff ununterbrochen in der Luft, er mußte mit der wachsenden Selbständigkeit des jungen Menschen zum Ausdruck kommen. Als der Knabe erst 12 Jahre alt ist, kennt schon alle Welt den

Gegensatz zu seinem Vater. Damals hat Friedrich Wilhelm gegen die Natur des jungen Fritz gewütet, er wollte keinen Schwächling zum Sohn haben. Wie muß es das Gemüt des jungen Knaben umdüstert haben, ein so völlig zerrüttetes Familienleben vor sich zu sehen. Mit seiner Mutter Sophie Dorothea und seiner Schwester, der späteren Markgräfin von Bayreuth, bildet er einen geschlossenen Block gegen den Vater. Allmählich entsteht eine Partei des Kronprinzen und mit dem Augenblick, wo der König etwas von diesen Dingen erfuhr, spitzen sich die Verhältnisse immer mehr zu. In dieser traurigen Zeit hat sich Friedrich innerlich ganz an die Schwester angeschlossen. „So lernten die beiden Seelen", so sagt Lavisse, „zu früh nur das Häßliche des Lebens sehen und übten sich in Mißtrauen und Verachtung. Ihre gegenseitige Zärtlichkeit ward noch verstärkt durch den Haß, den ihnen die andern einflößten!"

Ein neuer Abschnitt qualvoller Leiden mußte für das Geschwisterpaar beginnen, als sich der König mit Heiratsplänen für sie zu beschäftigen begann. Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier darlegen, wie das Drama sich allmählich zuspitzte, wie die Umgebung immer mehr leidet, wie alle, die es irgend vermögen, sich aus dieser vergifteten Atmosphäre zurückziehen, wie es die beiden prinzlichen Gouverneure Finkenstein und Kalkstein tun.

Wie oft ist Friedrichs Fluchtversuch auf jener Reise nach Süddeutschland beschrieben worden, und doch packt es immer wieder aufs Neue, wenn man sich die Seelenqualen vergegenwärtigt, die der Jüngling durchgemacht hat, ehe er seinen Plan ausführen wollte. Daß er gescheitert ist, ist bekannt und ebenso, wie sich das Wetter der königlichen Ungnade über den jungen Menschen ergoß. Stets wird der Justizmord, den Friedrich Wilhelm an Friedrichs Freund Katte verübte, ein schwarzes Blatt der preußischen Geschichte bilden, für unsere Betrachtung aber ist es vor allem wesentlich, wie sich des Kronprinzen Persönlichkeit in der Gefangenschaft entwickelte, wie er den Druck dieser Zeit aushielt. Wenn wir noch einmal auf die Darstellung, die Lavisse von ihm gibt, zurückkommen dürfen, und die versucht, ihm weithin gerecht zu werden, so entnehmen wir aus ihr, daß Friedrich in dieser Zeit nicht innerliche Herzensgüte lernte.

„Wäre Friedrich", so fragt der französische Historiker, „für seine Freunde eingetreten, wenn sie seine Hilfe angerufen hätten? Als er Katte zur Hinrichtung schreiten sah, hat er sich erboten, auf die Krone zu verzichten, ja zu sterben, um ihn zu retten; aber wenige Wochen nach der Tragödie, als er seines Lebens sicher und der Haft entronnen ist, ist er lustig wie ein Buchfink".

Um den erzürnten Vater zu besänftigen, muß er eine Doppelexistenz führen, muß nach außen Nachgiebigkeit zur Schau tragen und mag damals doch in seinem Innern den Vater mehr als je gehaßt haben. Aber er beugte sich dem Zwange, er konnte und wollte nicht ewig als Gefangener in Küstrin leben, und um sich die Freiheit völlig zu erringen, gibt er auch in der Heiratsfrage nach und beugt sich äußerlich unter den Willen des Königs mit der inneren Absicht, nachher seine Freiheit in um so größerem Ausmaße zu genießen.

Die Meinungen, die damals Friedrich über die Ehe äußerte, verletzten seine Küstriner Umgebung, sie zeigen uns auch heute noch, welch geringe Achtung der Kronprinz vor den Beziehungen zum weiblichen Geschlecht hatte. Man darf aber auch darüber nicht zu hart urteilen, denn auf diese Wege hatte ihn der König dadurch gezwungen, daß er ihm eine ungeliebte Frau aufnötigte. „Will der König durchaus, daß ich heirate, so werde ich gehorchen, danach lasse ich meine Frau sitzen und lebe auf meine Weise." — Nur einmal in seinem Leben scheint er zu einer Frau in innere Beziehungen getreten zu sein, nämlich zu Frau von Wreech, die er von Küstrin aus kennen lernte. Sonst aber sah er in der Frau nur die Dirne, für Liebe war in seinem Herzen kein Raum.

Mit seiner Verheiratung schließt die erste Epoche der friderizianischen Jugendzeit, die Idylle von Rheinsberg zeigt dann den Jüngling in der vollen Entfaltung seiner Blüte. Ihr soll dann der zweite Band der deutschen Ausgabe des Lavisse'schen Werkes gewidmet sein, der noch aussteht, den wir aber schon mit Freuden erwarten.

An dessen Stelle können wir heute einen anderen Band friderizianischer Literatur erwähnen, der gleichfalls im Verlage von Reimar Hobbing erschienen ist: „Die Gespräche Friedrichs des Großen", die Friedrich von Oppeln-Bronikowski und Gustav Berthold Volz mit den Illustrationen von Adolf von Menzel herausgegeben haben. Umfaßt das vorhin erwähnte Werk nur eine Epoche aus dem Leben des großen Königs, die jenseits seiner Regierungszeit liegt, so erstreckt sich der Inhalt dieses Buches über den ganzen Verlauf seines Lebens. Aufgezeichnete Gespräche wollen nur mit Vorsicht benützt werden, allzuleicht kann in sie etwas Pointiertes kommen, was nicht in ihnen lag, als sie geführt wurden. Alle aber beleuchten die Persönlichkeit Friedrichs von immer neuen Seiten. Mit wieviel bedeutenden Menschen hat der König reden können und welch gewaltigen Eindruck hat er auf sie alle gemacht. Voltaire, der Gefährte seiner Jugendzeit, steht neben Katharina II. Wie prächtig ist das Gespräch, das Friedrich mit dem Kretschmer von Sahra am Abend nach der Schlacht bei Leuthen führt. Für die Zeit des Siebenjährigen Krieges berichten über die Äußerungen des großen Königs die Aufzeichnungen seines getreuen Vorlesers de Catt, die von ganz unschätzbarem Werte sind. Wie schwer hat sich Friedrich oft die Schlacht gemacht, wie verhaßt war ihm letzten Endes das Kriegshandwerk, zu dem er verurteilt war. „Ein Schlachttag ist furchtbar", äußert er vor der Schlacht bei Zorndorf. „Ich habe meine Maßnahmen so getroffen, daß ich nicht viel Leute verlieren werde und daß der Feind vertrieben wird. Aber Sie werden es vielleicht sehen: ein Nichts kann alles umwerfen, und dem Führer wird etwas zur Last gelegt, wofür er nichts kann." Glücklich ist Friedrich innerlich in diesem Kriege nicht gewesen, er ist in ihm ein alter Mann geworden. Seinem Vorleser gegenüber macht er manchmal seinem gequälten Herzen Luft. „Sehen Sie, ob ich glücklich bin! Wieviel Unglücksschläge! Schon 6 Jahre vor dem Kriege war ich voller Sorge und sah das Unwetter heraufkommen. Und wieviel Sorge seither! Wieviel Philosophie hat man nötig! Ich hätte billig leben können. Von einem Kapaun will ich drei Tage essen."

Von den Gesprächen, die mit dem Kriege nicht in Beziehung stehen, interessieren vor allem die mit d'Alembert geführten, sowie die mit Dichtern und Gelehrten. Immer bleibt es bedauerlich, daß Friedrich der Große zur deutschen Literatur so gar kein Verhältnis gewinnen konnte. Das Gespräch, das der König mit Gottsched führte, und das von dem Letzteren aufgezeichnet wurde, zeigt so recht die Selbstgefälligkeit dieses Literaturtyrannen. Bekannt ist vor allem Friedrichs Gespräch mit Gellert, der ihm als der deutsche Lafontaine vorgestellt wurde.

Friedrich der Große ist ein alter Mann geworden, in seinem Sanssouci empfängt er die von seinen ehemaligen Kriegskameraden, die der Tod noch nicht hinweggeholt hat. Am rührendsten ist die Begegnung mit Zieten, den der König in seiner Gegenwart nicht stehen läßt. Eine besonders gut gelungene Zeichnung Adolf von Menzels veranschaulicht dieses Zusammentreffen. Das ganze reiche Leben Friedrichs gleitet in diesen Gesprächen an unserem Auge vorbei; unmittelbar lebendig wird der große König aus ihnen.

Die Einsamkeit seiner Seele ist es vor allem, die uns packt. Dieses Alleinsein ist sein tragisches Los geworden. Es ist ein weiter Weg, den der Mensch Friedrich von den qualvollen Jugendtagen bis zum Einsiedler von Sanssouci zurückgelegt hat; aber ihn immer wieder zu gehen, ist auch heute noch ein rein menschlicher Gewinn, der abseits steht von der Beurteilung, die man der Politik des König Friedrich angedeihen lassen mag.

Dr. Otto Philipp Neumann: Sozialismus und Religion.

Sozialismus und Religion sind zunächst zwei Schlagworte. Schlagworte haben nun einmal das Eigenartige, daß sie eigentlich keine Erklärung dogmatischer Art bedingen und lediglich eine Richtung angeben. Mit dem Moment, wo man sie festlegen will, zerreißen die Begriffe in das Utopische oder sie werden für eine der vielen Denominationen festgenagelt, und dann nimmt jeder für sich den richtigen und echten Sozialismus und die wahre und wirkliche Religion in Anspruch. In seinen bekannten philosophischen Strömungen der Gegenwart spricht Prof. L. Stein daher ganz treffend vom soziologischen und vom religiösen Problem. Er beweist schlagend die logische Forderung des Gottesbegriffs und hat den Satz geprägt, daß die Konfessionen nur die Dialekte der Weltsprache Religion sind. Vom Sozialismus sagt er, daß die menschliche Gesellschaft das Zentralproblem der Gegenwart sei, er schildert den Sozialismus als Wissenschaft, geht auf den Klassenkampf ein, der vom Egoismus zum Altruismus führt, und L. Stein vereinigt die beiden Probleme dahin, daß sie vor uns liegen und der Erfüllung harren. Nun ist aber der Weltkrieg dazwischen gekommen und eine Verschiebung in der Auffassung der Probleme hat sich ergeben, die sich ja restlos nicht erschöpfen lassen, weil

beide Ewigkeitsprobleme sind, an denen zu arbeiten uns aufgegeben ist. Die trefflichen Ausführungen L. Steins ließen sich nach zwei Richtungen hin ergänzen: einmal, was hat sich von den Zukunftshoffnungen erfüllt, und dann, welche Fortschritte haben wir gemacht, wenn das Heil der Menschheit vor uns liegt und wenn wir auf dem Standpunkt eines evolutionistischen Optimismus stehen. Der Weltkrieg und die Weltrevolution sind weder dem Sozialismus noch der Religion günstig gewesen. Jede Revolution ist ein Weg der kurzen Linie. In den langsamen Verlauf der Lebensvorgänge, vor allem der geistigen — ich fasse auch den Sozialismus hier als eine geistige Bewegung auf, dessen Wurzeln sich zurückverfolgen lassen bis zum Brudermord der Schöpfungsgeschichte — greifen Nützlichkeiten ein. Der Gang wird durch Krisen unterbrochen, die den zögernden Ablauf auf den kürzesten Weg drängen. In langen Bewegungen sammeln sich Spannungen an, die einen Ausweg suchen. Der kurze Weg ist der Krieg und die Revolution. Beide haben den Begriff Sozialismus verschoben. Kurz vor dem Kriege konnte E. Gothein im Handwörterbuch der Staatswissenschaften Sozialismus und Kommunismus unter einem Stichwort bringen und beide miteinander identifizieren und rechtsstehende Politiker alten Schlages werden die beiden Begriffe zusammen abtun. Was die Religion anbelangt, so hat die neue Verfassung des Deutschen Reichs den Begriff nicht abgelehnt und bei dem unverkennbaren Charakter einer sozialen Republik, welche die Religion nicht fallen läßt, ist es notwendig, diese Begriffe Sozialismus und Religion gegenüberzustellen.

Beide sind in der Verfassung verankert. Man muß sich mit beiden auseinandersetzen, weil es Probleme sind, die noch weiter im Vordergrund des Interesses stehen. Im allgemeinen war man der Ansicht, daß sie sich ausschließen. Das, was der Sozialismus früher wollte, schien der Religion Abbruch zu tun, die stets zur Privatsache erklärt wurde. Überhaupt hatte der Sozialismus die geistige Seite verkümmern lassen und die Massen waren der Religion entfremdet. Aber man merkte den Mangel, und ich bin der Ansicht, daß die Aufnahme des Religionsbegriffs in die Verfassung nicht ein fauler Kompromiß an das Zentrum war, nicht Klugheitsmaßregel, sondern bedingt war durch die Unentbehrlichkeit der Religion für das Volk. Religion kann nur entwicklungsgeschichtlich begriffen werden. Dasselbe gilt vom Sozialismus. Nun hat aber die Revolution diesen Begriffen einen ganz anderen Charakter aufgedrückt. Der uralte Kampf zwischen Individualismus und Sozialismus stellte sich auf eine neue Grundlage. Sozialismus und Religion mußten dem Rechnung tragen. Beide waren in ihrer organisatorischen Entwicklung gefährdet. Die Revolution baute ab und zerstörte das, was im organischen Werden begriffen war. Sie ist also kulturfeindlich, während Sozialismus und Religion notwendige Kulturelemente sind, wie die Geschichte beweist, die uns L. Stein darlegte. Der Sozialismus in seinem Auswuchs, den man heute Bolschewismus nennt, ist der Feind jeder Persönlichkeitskultur, die in der Religion das individuelle Recht sieht, den Religionsbegriff zu gestalten. Es frägt sich nun, ob der Sozialismus dieses Recht anerkennt oder leugnet. Heute liegt die Sache so, daß die sozialistischen Führer das Recht der Religion anerkennen. Wie überall

gibt es auch im Sozialismus einen rechten und linken Flügel und Vermittlungsideen. Fragen wir die Vertreter der Vermittlungsideen, bei denen die Wahrheit in der Mitte liegt, so erfahren wir, daß die Parteikreise, in denen alle Religion nur als Lug und Trug betrachtet wird, wesentlich zurückgegangen sind. Die Gruppe der freireligiösen Sozialisten hat zugenommen.

Selbst von kirchlicher Seite wird zugegeben, daß die Massen für die Kirche nicht mehr zurückzugewinnen sind, auch nicht für die katholische Kirche. Andererseits ist gegen keinen Satz des Parteiprogramms so häufig verstoßen worden, wie gegen den von der Erklärung der Religion zur Privatsache. Die Auffassung, man könne die Religion dadurch überwinden, daß man sich nicht um sie kümmert, hat Fiasko gemacht. Als Beweis sehe ich u. a. das Buch von Paul Göhre an: Der unbekannte Gott. Göhre kommt von der Theologie her und man kann ja sagen, daß ihm noch die theologischen Rückstände anhängen. Obwohl er nun das Christentum in einen unüberbrückbaren Gegensatz zum modernen Menschen stellt, so scharf und schneidend, wie es lange nicht geschah, das Christentum, sagt er, ist für den modernen Menschen erledigt, spricht er doch eingehend von den Voraussetzungen neuer Religion. Hier tritt der Sozialist als Religionsstifter auf, während Fendrich, Peus u. a. einen vermittelnden Standpunkt einnehmen. Göhre hält an der Existenz Gottes fest. Er ist, aber er ist uns unbekannt. Er schildert sogar neue Formen für religiöse Feiern, ähnlich wie E. Horneffer, der von Nietzsche herkam. Auch die extremen Sozialisten lehnen also die Religion nicht ab. Es müssen also Beziehungen bestehen zwischen Sozialismus und Religion, die beiden gemeinsam sind; denn das Thema will nicht verschwinden. O. Bischoff hat es vom freimaurerischen Standpunkt aus bearbeitet, Jesus als Sozialist ist ein beliebter Gegenstand in Volksversammlungen und die Sozialistischen Monatshefte widmen dem Gegenstand dauernd ihr Interesse. Man kann die Brücke zwischen Sozialismus und Religion schlagen, wenn man sich auf den ethischen Standpunkt stellt. Daß die Ethisierung der Religion das Ziel ist, bedeutet heute schon einen Gemeinplatz. Daß es auch außerhalb des Christentums Religion gibt und außerhalb der anderen Bekenntnisse, ist heute eine Binsenwahrheit. Es kann keinen Sozialismus ohne Religion geben, Sozialismus ist selbst Religion, weil er gemeinschaftsbildend ist. Das wissen wir schon seit Pestalozzi und die ganze moderne Sozialpädagogik geht auf ihn zurück. Religion innerhalb der Grenze der Humanität ist echter Sozialismus. Der Weltkrieg und die Weltrevolution haben gezeigt, wie weit wir noch von dieser sozialen Humanitätsreligion entfernt sind. Die Ereignisse der Gegenwart haben den ungeheuren Rückschlag gezeigt, der nach dem Gesetz von der kurzen Linie erfolgt ist. Zerstört ist, was in langsamem Aufbau reifen sollte. Einen Erfolg im Sinne des echten Sozialismus und der wahren Religion, die wesentlich ethisch ist, hat die Revolution nicht gehabt. Jetzt heißt es, dort wieder anknüpfen, wo wir vor dem Kriege standen. Jetzt gilt es dem Altruismus wieder zur Herrschaft zu verhelfen, der Sozialismus ist und der Religion, die als Ethik allein gemeinschaftsbildend wirkt. Die Zerklüftung der Konfessionen, wie sie sich heute wieder zeigt, kann nur dann überbrückt werden, wenn

Religion als gemeinschaftsbildend erkannt wird. Religion als das Verhältnis des Menschlichen zum Göttlichen wirkt umschließend, wirkt daher sozial. In der Religion selbst liegt ein soziales Element. Die Religion und der Sozialismus sollen höhere Werte schaffen, bewußte Arbeit für die Erhöhung der menschlichen Art, des menschlichen Geistes, der Fortschritt zu Vernunft und Gerechtigkeit. Der Kern des echten Sozialismus kann nur geistiger Art sein. Die neue Reichsverfassung weist an vielen Stellen auf den Gemeinsinn hin. Sozialismus ist Gemeinsinn und Religion ist Gemeinsinn. Diese Urtriebe liegen im Kampfe mit den unsozialen Instinkten. Es gilt sie zu überwinden und alle unsoziale Gesinnung abzuweisen. Grade der sittliche Zusammenbruch, für den wir Beweise hier nicht zu geben brauchen, verlangt, daß wir echten Sozialismus und echte Religion wieder gewinnen. Die Zerrüttung des Volkslebens ist eine Folge, daß wir die Bahnen jenes echten Sozialismus und jener wahren Religion verlassen haben. Wir müssen, wie D. Bischoff treffend sagt, den Sozialismus als Religion in Pflege nehmen. Um dies tun zu können, müssen wir der Gewissensfreiheit, Duldung und Toleranz den ihr gebührenden Einfluß sichern. Daran leiden wir heute noch empfindlichen Mangel. Überall erblicken wir den Parteigeist, den Dogmengeist, die Verketzerung. Das ist kein gesunder Sozialismus, das ist keine echte Religion. Die Klassenkampfphase sollte überwunden sein. An die Stelle des dogmatischen Parteigezänkes der Konfessionen, wie wir es erleben, sollte eine großzügige Ethisierungsarbeit einsetzen. Wir müssen zu der Erkenntnis gelangen, daß „das religiöse Volkserlebnis eine wichtige und unentbehrliche Quelle jener Sittlichkeit bildet, deren schöpferisches Walten die Hauptsache aller sozialistischen Lebensgestaltung ausmacht“. In der Tat mehren sich die Stimmen im sozialistischen Lager, die von der Religion als dem Notwendigen sprechen, ja man macht es dem Marxismus, der doch bisher stets das Schiboleth der Sozialisten war, schon zum Vorwurf, daß er die geistige Seite nicht genug berücksichtigte. Die echte Wohlfahrt aller Gesellschaftsglieder kann nur gedeihen, wenn alle Glieder für einander leben und nicht gegeneinander. Alles Gute im Menschen ist überzeitlich. Gott ist das Gute und die Religion als solche ist ewig, ihre Ausgestaltungen sind zeitlich. Von jeher ist die Liebe zur Gemeinschaft, d. h. zum echten Sozialismus, als ein Stück Gottheit aufgefaßt worden. Das moralische Gesetz in uns ist nicht umzubringen und der Satz von der Nächstenliebe und Gottesliebe bleibt das ewige goldene Sittengesetz der Menschheit. Sozialismus und Religion hängen eng zusammen.

Adolf Armin Kochmann-Berlin: Cäsar Flaischlen.

Wenn man den soundsovielten Geburtstag eines längst verstorbenen Dichters feiert, sei es auf dem Theater oder auch nur in Zeitungsaufsätzen, wird manch Lebender oft zum erstaunten Bewunderer des Toten. Da liest und erfährt man erst, wie schwer und hart solch ein Dichter um sein Dasein hat kämpfen müssen, oft so lange, bis er der undankbaren Welt den Rücken kehrte. Ja, der Tod war vielen Dichtern der willkommene Erlöser, und mancher — sogar ein Heinrich von Kleist — warf sich ihm freiwillig in die Arme.

Kleist ging in den Tod, weil er keine Anerkennung fand. Heute zählt er zu den Klassikern! Standen einstmals gebildete Menschen diesem oder anderen bedeutenden Dichtern mit sträflichem Gleichmut gegenüber, so ist es uns sozialer denkenden und empfindenden Menschen vergönnt, das von unsern Ahnen verübte Unrecht gut zu machen an unsern lebenden Dichtern. Allein dieses Schuldgefühl darf uns aber nicht veranlassen, jeden Dichter ohne Unterschied als einen Heros der Dichtkunst zu preisen, oder ihn als großen Menschen zu verehren! Es gibt heutzutage Dichter, die nichts anderes als schriftstellernde Handwerker sind, wenn sie auch dabei durch Augenblickserfolge „gemachte Männer" werden. Gerade diese Leute sind die größte Gefahr für die großen, wahren und echten Dichter.

Ein Dichter, dem Kunst und Handwerk stets streng getrennte Dinge waren, ist Cäsar Flaischlen, unser beliebtester und einer der wenigen wirklich volkstümlich gewordenen Lyriker der Gegenwart.

Er wurde am 12. Mai 1864 zu Stuttgart als Sohn eines Offiziers geboren, ward Buchhändler, hielt sich 1883 in Brüssel und 1885 in Bern auf, studierte 1886—89 in Berlin, Heidelberg und Leipzig Philosophie und Philologie, erwarb den Doktorhut und lebt seit 1890 in Berlin. Kurze Zeit betätigte er sich als Redakteur an der von ihm mitbegründeten Kunstzeitschrift „Pan", deren vornehm-literarisches Gepräge durch die Mitarbeit der hervorragendsten Dichter und Künstler Deutschlands bestimmt wurde. Schon in diesen Blättern suchte Flaischlen als Dichter und Anreger einer und zugleich „seiner" neuen Art, Dichtungen zu schaffen, sich durchzusetzen, doch geschah dies nachhaltiger wohl erst durch sein lyrisches Bekenntnisbuch „Von Alltag und Sonne"*). Es enthält Rondos, Lieder und Tagebuchblätter, das Mönchguter Skizzenbuch, Lotte, eine an Schlegels „Lucinde" erinnernde Lebensidylle, und „Morgenwanderung", eine märchenhafte Phantasie über die Fesselung der Sonne. Einige Zeilen aus einer Kritik setzte er dem Gedichtbande in Prosa als Geleitwort vor: „Dieses Buch will nicht kämpfen. Es kommt ohne Waffen. Es kommt wie ein froher Mensch, der durch einen Sonntagmorgen wandert und sich der schönen Welt freut, die sich um ihn breitet, und dann und wann ein Lied singt." Das ist das „Rezept" des Dichters, wie

*) In 80. Auflage bei Fleischel & Co., Berlin, erschienen; daselbst auch die anderen Bücher.

es angewendet werden muß, sagt er auf dem XX. Tagebuchblatte: „Ich möchte einmal ein Buch schreiben, ein kleines, frohes Buch . . das ich aber nur denen geben möchte, die es lieb haben und die mit ihm froh sein könnten . . ein kleines, kleines Buch, in dem nur stünde: wie schön der Sonnenschein über dem Garten draußen am See, mit den blühenden Rosen . . und wie schön das Lied der Vögel in den schattigen Baumwipfeln und wie schön der blaue Himmel über dem Allen und seine weißen Wolken . . denn ich bin ja selber nur ein Stückchen Garten, Wald und See . . über dem die Sonne flimmert, über dem Vögel singen, über dem die Wolken ziehn . . ."

Wer so einfache Dinge so schön zu sagen weiß, ist nicht nur ein Dichter, sondern auch ein gesund empfindender Mensch. (Übrigens auch ein Pantheist wie Goethe!) Und Mensch sein ist weit mehr — als bloß Dichter. Ein Gedicht kann jeder schreiben, Inhalt und Aufbau oder Reim mögen sogar ganz gut sein — den Wert der Dichtung bestimmt erst die Persönlichkeit des Verfassers. Aus jeder Zeile, ja, aus jedem Worte und nicht zuletzt aus der Satzstellung und der Zeichensetzung einer Schöpfung Flaischlens spricht seine markante Persönlichkeit, und zwar der Mensch noch stärker als der Dichter. Des letzteren Sprache ist von einer lieblichen Zartheit; sie klingt wie Musik. Gedichte werden im wahrsten Sinne des Wortes zu Liedern, Stimmungsbilder zu Sinfonien. Der „Mensch" predigt die Menschenliebe, preist die Schönheit der Welt, ermutigt die Verzagten und tröstet so wunderbar, daß der Leser sich fast danach sehnt, Leidender zu sein.

Wie Flaischlen seine Absicht, „Dichter zu werden", ausführte, erzählt das zweibändige Hauptwerk „Jost Seyfried", ein autobiographischer Roman in Brief- und Tagebuchblättern, von dem aber der Dichter sagt, er sei aus dem Leben eines Jeden. Dieses Buch schildert den Kampf Jost Seyfrieds mit sich und mit der Außenwelt um „Durchsetzung seines Lebensglaubens, und durch seine Wandlungen in der für jeden Schaffenden so kritischen Zeit zwischen Dreißig und Vierzig" (wie es in der Vornotiz heißt).

Der erste Entwurf stammt aus dem Jahre 1892. Geschildert wird der „Zwiespalt, in den man sich geworfen sieht, wenn man aus der Heimat in das Leben kommt . . . und der schließliche Niederbruch unserer Jugendwelt mit ihren allzu idealisierenden Anschauungen im Ringen mit den entgegengesetzten der Wirklichkeit." Was Flaischlen in seinen Gedichtsammlungen „Von Alltag und Sonne" und „Aus den Lehr- und Wanderjahren des Lebens" (32. Aufl. 1919) anstrebte, führte er in seinem Roman „Jost Seyfried" weiter aus; er ergänzt sie in seinem Zielpunkt: den Menschen unserer Jugend zu zeigen im Kampfe mit der „Großstadt-Welt." Das Buch greift aber auch auf die Bühnenstücke „Toni Stürmer" und „Martin Lehnhardt" zurück; die drei Werke sollten eine Trilogie ergeben. Flaischlen wollte indessen seine Gedanken nicht in von Bühnengesetzen bedingte Formen zwängen, die kein passender Rahmen für die im Roman mitunter vorkommenden „zarten Sachen" gewesen wären. Auch der Fluß der Handlung in einem Theaterstück hätte anderseits gelitten durch an sich noch so schöne, monologartige Betrachtungen, wie die folgende:

„Aber: es ist zu laut geworden in der Welt, und es wird immer lauter, und man verliert sich immer mehr an all den Lärm, ob Äußerlichkeiten und findet immer weniger Ruhe: den stillen Strömen zu lauschen, die in der Tiefe unseres Lebens gehen, und auf die Wunderwelt, durch die sie führen, jenseits des groben Scheins der Dinge, mit dem wir uns genügen müssen!"

Kein Wunder, daß Flaischlen sagt: Stoff und Handlung seien eigentlich Nebensache! Von der Handlung im Drama behauptete Maeterlink dasselbe, zufällig ein ebenso großer Optimist, wie Flaischlen. Zwei Dichter, die aus dem bedrückenden Düstern einer kranken Welt zuerst keinen Ausweg fanden, dann aber plötzlich die engen Fesseln sprengten und, durch das Leid verjüngt, Auge und Herz sich an dem Anblick der lebenspendenden Sonne laben ließen. Während der Genter durch den amerikanischen Philosophen und Lebensbejaher Emerson beeinflußt wurde, geschah dies bei dem Schwaben durch Nietzsche, und Flaischlen bezeugt dem großen Dichterphilosophen seinen Dank: „Läutet die Glocken, wenn sein Name genannt!" „Er dachte königlicher als Jahrhunderte!"

Ein anderer bedeutender Mann, dem Flaischlen Gefolgschaft leistete, war Ibsen, dessen Kunst er mit einem „Hochgebirge" vergleicht, und von dem er mit Überzeugung prophezeit: „Keine Million Schattenmännlein werden seine Sonne in die Tiefe zwingen!"

Nicht aus dem Munde eines dieser beiden Großen floß das Sprichwort „Wer nicht Gott ist, wird Gott nie begreifen!", es stammt von Flaischlen; aber eint es nicht die Schwärmer Zarathustra und Peer Gynt und den erdfesteren Optimisten Jost Seyfried? Es scheint mir so. Doch hat Flaischlen nicht etwa den Glauben an ein Gottesgnadentum des Genies. „Man kann eben doch nichts! Nicht mehr wenigstens, als andere auch . . . und vor allem nicht so viel, als man möchte!" Aber werde ein Mensch und du wirst ein Künstler, „Genie ist Wollen!", nur: „Ein jeglich Ding braucht seine Zeit, zu werden und, wo sich niemand je die Arbeit machte, vorzusorgen, wo niemand säte, wird auch niemand ernten!" Doch merke dir: „Zum letzten Gipfel trägt nur eigene Mühe!"

In diesem Zusammenhange darf auch des Dichters Ausspruch „Kunst sei Leben, nicht Kunst!" zitiert werden. Der paradoxe Aphorismus macht eine Auslegung notwendig. Heute sind die weitaus meisten Künstler nur Techniker, aber „Technik allein war nie Kunst! weder so, noch so! Technik ist kein Ziel! Technik ist etwas: das man können muß! und . . . das dazu gehört! es mag noch so schwer sein." Er deutet den Begriff „Kunst" dann wieder als Philosoph: alle große Kunst sei immer naturalistisch (er hätte richtiger das Wort realistisch gebrauchen sollen), doch gleichzeitig symbolisch (alle großen Werke der Weltliteratur sind realistisch und zugleich symbolisch), denn „Kunst soll sein, was das Leben (also der Naturalismus) nicht sein kann! Sie soll gut machen, was die Menschen an sich versündigen!" (Natürlich die Kunst als solche, nicht irgendeine moralisch oder sonstwie gerichtete Tendenz, die unkünstlerisch wirkt). Daraus läßt sich folgern: der Künstler muß ein aufrechter Mensch sein, der, wie Faust, sich strebend bemüht, das Höchste zu erreichen. In diesem Sinne stellt Flaischlen folgendes Gesetz für das gegenseitig bedingte Verhältnis von Kunst und Künstler auf: „Bloßes Können bleibt

Handwerk, wenn der überragende Mensch dahinter fehlt! und verfällt! Bleibendes erzwingt nur der Charakter! und nur der höhere Mensch schafft Höheres!" Die Kunst ist unser Herz; ewig ist sie, wenn sie aus Überlegenheit und Liebe, nicht aus wissenschaftlicher Erkenntnis, herausgeboren wird. Die Wissenschaft ist unser Kopf, mit dem allein Kunst nicht erfaßt und erlebt werden kann. Flaischlen will uns durch Kunst die Erde lieb machen — Kunst soll Leben sein und Leben zeugen. Es sollen höhere Lebenswerte in schöner Form geschaffen werden — von einem höheren, d. h. sittlich starken Menschen; so wird Kunst geboren.

Das für eine kurze literarische Würdigung in Betracht kommende Werk Flaischlens ist eine Sinfonie, in der ein Motiv immer in Variationen wiederkehrt, das der Weltfreude. Sie im Leser zu erwecken, ist das Hauptverdienst des „Jost Seyfried"; die in dem problemreichen Lebensroman vertretenen, hier angedeuteten Kunstanschauungen sind vielfach bekämpft worden, doch eins ist sicher: sie schmälern nicht den reichen Gewinn, den jeder Leser, sei er Literaturfreund oder Schriftsteller, wird buchen können.

Auch Cäsar Flaischlen hat als Dichter um Anerkennung schwer ringen müssen. Erschüttert liest man sein tragikomisches Geständnis: „Mit den „Sprüchen eines Steinklopfers" sind es nun gerade zwölf Bücher, die in den fünfzehn Jahren von mir gedruckt wurden, und eingebracht haben sie mir brutto gleich brutto: drei Mark! und auch das ist wahrscheinlich bloß ein Versehen!" Glücklicherweise hat sich dann aber das Blatt gewendet, seine Bücher erreichten Auflagen bis zu 200 000 Exemplaren, und seine schlichten und schönen Lieder, von denen zahlreiche in Musik gesetzt wurden, sind tief ins Volk gedrungen und ihm unverlierbares Gut geworden. Gibt es überhaupt einen Deutschen, der nicht Flaischlens auf Millionen Postkarten gedrucktes und als Wandschmuck gerahmtes Gedicht „Hab Sonne . ." besitzt oder in einem Schaufenster gelesen hat? Und die Frauen, von denen er im Geiste Schopenhauers sagt: „Sie haben immer nur Energie ins Kleine und Nahe und nie ins Große und Weite! Sie haben keine perspektive Energie!", gerade sie verehren den liebenswürdigen und aufrichtigen Dichter, wie kaum einen zweiten, weil seine lebenbejahende, dabei so überaus zarte Lyrik nicht nur dem ganzen Wesen der Frau entspricht, sondern ihr auch das gibt, was er ihr eben abspricht: perspektive Energie!

Fr. Goldbeck-Frankfurt a. M.: Das Mahlerfest in Amsterdam.

Wer das Musikleben der allerjüngsten Zeit beobachtete, konnte leicht ein gewisses Warten und eine gewisse Unruhe bemerken. Durch die Kriegszeit war der internationale Kontakt auch hier fast ganz unterbrochen und auch für größere nationale Musikfeste fehlten und fehlen leider noch heute vor allem die finanziellen Mittel. So war man auf das angewiesen, was in nächster Umgebung geboten wurde — und fand nicht

die volle Befriedigung darin. Wenn auch viel Schönes und Wertvolles darunter war, man hatte Sehnsucht nach dem großen „europäischen" Musikereignis. Nun ist dem Hoffen der Besten Erfüllung geworden: durch das Mahlerfest in Amsterdam (6.—21. Mai).

Den Anlaß gab das 25jährige Jubiläum Willem Mengelbergs als Leiter des Concertgebouw-Orchesters. Daß er dieses zu einem der besten der Welt gemacht und Amsterdam zu einem maßgebenden Musikzentrum, dafür hat ganz Holland ihm voll Begeisterung gedankt und gehuldigt; daß er wie kein Zweiter vor ihm für Gustav Mahler sich eingesetzt und ihm den Platz errungen hat, der ihm gebührt, dafür schuldet ihm die ganze musikalische Welt und vor allem die deutsche tiefsten Dank.

Nahezu sämtliche Werke Mahlers sind in neun Konzerten aufgeführt worden. Wer die Anforderungen kennt, die jede Mahler'sche Partitur an Studium, Konzentration und Ausdauer stellt, versteht die Größe dieser Leistung; und jedes Werk wurde uns geistig wie technisch schlechthin vollendet geboten. Die besten Mahlerkenner, allen voran Frau Alma Maria Mahler, haben es laut bezeugt.

Mahler's Sinfonien, welche Fülle von Lust und Schmerz, seliger Ruhe und wildem Kampf, froher Hoffnung und wehmütiger Resignation bergen sie! Sie zu beschreiben, ist es nicht ein müßiges Unterfangen? Wer sie kennt, bedarf keiner Schilderung; wer sie nie hörte, hat nicht mehr von einer solchen als der Blinde, dem man die Sonne beschreibt. Wenn hier trotzdem der Versuchung nachgegeben wird, sie mit ein paar Worten zu schildern, so geschieht es mit der Absicht, Sehnsucht zu wecken nach Erhebendem, das uns leider noch vielfach aus Bequemlichkeit oder bösem Willen vorenthalten wird.

„Mir heißt Sinfonie: mit allen Mitteln der vorhandenen Technik mir eine Welt aufbauen", lautet Mahler's eigener Ausspruch.

Die „schöne Welt" des Frühlings und der Jugend bringt uns die Erste. Fröhlichkeit wechselt mit Melancholie, am Ende heller Sonnenschein, klar liegt der Weg vor uns.

In der zweiten Sinfonie setzt sich die Persönlichkeit „der Held" mit der Welt auseinander; wir sehen sein „Stirb und Werde", sein Ringen, Lieben, Hassen, Zweifeln, schier Verzweifeln, bis ihm schließlich die Erkenntnis wird: Auferstehn, ja auferstehn wirst Du — o glaube, Du warst nicht umsonst geboren, hast nicht umsonst gelebt, gelitten.

Die „große Welt", den Kosmos offenbart uns die Dritte. Die Natur, in der Ersten im Spiegel des „fahrenden Gesellen" gesehen, beginnt hier selber zu klingen. Wir belauschen ihr Erwachen, wir sehen sie „verschwenderisch ohne Maß, fruchtbar und öde zugleich" (Nietzsche), uns erscheinen die Blumen, die Tiere, der Mensch und über allem waltend, alles versöhnend: die göttliche Liebe.

„Was mir das Kind erzählt", so wollte Mahler ursprünglich den letzten Satz seiner vierten Sinfonie nennen. Die ganze Sinfonie könnte so heißen. Kinderspiel und Kinderernst von Anfang bis zum Ende, „keine Musik ist ja nicht auf Erden, die unsrer verglichen kann werden" singt die Engelstimme im Schlußsatz.

Des Helden Gefährtin, des Helden Wahlstatt, des Helden Friedenswerke, so möchte man fast (im Anschluß an das „Programm" zu Richard Strauß' Heldenleben) die Fünfte (Adagietto), Sechste, Siebente (letzter Satz) nennen. In der Fünften: einer, der alle Hoffnung zu Grabe getragen hat, dessen Verzweiflung an Wahnsinn grenzt, gewinnt durch Liebe Mut und Lebensfreude zurück. In der Sechsten (tragischen): ein Titanenkampf, ein Ringen mit dem Schicksal von wahrhaft riesigem Ausmaße, in dem das Schicksal siegt. In der Siebenten geheimnisvolle Naturlaute, Nachtstücke (eins, wie man sagt, durch Rembrandts „Nachtwache" inspiriert), dann ein Abschütteln alles Mystischen: Irdisches, frisch fröhliches Schaffen.

Wie jedes große schaffende Genie, so wird auch Mahler zum Dolmetsch der ganzen Menschheit. In seiner achten Sinfonie. Mit visionärer Inbrunst wird der „schöpferische Geist" angerufen (erster Satz: Hymnus „veni creator spiritus") — ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn. Der zweite Satz bringt die Fülle der Gesichte und Verzückungen aus der Schlußszene des Faust. Die zweite Sinfonie verhieß: auferstehen, ja auferstehen wirst Du; die achte erfüllt: Eins werden mit der Gottheit (chorus mysticus).

Nach diesem Weltenbilde, kosmisch in noch höherer Potenz als die dritte („klingendes Universum", schrieb Mahler) zwei ganz in sich gekehrte „Lieder": Das „Lied von der Erde" und die neunte Sinfonie, vielleicht Mahlers persönlichste Werke. Ein doppelter Abschied: in ersterem der Abschied von der „lieben Erde", wehmütig-segnend und dankbar zugleich, in der neunten der Abschied von seinem Schaffen, von den Menschen, denen er mit vollen Händen gespendet und die das Geschenk mißachteten, der tief erschütternde Schmerzensschrei eines Einsamen, der der Welt noch unendlich viel zu sagen hat, und keinen findet, der ihn verstünde.

*

Mai 1911 starb Mahler, Mai 1920 erlebten wir „das ergreifende Erkennen einer Unsterblichkeit, das Mysterium, ein großes Menschenleben zu den Sternen erhoben zu sehen, das Klassischwerden eines Genies", so sprach sein Biograph und Apostel Richard Specht während des Festes.

Alle Mitwirkenden haben sich von Mengelbergs glühender Überzeugungskraft willig mitreißen lassen und alle ihr Letztes, Höchstes hergegeben. Unvergleichlich waren die Chöre, der verstärkte Toonkunstchor und der Knabenchor der „Vereeniging tot Verbetering van Volkszang", würdige Partner des Concertgebouworchesters. Von den Solisten seien als die berühmtesten Madame Cahier, Gertrude Foerstel, Ilona Durigo, Sigrid Onegin, Frau Noordewier-Reddingius genannt, gleicher Preis gebührt ihnen allen. Er gebührt auch Dr. Rudolf Mengelberg (ein Vetter des Jubilars), dem Verfasser des Mahlerprogrammbuchs, einer Monographie von bleibendem Werte mit Analysen von Mahlers Werken, einer Lebensbeschreibung Mengelbergs, einer Charakteristik von Mahlers Verhältnis zu Amsterdam und Notizen über alle Mitwirkenden.

Alexander Schmuller, der bekannte russische, in Amsterdam wirkende Geiger, organisierte eine Reihe internationaler moderner Kammermusikabende, in denen neue und neueste Schöpfungen niederländischer, deutscher, französischer, russischer, norwegischer und italienischer Musik zu musterhafter Wiedergabe gelangten; auch dies trug nicht wenig dazu bei, das Mahlerfest zu einem Feste der wieder erwachten internationalen Kulturgemeinschaft zu machen.

Man fühlte einen Zug von uneigennützigem Idealismus; wie bei den Festen im alten Griechenland fand jeder der Gäste einen Gastfreund, ihn aufzunehmen. Und der Gäste waren nicht wenige! Das Mahler-Festkomitee war durch einen reichen Fonds in der Lage, eine große Anzahl von Musikautoritäten einzuladen, unter ihnen alle, die Mahler teuer gewesen waren und für ihn gestritten hatten. Viele haben der Einladung Folge geleistet. Da waren Mahlers Witwe und Tochter, beide mit allen Reizen des Wienerischen je ne sais quoi ausgestattet, seine Schwestern, mit denen ihn sein Leben lang innigste Liebe verband. Gekommen waren seine treuen Paladine Guido Adler, Paul Stefan, Richard Specht, die, ebenso wie der feinsinnige Felix Salten und sein Apostel in Frankreich und Italien Alfredo Casella, im Verlauf des Festes über Mahler und sein Werk verschiedene Vorträge hielten. Arnold Schönberg, dessen Kunst in Mahler stets einen eifrigen Verfechter gehabt hatte, durfte nicht fehlen. Ferner sah man eine Reihe der bekanntesten Komponisten, Dirigenten, Geiger, Pianisten, Musikschriftsteller und Rezensenten.

Braucht man zu sagen, daß die Größe des Beifalles außergewöhnlich war, jeder Abend wurde ein Triumph, man jubelte, was bei einem holländischen Publikum mehr bedeutet, als etwa bei leicht entflammten Südländern, nur am 18. Mai, Mahlers Todestage, enthielt man sich, auf Wunsch Mengelbergs, lauter Beifallsbezeugungen.

*

Als am 21. die letzten Töne der achten Sinfonie verklungen waren (Mengelberg führte das mächtigste Werk zuletzt auf, während die chronologische Reihenfolge sonst streng gewahrt blieb) und die ersten Beifallsstürme sich gelegt hatten, überreichte der Regierungspräsident der Provinz Nordholland dem Jubilar die Ehrenspende der Nation. Einen Fonds, der ihm dereinst ein sorgenfreies Alter bereiten soll — wer den jetzt 50jährigen Jüngling kennt, freut sich hoffen zu dürfen, daß diese Zeit noch ferne — und späterhin der Ausbildung junger holländischer Künstler dienen wird; eine Gabe, die die Geber nicht minder ehrt als den, dem sie zugedacht. Ein zweites hatten ihm schon vor dem Fest Berufene geschenkt: Das Gedenkbuch, eine Sammlung von Widmungen, zu der eine schier endlose Reihe von namhaften Musikern und bildenden Künstlern, Literaten und Politikern, Männern der Wissenschaft und von solchen, die ihm bei seinem Lebenswerk zur Seite standen, Beiträge gestiftet haben.

Darauf fand eine kleine fröhliche Schlußfeier statt, in der jedoch auch Ernstes nicht fehlte: die Gründung eines internationalen Mahlerbundes wurde verkündigt; er harrt noch seines Ausbaues, doch er wird

gut werden, er steht unter Mengelbergs Patronat, Schoenberg hat den Vorsitz, das Mahlerkomitee die vorläufige Exekutive. — — —

Das Gefühl, das uns Gäste in dieser Abschiedsstunde beherrschte, war Dank, inniger Dank für das Unvergängliche, das uns diese Wochen gaben. Mengelberg ließ uns durch Mahlers Werk erkennen, daß unsere heutige Musik keine auf dem Niedergang befindliche Kunst ist, die vom Ruhm der Vergangenheit zehrt, sondern daß sie, als produktive wie als reproduktive Kunst, sich auf einer ungeahnten Höhe befindet.

Margarete Marasse: Jüdisch-spanische Romanzen.

Als ich das letzte Mal, nicht lange vor dem Kriege, die iberische Halbinsel durchwandern durfte, und es mir gewährt war, einen Blick in die künstlerischen und kulturellen Bewegungen des Landes zu tun, fiel mir eine Romanzen-Sammlung in die Hände, welche in dem bücherarmen Lande Aufsehen erregte.

Der „Romancero judeo español" des Rodolfo Gil (Madrid 1911) fand eine vorzügliche Presse, eine Illustration zu dem starken Umgreifen des Rufes nach den von Torquemada so gründlich ausgerotteten Juden, der mir mehrfach, besonders in Andalusien, zu Ohren gelangt war.

Jüdische Untertanen, wie sie im frühen Mittelalter dem Lande als geschickte Handwerker, Kaufleute und Ärzte von Nutzen gewesen, sucht man heute vergeblich südlich der Pyrenäen. Nur in Barcelona haben die Israeliten in Handelssachen ein Wörtchen mitzusprechen. Im Erzbistum Sevilla hatten die fürstlich lebenden Juden einst Erbgüter erworben. Heute ist der Name „Juderia", Judenviertel, an einem Teile der Stadt Sevilla hängen geblieben, indessen bezeugt dort nur eine christliche Bevölkerung den Willen zum Leben. Die ehemalige Synagoge wurde schon im Jahre 1391 in eine Barockkirche, Santa Maria la Blanca, umgewandelt. Ebenso erging es den kunstgeschichtlich äußerst denkwürdigen Tempeln in Toledo. In Cordoba, dem Geburtsort des Moses Maimonides, hat sich der Name „Calle de los Judios" ebenfalls erhalten, nicht aber der Stamm, der 1492 radikal vertrieben wurde. Aus dem Tempel gestaltete sich ein Hospital, das sich seit 1588 San Crispin nannte, weil eine Schuhmacher-Innung sich hier etablierte. Ende des vorigen Jahrhunderts entdeckte man dort ein Tabernakel der antiken Synagoge mit maurischer Stukkatur und hebräischen Inschriften. Seitdem wurde das Gebäude zum Monumento nacional erklärt, harrt aber der pietätvollen Hand, die eine gründliche Restauration vornimmt.

Vielleicht gibt der Erde Schoß noch einmal Steine her, die von den Akademien zeugen, welche die Juden in allen Städten Spaniens errichteten, vielleicht auch Inschriften, die es festgehalten, daß sie an den Höfen der Fürsten Sittenlehre verbreiteten. Heute schweigen die Steine, aber jüdische Sänger, die ihre Harfen in fremden Landen nicht an die Weiden gehängt, ließen das gehütete Wort geflügelt durch die Welt ziehen.

Die alten castilianischen Romanzen gehören zur Weltliteratur und sind vielfach herausgegeben worden. Die vollständigste Sammlung in drei Bänden, von Wolf und Hofmann redigiert, — übrigens Jakob Grimm und Emanuel Geibel gewidmet — ist wohl jene, welche in Spanien unter dem kurz zusammengefaßten Titel: „Primavera“ populär geworden ist.

Die jüdisch-spanischen Romanzen, die Rodolfo Gil gesichtet, geben die eigensten Begriffe des Volkes zur Zeit der Begründung des christlichen Reiches, zum Beginn der spanischen Literatur wieder. Die Juden, die zu Ende des XV. Jahrhunderts vertrieben wurden, pflanzten Ausdrücke, auch arabische Worte und Wortformen, fort, die sich in keinem Wörterbuch mehr finden. Also erregen diese Gedichte neben dem poetischen ein stark philologisches Interesse. Keine Verfolgung, keine Entbehrung ließ die Ausgestoßenen die Erinnerung an die Sprache ihres Mutterlandes vergessen.

Von der Lebensfähigkeit des spanischen Idioms im Judentum zeugt die folgende Statistik, für welche Rodolfo Gil einsteht:

Allein in Ägypten sprechen 20 000 Israeliten, die zum Teil über Saloniki, Smyrna, Konstantinopel, zum Teil aus Candia und Bulgarien ausgewandert, in das Land der Pharaonen gekommen, spanisch. In Alexandrien und Kairo gibt es ganze Stadtteile von Juden, deren Ausdrucksmittel das Spanische ist, bevölkert. Sie pointieren und variieren es, zeigen Spracheigenheiten und regionale Dialekte, die den Stamm jener, die sie anwenden, bald kenntlich machen. Am Purim, dem Freudenfeste, begegnete mir in Kairo ein Maskenzug mit jüdischen Sängern und Sängerinnen, die, so wurde mir übermittelt, ein Lied zu Ehren des Propheten Elias anstimmten. Denn dort, wo heute die Synagoge Keniset Eliahu steht, war er einst den Frommen erschienen und hatte von Gott erfleht, „daß der Himmel schwarz ward von Regen und Wind und ein großer Regen kam.“

In Saloniki verblieben noch 70 000 Juden, die in 30 Tempeln beten, 50 000 in Konstantinopel, mehr als 15 000 in Adrianopel. Dazu gesellen sich jene von Bulgarien, Serbien, Jerusalem, vom Libanon, die ein reines Spanisch sprechen, die sich aus dem lateinischen Amerika Bücher und Zeitschriften — aus Spanien kaum zu beschaffen — kommen lassen, um das heilige Feuer aufrecht zu erhalten. In der Türkei, der Levante, auch in Holland, Frankreich und England siedelte sich die unverwüstliche Rasse an, in mehreren Synagogen Londons wird ein Teil der Gebete bis auf den heutigen Tag in spanischer Sprache hergesagt, während die kostbare Synagoge in Amsterdam, dem Tempel Salomos nachgebildet, den portugiesischen Juden angehört.

Von einem Ende der Welt zum anderen verbreiteten die Juden die spanische Sprache. Sie gingen dabei so geschickt mit ihr um, daß moderne Literaturhistoriker ihres ehemaligen Wirtsvolks bekennen müssen: „Die zuverlässigsten Beobachter und Durchforscher unseres Idioms sind die nach dem Orient Geflüchteten gewesen.“

Selbstverständlich entlehnten die Sephardim ihre Stoffe zum größten Teil dem Heimatlande. Der karolingische Sagenkreis, die Historie vom Cid, dessen Lebensgeschichte ein maurischer Jude, Aben Alfange, zuerst

beschrieben (Delitzsch: Zur Geschichte der hebräischen Poesie), andere ritterliche Begebenheiten bilden den Kernpunkt.

Auch in den Romanzen mit alttestamentarischen Stoffen fehlt neben Ausdrücken und archaischen Wendungen, die in den klassischen Versionen spanischer Bibeln enthalten sind, niemals das novellistische Element.

Als Beispiel möchte ich Davids Schmerz um Absalom, von dem die Bibel sagt, daß in ganz Israel kein Mann so schön wie er gewesen, in meiner Übertragung hersetzen: (Gil, XII.)

Traurig war der König David,
Traurig tief im tiefsten Herzen,
Seinen Trübsinn zu verscheuchen,
Hob die Seele er zum Himmel,
Hob zu solcher Höh die Augen,
Daß es höher nicht mehr ging.
Sah sich nähern einen Alten,
Dessen Kleid war schwarz wie Kohle,
Brief mit festem Siegel bracht' er
Seines Sohnes Absalon:
Ihn zu nehmen, wenn er heiter,
Ihn zu lesen, wenn er traurig.
Wühlt' mit seiner Hand im Barte,
Kein Haar war da mehr gesund:
„Komm hierher, Du meine Gattin,
Dein und mein ist dieses Leid,
Deinen Sohn hat man getötet,
Deinen Knaben Absalon.
Komm hierher, Du meine Schwieger,
Bist die Gattin Absalons,
Fort mit Deinen bunten Farben,
Hüll Dich in der Kohle Schwarz,
Deinen Mann hat man getötet,
Deinen Gatten Absalon.
Kommt hierher, Ihr meine Enkel,
Waisen wurdet eben Ihr,
Werft von Euch nun Tand und Tücher,
Hüllt Euch in der Kohle Schwarz.
Euer Vater ward getötet,
Euer Vater Absalon. —"

Nimrod, Tobias und Judith treten in ähnlicher Weise auf, nichts Geheiligtes, nur Menschliches — nach castilianischem Sitten-Kodex — haftet diesen Figuren an.

Die meisten Motive entstammen der Weltgeschichte, wobei eine eigentümliche Willkür — ohne geographische oder historische Hemmungen — vorherrscht.

Zwei dieser Balladen gebe ich in meiner Nachdichtung zum Schluß wieder; sie finden sich auch in der Primavera, im Kapitel der „Romances Castellanos Tradicionales entre los Judios de Levante", doch hat Gil zweifellos die echtere, prägnantere Form entdeckt.

Der Konflikt zwischen Juan Lorenzo de Acuna und dem König Ferdinand I. von Portugal hat sich (etwa um das Jahr 1372) tatsächlich zugetragen. Der seinen Leidenschaften wild folgende König begehrte Leonore Tellez, die Gattin eines seiner vornehmsten Untertanen, zum Weibe und setzte die Ehe trotz der Opposition von Klerus und Volk durch. Herrschsüchtig und treulos führte Leonore nach dem Tode des Königs ein abenteuerliches verbrecherisches Leben und nahm schließlich ein schlechtes Ende. Lorenzo erhielt den Beinamen: „el de los cuernos de oro"*), weil er sich trotz seiner Schmach bei Hofe zeigte. Das Thema besitzt augenscheinlichen Reiz für die romanischen Völker. In Spanien hat es dramatische und novellistische Verarbeitung gefunden, in Frankreich in den Chansons Pompadour, in denen es mit einem Moll-Akkord ausklingt.

Hier das spanische Gedicht: (Nr. VIII bei Gil).

„Jan Lorencio, Jan Lorencio,
Wer verschuf Dir so viel Qual?"
„Neben mir in meinem Hause
Stand mein königlich Gemahl,
Froh spielt' ich die Klarinette
Und die Kinder tanzten gern.
Aus der Halle späht' mein Auge
Weit hinaus in blaue Fern.
Durch die Felder, bunt und prächtig,
Sprengten Ritter überall,
Wenn mein Auge mich nicht täuschte,
Auch der Herr von Portugal:
Sei gegrüßt, mein Herr und König,
Kommst zur guten Stunde, König!"

„Will Dir übel, Jan Lorencio, —
Ritter, die Ihr eßt mein Brot,
Faßt den Hund, den Jan Lorencio,
Schlagt ihn und die Kinder tot,
Aber jene schöne Dame
Tragt mir auf mein festes Schloß."
Eifrig spricht nun Jan Lorencio:
„Sklaven an dem Küchenherd
Bringen sie das Brot von nun an
Dir und Deinen Kindern wert."

Tage gingen, Tage kamen, —
Sehnsüchtig, weil Trost ihm frommt,
Sang er unter ihrem Fenster
Die Romanze, die nun kommt:
„Neben mir in meinem Hause
Stand mein königlich Gemahl,
Und ich spielt' die Klarinette
Zu der Kinder Tanz im Saal.

*) Der mit den goldenen Hörnern.

Kam der König stolz vorüber,
War kein freundlicher Genoß,
Und er nahm die holde Dame
Mit sich auf sein festes Schloß.
Er genießt die schöne Dame,
Während ich, o weh mir, weh,
Als ein Unglücksel'ger klagend
Unter ihrem Fenster steh!"

„Dich gewinn ich, Jan Lorencio,
Zieh Dich an mich, hab Geduld!
Wege such ich, zu verschmähen
Diese königliche Huld.
Sklave wird der Herr und König,
Wenn ich sie gefunden habe!"

Mensch, o fliehe die Verzweiflung,
Glaube fest an Deinen Stern,
Denn es hegen harte Nüsse
Häufig einen süßen Kern. —

Das moralisierende Schlußverschen wirkt ein wenig verstimmend, der Franzose vermeidet es. Aber hier wie dort ist das Aufgeben des höchsten Gutes, wenn es einem König danach gelüstet, ein Opfer, das auch der vornehmste Grande zu bringen hat.

Der Marquis wird Maréchal de France und findet sich in sein Geschick:

„Adieu, ma mie, adieu, mon coeur,
Adieu, mon espérance.
Puisqu'il ce faut servir le roi,
Séparons nous d'ensemble."

(Aus dem Gedicht: Le Roi a fait battre tambour.)

Noch weniger entspricht die Romanze, welche die Ermordung des Herzogs von Gandia behandelt, der Forderung geschichtlicher Treue.

Alexander VI., spanischer Herkunft, hatte der Aufnahme jüdischer Flüchtlinge aus seinem Geburtslande — wahrscheinlich gegen klingenden Lohn — Vorschub geleistet. Mit der Anpassungsgabe, welche die Vertriebenen überall bewiesen, nahmen sie teil an den Wirren der verruchten vatikanischen Hofhaltung, und der geheimnisvolle Tod des Papstsohns, in Versform gegossen, fand seinen Weg in die Heimat, in der die Scheiterhaufen noch rauchten.

Der historische Vorgang ist folgender: Der Herzog von Gandia war nach einem nächtlichen Fest bei seiner Mutter spurlos verschwunden. Drei Tage darauf fischte man seine Leiche aus dem Tiber. Niemand in Rom bezweifelte, daß Cesare Borgia den ihm unbequemen Bruder um die Ecke gebracht.

In der Primavera, auch unter den traditionell jüdischen Romanzen, finden sich zwei Versionen dieser romantischen Geschichte, bei Gil sogar deren 5. Ich trachte davon die erste — Nr. IV — wiederzugeben. Daß darin der Tiber mit dem Meer verwechselt wird, hat nach der Volksauffassung nichts zu sagen:

Stand ein Fischer mit der Angel
Einst in sternenloser Nacht
Still am Meere. Nahn drei Männer
Hoch zu Roß in Rittertracht.
Aus der Wolke grauen Staubes
Löst sich bald ein böser Spuk,
Einen schwarzen schweren Körper
Jemand an die Küste trug,
Warf ihn in des Meeres Wellen,
Und die Fische, aufgeweckt,
Haben in dem Menschenkörper
Eines Königs Sohn entdeckt.
Funkelt ihm ein Ring am Finger,
Der wohl hundert reich gemacht,
Hundert Städte wog sein Mantel
Auf in seiner Purpurpracht.
„Sohn des Königs, sprich und sage,
Wo kommst Du des Wegs daher?“
„Bringst Du lebend mich zum Vater,
Bleibt Dir nie der Beutel leer,
Bringst Du tot mich, auferstehen
Werde ich im Vaterhaus . . .“
Als er diese Worte sagte,
War auch die Romanze aus.

Marie von Bunsen: Briefe aus Ostasien.

An ihre Geschwister gerichtet.

Familienbriefe müssen mit anspruchslosem Maß bemessen werden. Nahe Verwandte wünschen sich keineswegs geschichtlich-volkswirtschaftliche Belehrungen, abgetönte Stimmungsbilder und weise Gedanken. So etwas lesen sie lieber in Büchern nach, ihnen liegt an den persönlichen Erlebnissen. Mehr suche man nicht auf diesen Seiten.

An Bord des Kleist N. D. L. 25. Februar 1911. Calabrische Küste. Ihr Lieben; der Reiseanfang war schlimm. In den letzten Berliner Tagen bekam ich durch das Herrensitz-Reiten im zugigen Tattersall, verbunden mit dem Packen, die akutesten Kreuzschmerzen. Als 24 Stunden vor Abgang des Zuges die Koffer abgeholt worden waren, klappte ich zusammen, lag auf dem Sofa, konnte kein Glied rühren und frug mich, wie in aller Welt ich trotz des Schlafwagens das Geschüttele, Tag und Nacht, bis Genua aushalten würde. Senz kam, erklärte es für Hexenschuß, verschrieb mir allerhand, versicherte, es würde sich geben, und es gab sich. Der zweite Schlag erfolgte in Genua. Als ich dort ankam, fehlte sämtliches Gepäck (5 Stück, 132 Kilo, 68 M. Überfracht). An der Grenze behauptete der Capo di dogana, meine Sachen sollten nicht hier, sondern als intransito colli in Genua untersucht werden. Dies war das Ergebnis. Ich war gänzlich auseinander, gebrochen, es war nicht auszudenken, aber der Portier vom Hotel Savoy hielt mich aufrecht. Auch als die Sachen mit dem folgenden Zug nicht eintrafen, versicherte er, in einem fort geschehe dies und morgens vor Abgang des Dampfers wären die Koffer zur Stelle. Ich schlief nur so einigermaßen; morgens war nichts angekommen, auch nicht nach dem Frühstück. Dann aber — o unaussprechliche Wonne — meldete sie mir ein Liftjunge, ich lief nach dem Bahnhof, sah sie mit eigenen Augen, gelangte zeitig mit allem versehen auf den „Kleist“. (Bessere Menschen, die auf sich halten, gebrauchen das richtige Geschlechtswort).

Da der sibirische Bahnverkehr wegen der Pest aufgehört hat, ist der Dampfer überfüllt und ein weibliches Wesen sollte meine Kajüte mit mir teilen. Ich zeigte dem Kapitän und dem noch mächtigeren Obersteward meinen Empfehlungsbrief an den Norddeutschen Lloyd, er wirkte, die Dame wurde ausquartiert. Bescheidenheit wäre hier unangebracht. Ich packte alles aus, lag dann auf dem Bettstuhl, wunschlos glücklich, unsäglich dankbar nach der Unruhe, nach den Vorbereitungen nun an nichts denken zu müssen, ohne mein Zutun, von selbst bis Yokohama befördert zu werden.

Ich sitze rechts vom Kapitän, dank dem schönen Empfehlungsbrief; gegenüber eine ganz liebenswürdige englisch-dänische Familie. An Deck ist man noch ziemlich zurückhaltend, betrachtet sich gegenseitig; bekanntlich mißfallen einem Mitreisende zuerst, schließlich mag man eine ganze Menge recht gern, so wird es wohl hier auch der Fall sein. Es war wundervoll, auf dem Deckstuhl sitzend in lauer Luft an der Riviera vor-

beizugleiten; Perlmutterluft. Unheimlich wirkte die Meeresenge von Messina. Wir fuhren gar nicht nahe vorüber, doch war gleich etwas Fremdes, Totes erkenntlich, und allmählich unterschied man Trümmerhaufen, verödete Häuser.

Kleist, Rotes Meer, 22. März 1911.

Im Mittelländischen Meer gerieten wir in eine Dünung, das Schiff tanzte so etwas und bei Tisch gähnten verschiedene Lücken. Zu meiner Genugtuung ging es mir gut, wie sonst, turnte ich im Turnsal, schrieb Briefe, las. Obgleich Herr von Mohl freundlicherweise mir einen Herrn vom Konsulat herschickte, der Kawaß zur Verfügung gestellt wurde, reizte mich Port Said absolut nicht und ich blieb an Bord, besah mir vom Reeling aus die Menschheit. Ein dunkler gutgewachsener Kohlenkuli tauchte eine Blechbüchse in ein schmutziges Wassergefäß, trank befriedigt, daraufhin hätte unsereins umgehend Typhus bekommen. Hübsche Farben: grünblaue Boote, im einen angehäuft silbern glitzernde Fische, daneben goldgelbe Orangenmassen.

Die andern Reisenden kehrten zurück, hatten nichts Anziehendes gesehen. Läden, Cabarette, neunüchterne Gebäude; einigen der Herren war die Frechheit des Lasters aufgefallen.

Jetzt durchfuhren wir den Menzalesee, am ägyptischen Ufer hier und da Frühlingsgrün und rosa blühende Mandelbäume, darunter schwarzbraune Ziegen und Zicken. Auf der arabischen Seite trostlose, dunkelfeuchte Sandstreifen. Überraschend schmal ist die eigentliche Kanalrinne (70000 Frks. kostet unsere Durchfahrt), nur eben kann ein Schiff an uns vorbei. — Als ich morgens aufwachte, lag die gelbe Wüste handgreiflich dicht vor mir, auf dem Dünenrand stand unbeweglich monumental ein Kamel. Später schien die Sonne spuckhaft weiß durch den Dunst auf schattenhafte Umrisse der Palmen.

Uralter Boden, anregend die Übergangsstelle der uralten Pilgerstraße nach Mekka! Heute früh sah ich aus meiner Luke hellblaue, tiefzerklüftete Bergzüge, die Ausläufer der Sinaihalbinsel. Blaß zog sich die geschwungene ägyptische Küste entlang. Einige ausgemergelte, kahle, grell beschienene Inseln, dunkelblaues Meer mit Schaumbrechern. Phantastisch der Sonnenuntergang hinter den ägyptischen Bergen; über der mattoliv-dunstigen Kette eine zitronenfarbige Luft, in dieser schwebt die Mondsichel und Venus.

Rotes Meer, 3. März.

So frisch hat sich keiner das Rote Meer gedacht. Ich trage einen warmen weißen Wollrock und weiße Strickjacke. Gestern war Ball an Bord, bis 11 hat man getanzt; es ging gemütlich demokratisch zu, ohne Handschuhe. Dies erinnerte mich denn doch etwas an einen Unteroffizierball, aber niemand schien sich daran zu stören.

Waldemar und Hildegard werden wissen, was dazu gehört, wenn eine Bordliebelei allseitig auffällt. Diese ist aber danach; „sie" ist Braut, in Singapor trifft sie ihren Bräutigam, „er" ist mit allen Hunden gehetzt, so gibt ihm wohl gerade diese Verlobung eine beruhigende Sicherheit. Alle Welt kennt sich bereits recht ergiebig, spielt Deckspiele, flirtet,

schwatzt und wettet. Heute wurde auf die Stunde, in der wir der „Arabia" begegnen würden, gewettet, unser Kronprinz ist nämlich an Bord. Aber es dunkelte schon, als die Lichter der Arabia auftauchten und in der Ferne vorbeizogen; darüber stand der Große Bär, anscheinend vor Aufregung erstarrt, auf seinem Schwanz.

Aden, 5. März.

Es ist Sonntag; Frühmorgens wird ein Choral gespielt, sonst würde man die Tatsache nicht merken, extra viel kann es zu den Mahlzeiten nicht geben, es ist ohnehin ein Übermaß. Turnen, dringend geboten. Den ganzen Tag über kam gestern kein Land in Sicht, daß das Rote Meer so unübersehbar groß sei, hatte ich, der Karte nach, nie vermutet. Es wurde sommerlich, man holte den Tropenapparat heraus, Offiziere, Bedienung erschienen schneeweiß, auch die Meisten von uns. Die Luftfächer schwirren, und um 11 Uhr vormittags gibt es statt der Bouillon geeiste Limonade und zum Nachmittagstee noch obendrein Eis.

In der Dunkelheit erreichten wir Aden. Araber und Neger wimmelten plötzlich umher, dazwischen unsere jungen Deutschen in Frackjacke und Lackschuhen, wir Damen in unseren hellen seidenen Kleidern. Es wurde viel gekauft, die harmlosen Männerseelen erlagen den billigsten Celluloid-Schildpattstraußenfächern und zeigten sie uns stolz. Wir wollten ihnen das Herz nicht schwer machen, ihre beschenkten Angehörigen werden süßsauer lächeln. Fabelhaft wirkten katzenartig heraufkletternde dunkelnackte Gestalten, mit ihren schwarz gekräuselten abstehenden Mähnen.

Indischer Ozean, 11. März.

Morgen sind wir in Colombo, der erste Teil der Fahrt ist erledigt, mehrere verlassen das Schiff. So war heute Kapitänstafel — bunte Laternen, Flaggenschmuck, Reden und Rührung. Der Indische Ozean, wo es nichts zu sehen gibt, wird zu der Sportwoche verwendet, die nach Tsingtau fahrenden deutschen Beamten und Offiziere beteiligten sich „grundsätzlich" nicht, glücklicherweise um so mehr die andern Deutschen, der eine Preisrichter, General Raffalski, der nach Japan reisende Referendar v. Otto und alle jungen Kaufleute. Diese kennen eben den richtigen Ton, die Tsingtauer kennen ihn noch nicht und stoßen daher an. Auf jedem Deck wird getanzt, jetzt haben die „Erstklassigen" angefangen, zum Ball der II. Klasse herunterzugehen, so tanzt die nett und korrekt wirkende Jungfer der schwedischen Frau Wikander gleichzeitig mit der englischen Botschaftertochter und unseren übrigen jungen Damen. Am meisten Schwung haben die Bälle der III. Klasse. Da wird im Chor gesungen, da tanzen die Matrosen untereinander und eine vielleicht nicht ganz einwandsfreie Nürnbergerin ergeht sich in verwegenen Apachenfiguren.

Die feingebildete schwedische Generalkonsulin Wikander, mit der ich besonders gern verkehre, ist überzeugte Theosophin, so auch Sir Hartley Williams, ein Richter aus Australien, der in London lebt. Mit diesen und dem gescheiten natürlichen Referendar v. Otto unterhalte ich mich vor allem und gönne mir den Luxus einer gewissen Verkehrsauswahl, der auch zum Lesen Zeit läßt. Auf diese Art wird man natürlich nicht

„allseitig beliebt", aber sonst wäre das ewige Gequassele tatsächlich nicht auszuhalten. Ich überhörte, wie der eine Holländer sagte, „nein, ich lese nie an Bord, ich spreche nur." Das tut er unentwegt, sein Gespräch ist danach. Morgen geht der Brief ab, alles Herzliche Eure

Marie Bunsen.

16. März, kurz vor Penang.

Liebe Familie! Sehr anregend war der Colombo-Tag. Fast die ganze Gesellschaft fuhr nach Mount Lavigna, ich zog es vor, mich im Rikscha in der Eingeborenenstadt in den Tempeln umzusehen. Überaus malerisch wirkte die Singalesenmenschheit, ich weiß ja, es sind arische Vettern, aber die Stimme meines Blutes regte sich nicht die Spur, diese aalglatten, geschmeidigen Männer, ihr mit vorstehendem Kamm aufgestecktes, feuchtglänzendes Haar kam mir durchaus exotisch vor. Auch die schlangenhaften Bäume mit ihren hängenden Luftwurzeln, sie haben keine kernige Linie, wirken schlaff trotz ihrer Größe; bezaubernd jedoch einige mit großen leuchtenden Blüten bedeckte. Vor den Buddhareliefs des Buddhatempels dufteten auf den Altären weiße Jasminblüten, gelbgewandete, unangenehm aussehende Priester schlichen mit Rollen in der Hand vorbei. Im Hindutempel durfte ich die Schwelle nicht übertreten, drinnen im Dunkeln erscholl erregende Cymbeln- und Paukenmusik, einige Lichter funkelten, einige helle Gestalten schritten mit betenden Händen vorbei.

Es war erst ½10, aber erschlaffend heiß, in den Gordon Gardens stieg ich aus der Rikscha, trotz dünnem weißen Kleid und dunkelviolettem Schirm schlich ich nur langsam an den Tuberosen, Oleandern und Hybisken vorbei, saß lange an der seebrisendurchwehten Landungshalle und freute mich an den Menschen und Booten. Ringsum ein Gewirr und doch friedlich beruhigend nach dem ewigen Freudengequietsch der Vergnügten oder nur Vergnügttuenden an Bord. (Dampferleben ist, nachdem das beseligende Ruhegefühl der ersten Tage vorüber ist, nicht mein Fall).

Dann fuhr der Kleist weiter. Es wurde heiß und heißer, wir nähern uns dem Äquator. Sehr anziehend sind zahllose Ozeaninseln mit tropischem Urwald, kein Mensch auf ihnen zu sehen. Phantastisch, nach Malakka zu, die einheimischen bemalten Fischerboote mit den Auslegern, den schmetterlingsartigen Segeln.

Singapor, 17. März.

Penang war ein Traum. Ich nahm mir sofort ein Rikscha und fuhr davon; bei meiner ersten Erfahrung in Colombo war es mir gräßlich, so Menschenunwürdiges vom Rikschaläufer zu verlangen und ich bezahlte ihm fürstlich. Jetzt bin ich bereits abgestumpft und finde es ganz natürlich, daß ein Mitmensch triefend, laufend in der Glut mich zieht — sie drängen sich ja dazu.

Ich begegnete einer chinesischen Vollmondsprozession mit Bannern und Sänften, mit geschminkten, fächerwedelnden niedlichen Chinesinnen auf blumengeschmückten Gestellen. Durch die Eingeborenenstadt hindurch ging es nach einer Waldschlucht, die Straße war von blühenden Bäumen beschattet, die purpurnen duftenden Blüten lagen auf dem Boden, die

samtweiche Luft war berauschend. Am Waldbergabhang lag der botanische Garten, wiederum duftende Treibhausluft und Wunderblumen. Affen kletterten umher, Vögel sangen. In der balsamisch erfrischenden Dämmerung und Dunkelheit dann zurück. Die chinesischen Läden waren mit roten Lampen erleuchtet, vor den Bungalos der Europäer saßen weißgekleidete Gestalten.

Hafen von Singapor.

Heute früh wurde um 6 Uhr als Wecksignal sinnig das Trompeterabschiedslied geblasen. Der schwatzfreudige Holländer, Mittelpunkt des allerlautesten Kreises, und noch viele andere fuhren von hier aus nach Batavia weiter. Schon in Colombo hatte der Hofmacher der Braut sich gedrückt, in Singapor erschien dafür der Bräutigam; ein sehr ordentlicher Mensch, er tat uns allen leid.

Interessant die malayischen Viertel, vorhistorisch wirkende Pfahlhütten. Wie in Penang werden die Malayen von den rührigen Chinesen an die Wand gedrückt, chinesische Großkaufleute erwerben sich anspruchsvolle Bungalos im besten Europäergartenviertel. Im Museum packte Manches, an dem man zu Hause in ethnographischen Sammlungen stumpfsinnig vorbeigeht.

Heute Nacht kommen wir durch die Paracels-Inseln. Wie der Kapitän sie mir beschrieb, „findet man das richtige Loch, kommt man ganz schön durch." Ich frug, ob keine Leuchtfeuer da wären. „Nein, aber am Tag sieht man all die Wracks, die auf den Korallenriffs stecken."

28. März.

Hongkong ist einfach verblüffend. Nicht nur die Lage am Felsenberg inmitten all der Inseln, sondern auch durch ihren angemessen prächtigen Palaststil. Mit hellen Bogenhallen, Balustradendächern ziehen sich die Bauten den Abhang hinauf — ähnlich denke ich mir in spätklassischer Zeit die großen Handelsemporen, etwa Alexandrien oder Marsilia. Eigenartig, stimmungsvoll war die „Happy Valley", das Kirchhofstal, nach dem ich in einer Rikſha fuhr. Dort liegen nebeneinander die Friedhöfe aller Religionen; besonders anziehend wirkte der auf beste alte Überlieferung zurückgehende Blumenschmuck der Parsen, die Krone war jedoch der gartenähnliche englische Teil. Blumen, Schmetterlinge, Vögel, ringsumher Waldberge, eine bezaubernde letzte Stätte.

Dann kam ein Wettersturz, man zog an, was man nur hatte, und fror. Gestern langten wir in Schanghai an. Die alte Chinesenstadt war unglaublich fesselnd, ich war geradezu weg. So über die Schönheiten einiger Läden mit breiten Schnitzereien und geschwungenen Dächern, so die Kultur eines vornehmen Mandarinenteehauses. Im übrigen wünsche ich Schanghai nie wieder zu sehen, eine europäisch nüchterne Stadt am breiten flachen Fluß. Öder Ladungsbetrieb, die Umgegend etwa an Zehlendorf-Mitte erinnernd. Zu meiner Freude sind die Stuebels*) eingestiegen, fahren bis Kobe; natürlich kann er viel über China erzählen. Alles Gute — herzlichst Eure M. B.

*) Unser früherer Kolonialsekretär und Gesandter in Christiania mit seiner Schwester.

Japanische Küste, 30. März.

Liebe Familie! Geradezu atemberaubend schön wirkte die Ankunft in Japan. Als ich früh morgens an Deck kam, erhoben sich Berge aus rosa dunstigen Nebeln über der spiegelglatten Bucht. Dann erschienen verschwommene Felsenvorsprünge, Kiefern, blühende Kirschbäume, Inseln. In Nagasaki angekommen, schlenderte ich langsam durch die unberührten alten Viertel, kam auf das Monumentaltor eines hochgelegenen Tempels; Japanerinnen in blau und braunen Gewändern stiegen die Steinstufen hinauf, oben war ein Gewirr von rosa blühenden Kirschbäumen, dahinter das Tiefgrün des Tempelhains. Im Tempelinnern sangen Priester ihre Litaneien, Chorknaben schüttelten ihre Schellen, irgendwo wurde eine Pauke geschlagen. In der Nähe führte ein glycinienberankter Gang zu einem Teehaus, die Musme (Mädchen) geruhte lächelnd meine Bestellung: Tsha to kwashi (Tee und Kuchen) zu verstehen. Schritt auf Schritt sah ich Bilder; ja auch nur um diesen einen Tag hat sich die Reise nach Japan belohnt.

Dann an der Küste entlang und durch das Binnenmeer. Gut geschwungene Küstenlinien, malerische Boote, Landzungen, Inseln, sonniger Dunst — es ist berückend schön. Unser Tisch ist mit Pfirsich- und Quittenblütenzweigen geschmückt.

2. April.

Vorgestern waren wir in Kobe, der erste Eindruck, wie wohl der jeder heutigen japanischen Stadt ist schlimm, jenseits der europäischen Stillosigkeit kommt man jedoch auf Unberührtes, Erfreuliches. Die vielen Tempel sind interessant und mannigfaltig, es verblüfft mich jedoch fast noch mehr der architektonische Reiz des üblichen japanischen Hauses; in Reisebeschreibungen werden immer nur die Monumentalbauten erwähnt, an dieser erstaunlichen Alltagskultur geht man vorüber.

Der Stolz Japans ist das neue Torii-Hotel; korrekteste englische „Jacobean style“, eine „hall“, Täfelungen, Klubsessel, Gainsboroughs an den Wänden. Hier frühstückte ich, alles war vortrefflich, aber mir schauderte. Umso entzückender das Teehaus am Wasserfall Nunoboki, einem beliebten volkstümlichen Ausflugsort. Unglaublich geschickt waren die schlichten, blumengeschmückten Galeriehäuschen der Landschaft angegliedert. Dort saßen Familien, Greise und Wickelkinder, harmlos heiter freuten sie sich an der Baumblüte, an der berückenden Aussicht.

Frühmorgens zeigte sich wie eine hellblaue Vision der Fudshi über den Wolken.

Dies ist nun der letzte Morgen; es wird gepackt und alle Welt berechnet sorgenschwer mit Bleistift und Papier die Trinkgelder (meine Zusammenstellung anbetracht der mir trotz Überfüllung eingeräumten Kajüte M. 185.—). Abends war Kapitänstafel. Viel Champagner, viele Gesundheiten, eine gehobene, leicht gerührte Stimmung. Jeder sprach die Hoffnung aus, jeden mal bei sich zu Hause begrüßen zu dürfen. Über 5 Wochen bin ich an Bord gewesen, nach Ansicht der Bewanderten war die Gesellschaft eine ungewöhnlich gute, trotzdem waren die vielen Tage, an denen man nur Luft, Wasser und die Mitreisenden sah, recht lang. Im Grunde hat mir niemand so viel Interessantes erzählt als der Ka-

pitän — von Duellen und Dramen an Bord, von chinesischen Kulis, ihrer Ethik und ihrer Schläue, von Hafenerlebnissen, von den Erfahrungen mit den verschiedenen ausländischen Fahrgästen. Er zieht bei weitem die Engländer vor, weniger angenehm und zuverlässig seien die Holländer, erst nach mehreren Reisen hätten deutsche Beamte ihre anfängliche Steifheit und Anmaßung abgeschliffen. Es war recht erfreulich, von den vielen Ausländern zu hören, weshalb sie die deutschen Schiffe bevorzugen, was sie an der P. O., an der Messaggeries alles auszusetzen haben. Erstaunlich finde ich immer die wahl- und kritiklose Anbrüderung fast aller Reisenden (dabei waren wir über 90 in der I. Klasse), Trotzdem gab es recht bemerkbare Unterschiede! Gute Ablösung brachte der zweite Teil der Reise, so eine Leuchte des Esotherischen Buddhismus, Dr. Dahlke; Frau Wikander und Sir Hartley Williams schwelgten andächtig in weihevollem Gespräch, wenn sie vorübergingen erklangen die Worte „Kharma, kalpa“, Inkarnation. Zwei angenehme feingebildete Herren Haniels hatten als Zoologen und Geologen eine eigene Expedition nach einer der malayischen Inseln unternommen, liebenswürdig war Frau von Wartenberg, die nach Japan reiste, da ihr Mann als hoher Offizier viel mit Japanern zu tun gehabt hatte, auch eine Schwedin, Fräulein von Plate, auch zwei österreichische Grafen Wilczek und Hoyos. Neben mir saß der joviale General von Dufaix (Generalstäbler). Vor 23 Jahren war er den japanischen Offizieren beigegeben worden, jetzt hatte sein besonderer Freund, der Feldmarschall Nogi, ihn auf das Dringlichste und Herzlichste eingeladen. Er war einer der Wenigen, die sich wie Herr von Otto und ich auf Japan vorbereiteten, brav japanische Worte lernten. Von der weitaus großen Mehrheit wurden diese langen Dampferwochen nur zum Übermaß an Essen und Schlafen, zum Flirt, zum Skatspielen, zum Bridge benutzt. Daß man von „Weltreisenden“ mit einer gewissen Hochachtung spricht, muß auf Unkenntnis beruhen.

Nun alles Herzliche, treulichst Eure M. B.

Tokio, Hotel Imperial, 15. April.

Ihr Lieben — glücklicherweise hatte ich mir ausgedacht, mit einem kleinen ländlichen Küstenort anzufangen, statt gleich nach Tokio zu reisen, glücklicherweise, die Eindrücke wären sonst niederschmetternd gewesen. So verlebte ich in Kamakura eine gradezu bezaubernde Woche. Erst kam aber Yokohama. Beim Zollamt zeigte ich Baron Chindas Empfehlungsbrief und kam glatt durch; es stellte mich gleich ein kleiner japanischer, englisch sprechender Journalist, der mich in aller Form interviewte. Ich weigerte die gewünschte Autobiographie, brachte ihn auf japanische Kunst, worauf er meine Ansichten und meine Quellen erforschte. Es war sehr possierlich. Dann erging ich mich in Tempeln und in den, auch im sonst reizlosen vereuropäerten Hafenort echt gebliebenen Straßen, um dann die Eisenbahn nach Kamakura zu nehmen. Abhänge und wohlbebaute Täler, Dörfer mit grauen Strohdächern, Frühlingsgrün, blühende Bäume, es war friedlich und hübsch, und die Einsamkeit nach dem fünfwöchentlichen Zusammenleben tat gut. In Kamakura ein netter Gasthof (Kaihin in Hotel) halbeuropäisch, halbjapanisch. Der Besitzer, ehemals Diener in einer europäischen Familie, bei denen neben anderen

jungen Diplomaten Moritz viel verkehrte, frug mich gleich nach diesem und behandelte mich daraufhin besonders gut. Von der bedeckten Veranda meines behaglichen Zimmers sah ich auf das Meer, auf das bewaldete Ufer. Trotzdem es goß, war ich überglücklich.

Jeden Tag machte ich allein oder mit einem kleinen Führer die schönsten Spaziergänge und Ausflüge, lebte mich in aller Ruhe in das Wesen der Landschaft, der Häuser, der Tempel, des Volkslebens ein. Unvergeßlich der gewaltige bronzene Buddha von blühenden Kirschen und phantastischen alten Kiefern umgeben; vor ihm verbeugen sich die Besucher, lassen eine Münze fallen, murmeln ihre Gebete, Europäer waren fast nie zu sehen. Auf das lebhafteste interessierten mich die Gärten, viele wohlhabende Japaner haben hier ihre Landsitze, aber auch die der kleinen Leute sind überaus reizvoll. Ich kam auf friedliche poetische Fischerdörfer mit Sampangbooten und Netzen am Strand. Eine waldreiche Hügelgegend, oft wachsen Irisblüten auf den grauen Strohdächern, auf so ein Taldorf von der Höhe heruntersehend, wirkt es wie ein Blumenbeet. Überaus stimmungsvoll verlief der Tag der heiligen Insel Enoshima. Irgend ein Fest wurde gefeiert, vor einer dichten Menge spielte man auf einer Terrasse unter alten Bäumen Theater. Genau so ist es im Mittelalter bei uns zugegangen, sowohl Legenden als Possen, die primitivsten Bühnenverhältnisse. Ich war der einzige Europäer, stand mitten im Gewühl, alle Welt war freundlich und höflich, auch in der Götterhöhle, zu der man auf unterirdischen Gängen gelangte, Ein tief in die Felseninsel hineinragender Meeresspalt, mit Fackeln beleuchtet, uralte Götterbilder und Altäre, seit unvordenklichen Zeiten hat man sie hier verehrt.

Als ich eines Morgens mit dem Führer aufbrach, um nach einem berühmt schönen Küstenort Kalayama zu wandern, bat ein Japaner, wie ich hörte, Besitzer einer der größten Tokioer Zeitungen, durch Vermittlung des Führers um Erlaubnis, mich zu begleiten. Da er kein Wort englisch sprach, sah ich den Zweck nicht recht ein, das war aber seine Sache. Von Zeit zu Zeit knickte er in tiefster Verbeugung zusammen, schlürfte (die Luft schlürfend einzuziehen ist eine verfeinerte Höflichkeitsbezeugung) und bestellte mir seine Genugtuung, meine Bekanntschaft zu machen, seine Trauer, sich nicht mit mir verständigen zu können. Darauf ließ ich denn die schönsten gedrechselten Antworten ausrichten. Als wir durch ein Tal kamen — es war eine anziehende Frühlingslandschaft, der Uguiso (die japanische Nachtigall) sang — kam ihm der Gedanke, mir eines der großen, 600 Jahre alten Bauerngehöfte zu zeigen. Es waren landesübliche Bauten, aber ungewohnt stattlich; ummauerte Wohnhäuser, Ställe und Schuppen, Gemüse- und Blumengarten, Topfpflanzen und Bergkiefern im Hof, dazwischen gackernde Hühner. Der Bauer in Landarbeitertracht, ein famos kräftiger Mensch, zuvorkommend, mit Selbstbewußtsein; eigentlich war es genau unser bester Bauerntyp aus Westfalen oder Tirol. Dann aber kam etwas Unerwartetes. Er stand auf, um den „Schatz des Hauses" zu zeigen, und dieser war ein überaus schlichtes, gebranntes, verglastes, graues Tongefäß mit gerieftem Rand, beste klassische Zeit des 17. Jahrhunderts, nach nichts aussehend — er kannte den Wert! Er hatte uns in sein

Wohnzimmer gebeten, alles war tadellos sauber, in der Nische stand ein blühender Zweig vor der Tokonomo-Ninha, wir saßen auf hellblau und grau gemusterten seidenen Kissen. Mir wurde ein Kirschblütenzweig gereicht, dann brachte die Magd Tee und getrocknete Mispeln auf reizendem Porzellan mit geschmackvollster Nettigkeit aufgetischt. Durch einen glücklichen Zufall hatte ich deutsche Ansichtskarten bei mir und konnte sie neben Zigaretten dem Hausherrn anbieten. Wir verabschiedeten uns mit gegenseitigen freundlichen Worten, Diener und Dienerin verneigten sich tief und ebenso tief wurde vom Zeitungsherrn und meinem Führer ihr Gruß erwidert.

Auch in Kanoyama hatte der Herr einen guten Einfall, schlug vor, auf einem Sampang-Boot nach dem Grab des Yoshidsane überzusetzen. Dies ist einer der Nationalhelden, unendlich oft wird er in Holzschnitten und Lackarbeiten dargestellt. Ein schlichtes verwittertes Heiligtum, nie kommt ein Fremder her, infolgedessen strömte die Bevölkerung zusammen, da blaue Augen ihnen absonderlich schauerlich vorkommen, starrten sie mich halberschrocken an. Vor dem Grabmal verrichtete der Zeitungsherr seine Andacht. Dann umschifften wir im Sampang die bezaubernde Küste; durchsichtiges Wasser, Klippen und Kiefern und Felsenabstürze, um dann vom Fukamahafen aus mit der Eisenbahn zurückzukehren.

Tag für Tag brachte Schönes, von Hoksai- und Hiroshigebildern umgeben, hätte ich Monate hier zubringen können. Aber schon im Dezember hatte ich von Berlin aus mir das Zimmer im Imperialhotel zum 10. April bestellt, und an diesem Tag traf ich dort ein.

Nüchtern und häßlich erschien mir alles, bei den großen Entfernungen war es herzlich langweilig, überall umherzufahren und Karten zu lassen. So liebenswürdig ich auch von der Botschaft, Graf Rex, Graf und Gräfin Montgelas und Prinz Reuß, von der übrigen Gesellschaft aufgenommen worden bin, nach Kamakura fällt Tokio erheblich ab.

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Wirtschaftliche Rundschau.
Von Arthur Neumann, Charlottenburg.

Schon oft habe ich an dieser Stelle darauf hingewiesen, wie überaus dürftig wir bis jetzt in volkswirtschaftlichem Sinne geschult sind. Dieser große Mangel muß gegenwärtig ganz besonders bitter empfunden werden, wo man sieht, wie in mehr oder minder geschickter Aufmachung — vielfach in einer „wissenschaftlichen" Verkleidung — ganz abstrakte Sonderinteressen vertreten werden. Wer erinnert sich nicht daran, wie zu Jahresbeginn immer wieder die Preissteigerungen mit dem Rückgang der Valuta begründet wurden: die Valuta war an allem schuld. Jetzt, wo die Währung eine Besserung zeigt, klagt man über den momentan stetig zunehmenden Kurs der deutschen Mark. Am meisten geht die bewußt irreführende Propaganda von Kreisen aus, denen aus parteipolitischen Erwägungen heraus eine auch nur geringfügige Besserung des deutschen Wirtschaftslebens ein Dorn im Auge ist. Es muß festgestellt werden, daß gerade ganz besonders kapitalkräftige Kreise und Persönlichkeiten ihren ganzen Einfluß aufbieten, die Öffentlichkeit ihren Interessen dienstbar zu machen. — „Der Käufer streikt", heißt es jetzt in der Geschäftswelt. Eigentlich könnte man einer organisierten und zielbewußten Konsumentenschaft ein Streikrecht nicht absprechen, doch zu genau wissen wir ja, daß die breite Masse der Konsumenten eine Lammsgeduld hat, die sich vieles bieten läßt. Die Absatzstockung ist zwar für die meisten Gewerbetreibenden so plötzlich gekommen, wie vielfach die Streiks einzusetzen pflegen. Deshalb spricht man wohl auch vom Streik der Käufer. Kurz beleuchtet sind die Zusammenhänge hier folgende: Die Aufwärtsentwicklung der deutschen Valuta läßt in den kapitalkräftigen Konsumentenkreisen die Auffassung aufkommen, daß eine Verbilligung des allgemeinen Preisniveaus erfolgen muß, weshalb die Bedarfsdeckung auf das notwendigste Maß beschränkt wird. Der größere Teil der Bevölkerung dagegen ist jetzt allgemein an der Grenze seiner Kaufkraft angelangt und schaltet somit gegen den eigenen Willen aus dem nicht unbedingt notwendigen Konsum aus; sonst aber glaubt man auch hier, daß nun die Wende unbedingt kommen müßte. Nun ist es klar, daß die Aufwärtsbewegung der Valuta einen allgemeiner Eindruck auf die Preisbewegung noch nicht gemacht hat, da einmal der Gang des Produktionsprozesses nicht zu beschleunigen ist und aber auch die Produzenten vorerst an den hohen und höchsten Preisen festzuhalten versuchen. Nimmt nun die Aufbesserung der Valuta keinen weiteren Fortgang, so ist unverkennbar, daß zunächst die Produzenten den Erfolg ihrer Politik davontragen. Abermals wird dann ein Aufkaufen aller Waren einsetzen, von den Kreisen, die die Mittel dazu haben. Jedoch ist dieses Moment weniger anzunehmen. Es ist nun einmal Tatsache, daß der weitaus größere Teil der Bevölkerung sich nur mit größter Mühe einigermaßen existenzfähig erhält. Vor allem haben nunmehr auch die Lohnsteigerungen so ziemlich ihre Grenze erreicht, besonders aus dem Grunde, weil infolge Arbeitsminderung das Arbeitslosenheer weiter anschwillt, also die Nachfrage eine erneute Verstärkung bekommt. Dem allgemeinen Konsum müssen somit immer mehr Kräfte entzogen werden, weshalb eine abwartende Politik der Produzenten höchstens wohl aufschiebende, aber keine aufhebende Wirkung haben würde. Geht es auf dem bisher gegangenen Wege weiter, dann muß es nun einmal auf diese Art zur Entladung kommen, wobei auch Opfer unweigerlich auf der Strecke bleiben müssen. — Die Frage der öffentlichen Bewirtschaftung hat kürzlich eine Konferenz der Ernährungsminister der einzelnen Staaten beschäftigt. Neben allgemeinen Preiserhöhungen wurde beschlossen, den Hafer wieder in die Zwangswirtschaft einzubeziehen, für die Kartoffelbewirtschaftung plant man das System der Lieferungsverträge. Im allgemeinen soll auf die völlige Aufhebung der Zwangswirtschaft hingearbeitet werden.

Für die **Landwirtschaft** war das überaus günstige Aprilwetter von hohem Wert. Die Wintersaaten haben sich alle gut entwickelt, soweit sie nicht durch Auswinterung, Überschwemmung, Mäusefraß u. drgl. zu sehr gelitten hatten. Besonders beim Weizen und der Gerste sind die Schäden am besten ausgeheilt. Der Roggen hat sich zwar auch erholt, doch hat er im allgemeinen den Unbilden des Winters nicht in dem Maße widerstanden wie Weizen und Gerste. Recht erfreulich lauten die Nachrichten über die Futterpflanzung. Vielfach konnten schon Schnitte zur Grünfütterung gemacht werden. Gegen das Vorjahr sind die Getreidearten außer Gerste noch im Rückstande, ebenso auch Raps, dagegen die Futterpflanzen und Wiesen im Vorteil. Sofern die günstige Witterung weiter anhält, kann mit einer fortschreitenden Besserung sämtlicher Fruchtarten gerechnet werden. Die Dungverhältnisse haben bisher

eine kleine Besserung erfahren, da jetzt mehr Kalkstickstoff bereit gehalten wird, doch kommt er für die Bestellung nunmehr zu spät, da er als Kopfdung keine Verwendung finden kann.

Über die Tätigkeit im Bergbau sagt ein Bericht vom Ruhrkohlenmarkt vom Ende April: Die Förderungsverhältnisse sowohl als auch der Versand haben sich im Monat April gegenüber dem Vormonat, der unter den Unruhen im Revier ganz besonders zu leiden hatte und einen Förderausfall von nahezu 3 Millionen t ergab, wieder etwas gebessert. Bei einigermaßen normaler Wagengestellung war es auch möglich, größere Mengen von den Lagerbeständen zu nehmen, und damit die Versorgungsmöglichkeiten zu stärken. Trotz der unruhigen Märzwochen war es möglich, im März einen Gesamtversand von 4,1 Millionen t zu erreichen, gegenüber 4,23 Millionen t im Februar. Der Mehrversand mußte zu einem erheblichen Teil von den Lagerbeständen genommen werden. Die Nachfrage nach Brennmaterial bleibt außerordentlich stark, da in Erwartung höherer Preise der Hausbrandbedarf schon jetzt für den kommenden Winter eingedeckt wird.

Ende April ist der Selbstverwaltungskörper der Eisenindustrie konstituiert worden. Als erste Arbeit erhielt diese Organisation die Prüfung einer neuen Eisenpreiserhöhung. Bekanntlich hatte der Eisenwirtschaftsbund die Preisforderungen der Eisenindustriellen unter Vorbehalt genehmigt. Wie nun verlautet, hat die nachträgliche Prüfung der Produktionskosten ergeben, daß die neuen Preise das notwendige Maß überschritten haben. Demnach müßten die Eisenpreise eine Ermäßigung erfahren. — Die Metallpreise sind weiter herabgegangen und haben im allgemeinen den Stand vom November 1919 erreicht. — Die Bewertung der Aktien der Betriebe der Eisen-, Metall- und Maschinenindustrie zeigt fallende Tendenz.

In der Lederindustrie machten sich bekanntlich die ersten Preissenkungen bemerkbar. Auch bei den letzten Häuteverkäufen wie z. B. Mitte Mai in Leipzig mußten beträchtliche Preisnachlässe vorgenommen werden. Aus Westdeutschland verlauten Berichte über angedrohte Betriebsstillegungen in der Schuhindustrie, da seit längerer Zeit die Fabriken bereits ohne Aufträge sind. Verschiedentlich ist es schon zu Arbeiterentlassungen gekommen.

Den Geldmarkt beschäftigt noch immer die Frage der Beschlagnahme der Auslandseffekten. Die Regierung hat nunmehr nach zahlreichen Besprechungen genauere Richtlinien herausgegeben. In erster Linie ist dabei zu bemerken, daß für die eingezogenen Papiere börsenfähige Zertifikate ausgegeben werden sollen. Ferner ist auch die Art der Entschädigung festgesetzt worden. Was von größter Bedeutung ist, ist die Bekanntgabe, welche Papiere überhaupt für die Beschlagnahme in Frage kommen. — Die Besserung unserer Valuta hat weiter erfreuliche Fortschritte gemacht, besonders stark sind die fremden Devisen an den deutschen Börsen gefallen. — Die Börsenkurse haben mit dem Einsetzen der Valuta-Aufbesserung beträchtliche Rückgänge erfahren. Folgende Aufstellung gibt ein Bild von der Bewegung der Aktienkurse:

	Ende März	Ende April	Mitte Mai
Chemische Fabrik Griesheim	339	305 1/2	306
Deutsche Bank	344	310	290 1/2
Eckert	247	245	223
Gasmotor. Deutz	237	203	199 1/2
Humboldt	225	208 3/4	189 1/2
Ilse	530	360	349 1/2
Kruschw. Zuckerf.	307	270	248
Löwe	395	307	272
Hapag	183 1/4	201 1/2	168 3/4
Phönix	535	447 5/8	393
Bismarckhütte	441	378	382

Besonders stark waren die Einbußen bei der Montan- und Eisenindustrie.

Geschichtliche Rundschau XVII.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Ein Volksbuch im wahrsten Sinne des Wortes sollten die Erinnerungen des Generalfeldmarschalls von Hindenburg sein, bezw. werden, die unter dem schlichten Titel „Aus meinem Leben" im Verlage von S. Hirzel in Leipzig erschienen sind. Welch eine Einfachheit, Treue und Gottergebenheit spricht aus jeder Seite dieses Buches, dessen Verfasser 4 1/2 Jahre lang in schwerster Zeit der Nationalheros unseres Volkes gewesen ist und — gottlob — auch heute noch der Held eines großen Teiles des deutschen Volkes ist, dem die trostlose Zeit seit den Novembertagen 1918 noch nicht alles Verständnis für Dankbarkeit und Anerkennung von Verdienst und Wahrheit genommen hat. Selbst der Gegner hat dem Führer der deutschen Heere die Anerkennung nicht versagen können, die ihm im vollsten Maße gebührt, ihm, der es verstanden hat, oft unter den schwierigsten Umständen das deutsche Heer von Sieg zu Sieg zu führen, die Landesfeinde von den Grenzen des deutschen Reiches fernzuhalten, bis schließlich innerpolitische widrige Zustände ihm diese Waffe aus der Hand nahmen.

Den ersten Teil, der nur wenige Seiten der Erinnerungen füllt, bildet eine kurze Selbstbiographie des Generalfeldmarschalls bis zum Weltkriege. Wir sehen ihn hier in treuer Pflichterfüllung als Soldat in Kriegs- und Friedenszeiten, von jeher ein tüchtiger und befähigter Offizier. Der Ausbruch des Weltkrieges findet ihn als Kommandierenden General a. D. in Hannover lebend. Nur wenige Wochen nach Kriegsbeginn ruft ihn das Vertrauen seines Kaisers an die Spitze der Truppen nach dem Osten des Reiches, wo starke russische Streitkräfte in Ostpreußen sengend und plündernd die schwachen deutschen Streitkräfte immer mehr zurückdrängen. Mit seinem ihm beigegebenen Generalstabschef Ludendorff eilt er an die bedrängte Front und wenige Tage später erfährt die Welt seinen ersten vernichtenden Schlag gegen die Russen bei Tannenberg. In kurzen, außerordentlich klaren Zügen schildert nun Hindenburg seine Kriegführung im Osten, auf die hier näher einzugehen wir uns versagen müssen, die Befreiung Ostpreußens, den Feldzug in Polen, der nach anfänglichem Rückschlage infolge allzu großer zahlenmäßiger Unterlegenheit im Jahre 1915 zur Einnahme der westrussischen Festungen und der polnischen Hauptstadt führte, die vergeblichen Anstürme der russischen Massen gegen die deutsche Ostfront. Dazwischen gibt er auch hier und da kurz seine Ansicht über die Allgemeinlage, über die politischen und militärischen Aussichten des deutschen Volkes, so z. B. über unser Verhältnis zur Donaumonarchie und die Versäumnisse der deutschen Politik diesem Verbündeten gegenüber, die vor allem darin bestanden, daß wir nicht darauf drangen, daß Oesterreich-Ungarn alle seine Volkskräfte für die gemeinsame Verteidigung vorbereitete. Hat er dies doch selbst am meisten sowohl bei seinem Oberbefehl im Osten als später als Chef des Generalstabes bitter fühlen müssen, wie schwer sich dieses Versäumnis aus der Friedenszeit in Stunden der Not rächte. Wenn er auch die Schwierigkeiten dieses unseres Verbündeten vollauf würdigt, so kann er doch nicht umhin, ihm hier und da Vorwürfe zu machen, die vollauf gerechtfertigt sind. Sympathisch berührt auch hier der ruhige, feine, rein sachliche Ton. Auch über die Marneschlacht läßt sich der Generalfeldmarschall aus. Er glaubt nicht, „daß eine einzelne Ursache die Schuld an dem Scheitern unseres großen, zweifellos richtigen Feldzugsplanes trägt, „sondern eine ganze Reihe ungünstiger Einwirkungen zu unseren Ungunsten entschied. „Mit aller Entschiedenheit möchte ich mich aber dahin aussprechen, daß das Scheitern unseres ersten Operationsplanes im Westen zwar eine schwere Gefahr für uns brachte, daß dadurch aber keineswegs die Fortführung des Krieges für uns aussichtslos geworden war." Ein starkes, unerschütterliches Vertrauen auf das deutsche Heer spricht aus allen seinen Worten, ein Vertrauen, das auch späterhin trotz aller Widerwärtigkeiten bis zuletzt unerschüttert geblieben ist. Wenn er auch den Endsieg nur in einem Siege an der Westfront sieht, so glaubte er doch, daß zunächst eine schnelle Niederwerfung unseres östlichen Gegners das Gegebene gewesen wäre, nachdem einmal das schnelle, überraschende Niederringen der Feinde im Westen seit der Marneschlacht mißglückt war. Im Gegensatz zu vielen Militärschriftstellern, die unter Hinweis auf das warnende Beispiel von 1812 eine völlige Niederzwingung Rußlands für unmöglich hielten, ist er für eine solche stets eingetreten, da es nur so möglich war, die Hände im Osten frei zu bekommen zum Schlage gegen Westen, wo die Entscheidung ausgefochten werden mußte.

Ende August 1916 trat Hindenburg an die Spitze der Obersten Heeresleitung. Bevor er in die Schilderung der Ereignisse eintritt, gibt er kurz seine Eindrücke wieder über die Heere unserer Verbündeten und ihre Führer, mit denen er zusammenzuarbeiten hatte, und schildert er die politische und militärische Lage, in der er die Leitung der deutschen Heere übernahm. Scharf wendet er sich gegen die „Polenpolitik", bei der Deutschland im Kielwasser der Donaumonarchie segelte, ja von dieser vollkommen ins Schlepptau genommen worden war. Von politischen Fragen hat er sich, wie er des weiteren ausführt, soviel als irgend möglich ferngehalten. „Weder bei meiner Tätigkeit in den höheren Führerstellen des Ostens noch bei meiner Berufung in den Wirkungskreis als Chef des Generalstabes des Feldheeres hatte ich das Bedürfnis und die Neigung, mich mehr als unbedingt notwendig mit gegenwärtigen politischen Fragen zu beschäftigen." Andererseits hat er pflichtgemäß seine Anschauungen dort zur Geltung gebracht, wo die Bestrebungen anderer uns nach seiner Ueberzeugung „auf eine bedenkliche Bahn führten", und hat dort zur Tat getrieben, wo er „Tatenlosigkeit und Tatenunlust zu bemerken glaubte", und seine Ansicht mit aller Schärfe vertreten, „wenn die Kriegführung und die zukünftige militärische Sicherheit meines Vaterlandes durch politische Maßnahmen berührt oder gar gefährdet wurden." Denn mit Recht führt Hindenburg im Anschluß daran aus, daß Politik und Kriegführung nicht ganz scharf

voneinander zu trennen sind; „sie müssen sich im Kriege, in dem ihre Fäden tausendfach verschlungen sind, gegenseitig ununterbrochen ergänzen." Mit aller Entschiedenheit tritt er den von gewisser Seite ausgestreuten Gerüchten entgegen, die Oberste Heeresleitung sei gegen Beendigung des Krieges gewesen und habe sich allen Friedensmöglichkeiten widersetzt. Er, Hindenburg, sei stets für einen Frieden gewesen, allerdings nur für einen ehrenvollen, wobei er — unserer Ansicht nach mit Recht — darauf hinweist, daß er dem Präsidenten Wilson in seinen angeblichen Friedensbestrebungen nie recht getraut habe.

Im weiteren Verlauf seiner Darstellung führt uns der Verfasser dann wieder auf das Schlachtfeld zurück und an der Hand des Meisters lernt der Leser die Ereignisse des Krieges kennen. In meisterhafter Weise versteht es der Schlachtenlenker, die inneren und äußeren Zusammenhänge der militärischen Operationen in den beiden letzten Kriegsjahren dem geistigen Auge des Lesers vorzuführen, ihn vertraut zu machen mit den vielen Fragen, die mitbestimmend gewesen sind bei den Entscheidungen, von denen der Außenstehende nur allzu wenig Ahnung hat. Ihm trat nur der Enderfolg entgegen, er sah nur das, was Positives dabei heraus kam, ohne einen Einblick in die Werkstatt des geistigen Lenkers der gewaltigen Volksheere zu haben — und leider allzu oft auch nur das richtige Verständnis für die Schwierigkeiten, mit denen diejenigen nach innen sowohl wie nach außen zu kämpfen hatten, die verantwortlich waren für das Leben von Millionen, und denen die Sicherheit des Vaterlandes anvertraut war. Erst eine spätere Generation wird richtig beurteilen und würdigen, welche geistige Spannkraft und Feldherrnkunst dazu nötig war, die Millionen von Streitern der verbündeten Zentralmächte im Westen und Osten, in Italien und auf dem Balkan, in Asien an der Palästinafront, in den schneebedeckten Bergen des Kaukasus und in den glühenden Sandwüsten Mesopotamiens zu lenken, welche ungeheuren Schwierigkeiten unsere Oberste Heeresleitung überwinden mußte und trotzdem es verstanden hat, die Waffen der Zentralmächte immer wieder zu glänzenden Siegen zu führen im Kampfe gegen die drückende Uebermacht der Entente und Amerikas.

Auf die Einzelheiten der kriegerischen Operationen einzugehen, können wir uns ersparen; die deutschen Frühjahrsoffensiven 1918 zeigen noch einmal, welche Angriffskraft dem deutschen Heere selbst nach vierjährigem Kampfe innewohnte. Aber die hauptsächlich aus der Heimat importierte Kriegsmüdigkeit, aus Rußland eingeschleppte Revolutionsbazillen nagen bereits an dem Heereskörper, als ihn der Gegenstoß der Feinde Anfang August trifft und die deutschen Armeen in die Verteidigung wirft, ja sie zwingt, an einzelnen Stellen zurückzuweichen. Aber „unsere Westfront war, wenn auch infolge feindlicher Einbrüche wiederholt zurückgenommen, nicht durchbrochen. Sie wankte, aber sie fiel nicht." So schildert Hindenburg unsere militärische Lage Ende September 1918. Da reißt der Zusammenbruch Bulgariens eine breite Lücke in die gesamte Kampffront; und jetzt fängt die Mauer der Zentralmächte an, schnell an allen Seiten abzubröckeln: Kleinasien, Italien, Tirol, überall erweitern sich die Lücken, bis schließlich der 9. November die letzte Stütze zu Fall bringt, die Westfront. Wir wollen jedoch, bevor wir diese Besprechung schließen, eins nicht unerwähnt lassen: die geradezu rührende Dankbarkeit, mit der Hindenburg in seinen Erinnerungen seines Generalstabschefs Ludendorff gedenkt, mit dem er 4½ Jahre lang in treuer Zusammenarbeit, einander ergänzend und belebend, zum Besten des deutschen Volkes gewebt und gewirkt hat. —

„Nachrichtendienst, Presse und Volksstimmung im Weltkrieg" betitelt sich ein anderes Buch, das für das Verständnis der von der Obersten Heeresleitung geleisteten Arbeit von großer Bedeutung ist. Sein Verfasser ist der von vielen Seiten, meist aber sehr zu Unrecht stark angefeindete Oberstleutnant W. Nicolai, der während des ganzen Weltkrieges Chef der Abteilung IIIb im Generalstab des Feldheeres war, und dessen Ressort den Nachrichtendienst und die Presse umfaßte. Die Abteilung leitete zunächst die Spionage und die Spionageabwehr, sie hatte also die Aufgabe, Nachrichten über den Gegner zu sammeln und zum Gebrauch der anderen Abteilungen zu bearbeiten, andererseits dafür zu sorgen, daß der Feind möglichst wenig Nachrichten über uns und unsere Lage erhielt. Der Nachrichtendienst bei uns war vor dem Kriege, wie auch der Verfasser zugibt, noch wenig ausgebaut. Es fehlte vor allem — wie bei uns leider oft — an dem nötigen Geld, das für derartige Sachen nicht bewilligt wurde, weil man diesen ganzen Nachrichtendienst für überflüssig hielt. „Schwarze Fonds", über deren Verwendung keine Rechenschaft abgelegt werden konnte, waren höchst unbeliebt. Infolge dieses Versäumnisses mußte im Kriege der Nachrichtendienst mit seinem ganzen Apparat fast neu aufgebaut werden, eine äußerst schwierige, und natürlich jetzt doppelt kostspielige Aufgabe, die trotz allem jetzt nicht mehr so

gelöst werden konnte, wie wenn man sich ihr schon im Frieden gewidmet hätte. Immerhin ist in dieser Hinsicht dank der Rührigkeit und geradezu fabelhaften Arbeitskraft des Verfassers, die nur derjenige richtig zu beurteilen vermag, der unter ihm gearbeitet hat, außerordentlich viel geleistet worden, wenn wir auch natürlich nicht den weiten Vorsprung einzuholen vermochten, den die Gegner infolge ihres seit langem in geradezu hervorragender Weise ausgebauten Nachrichtendienstes vor uns voraushatten. Mit Recht hebt der Verfasser hervor, daß die Arbeit des Nachrichtendienstes leider oft durch allzu leichtfertiges Benehmen unserer eigenen Landsleute noch mehr erschwert wurde, das dem feindlichen Nachrichtendienste, meist natürlich ganz unabsichtlich, seine Arbeit erleichterte. Das andere Hauptgebiet, das zu bearbeiten dem Verfasser oblag, war die Presse. In diesem Punkte haben wir allerdings noch weniger Glück gehabt als mit dem Nachrichtendienst. Dies lag aber zum großen Teil an der Undiszipliniertheit unserer Presse, die leider allzu oft das nationale Interesse hinter das der Partei usw. zurücktreten ließ. Allerdings haben auch die Militärbehörden oft nicht gerade sehr geschickt operiert. Vor allem aber fehlte bei uns die einheitliche Leitung der Presse. Jede Behörde bearbeitete für sich die Zeitungen nach ihrem Geschmack, viele Arbeit wurde dadurch doppelt und dreifach geleistet, und doch kam für das Ganze herzlich wenig dabei heraus. Jede Behörde hatte ihre Propagandastelle, die eine mehr oder weniger fruchtbare Rolle spielte, oft sogar mehr Schaden anrichtete, als Nutzen brachte, wie z. B. das „Büro Berg" des Herrn Erzberger, das — wie wir dem Verfasser zu seiner Bemerkung auf S. 87 „verraten" können — eine recht traurige Rolle spielte. — Besonders in der Beeinflussung der ausländischen Presse ist manches verabsäumt worden; man stellte das Militärische in der Behandlung ihrer Berichterstatter zu sehr heraus und glaubte, die Vertreter der verschiedenen Länder alle über einen Kamm scheren zu können. Es fehlt uns Deutschen eben die richtige Erkenntnis der Völkerpsyche und ihrer Ausnutzung. Aber auch hier muß der Obersten Heeresleitung zugute geschrieben werden, daß es sich für sie um ein so gut wie ganz neues Betätigungsfeld handelte, dem seine Aufmerksamkeit zu schenken man rechtzeitig verabsäumt hatte. Doch wir können nicht weiter auf die einzelnen Fragen eingehen, obwohl sich noch sehr vieles sagen ließe. Das Nicolai'sche Buch wird hoffentlich unseren maßgeblichen Stellen Veranlassung geben, das, was sich während des Krieges als mangelhaft herausgestellt hat, zu ändern und zu verbessern; denn leider ist diesem wichtigen Faktor der Politik bisher viel zu wenig Beachtung geschenkt worden.

Literarische Rundschau.

Von Prof. Dr. Heinrich Brömse.

„Über das Erhabene und Komische" handelte Friedrich Theodor Vischers Habilitationsschrift. Dem Erhabenen und dem Komischen ist sein ganzes Lebenswerk gewidmet. Hier wie dort erweist er sich als Meister. Auf Hegel fußend, verfaßt er seine in den Grundzügen noch heute unerschütterte „Ästhetik". Bezeichnender noch und zwingender bekundet sich seine Eigenart, die Verknüpfung von Gedankentiefe und Anschauungskraft, von Philosophie und Künstlertum, in den „Shakespeare-Vorträgen" und den Abhandlungen über Faust. Sein eigenes dichterisches Schaffen steht, ohne erhabene Züge zu entbehren, vorwiegend im Zeichen des Humors, eines krausen, knorrigen, geistesstarken und sprachgewaltigen Humors, der ihn hoch über die landesüblichen Witzmacher und an die Seite der großen deutschen Humoristen stellt: Schartenmayers Bänkellieder, Faust, der Tragödie dritter Teil von Deutobold Allegoriowitsch Mystifizinsky, und vor allem die prachtvolle Reisebekanntschaft „Auch Einer" sind lebendige Zeugnisse dafür.

Welche Schätze wir in seinem Geisteserbe besitzen und wie sehr sie es verdienen, für die allgemeine Bildung fruchtbar gemacht zu werden, wird durch zwei schöne Neuausgaben klar zum Bewußtsein gebracht. Theodor Kappstein veröffentlicht Friedrich Theodor Vischers Ausgewählte Werke in acht Teilen (Leipzig, Hesse & Becker). Er bietet nicht alles mit strenger Texttreue, sondern holt aus den Werken das Lebendigste heraus, damit es neu belebend wirke. Ungekürzt ist „Auch Einer" wiedergegeben, ungekürzt die Faustdichtung, die zugleich die großartigste literarische Satire Deutschlands und bei allem Scherz und Spott ein Weihegesang ist. Dagegen sind die „Lyrischen Gänge" und die „Allotria" gesichtet. Eine im Verhältnis zum ganzen Lebenswerk knappe Auslese konnte nur von den Prosaarbeiten geboten werden; auch die einzelnen Stücke mußten sich, damit auf abgestecktem Raum möglichst Vielartiges zutage komme, mancherlei Kürzungen gefallen lassen. So lesen wir — vielleicht als wertvollsten Prosabeitrag — Vischers Selbstbekenntnisse

„Mein Lebensgang", bedeutend als Lebens- und Zeitbild, bedeutender noch als Spiegel einer ganz urwüchsigen, aufrechten und aufrichtigen Persönlichkeit, so aus den drei Bänden „Altes und Neues" und den acht Teilen der „Kritischen Gänge" manch gehaltvolles Stück, dazu zahlreiche andere aus verschiedenen Fundstätten zusammengetragene Reden und Abhandlungen. Immer ist er auch mit der Feder ein Mann des lebendigen Wortes, immer anregend und fesselnd, nicht am wenigsten dort, wo er zum Widerspruch anregt. Wie fein und tief weiß er den Begriff des Symbols zu bestimmen, das Wesen des Traums zu deuten, wie fesselnd von seiner Reise nach Griechenland zu erzählen, wie großzügig und treffend das Geistes- und Seelenbild von Dichtern und Denkern zu zeichnen! Vermerkt seien besonders die Würdigungen seiner Landsleute Uhland und Mörike, die Abhandlungen über David Friedrich Strauß, die Betrachtungen über Goethe, Schiller, Jean Paul und Gottfried Keller. Verzichten mußte der Herausgeber wie auf manches andere so auch auf Proben aus der Ästhetik und aus den Shakespearebänden. Doch stellt er für einen etwaigen Ergänzungsband eine Auslese auch aus diesen Riesenwerken in Aussicht. In einem einleitenden Charakterbild preist er in schwungvollen Worten vor allem den freien Geist Vischers, „der jede Knechtschaffenheit haßte und jeder Tapferkeit geschworener Bundesgenosse" war. Bezeichnende Einzelzüge zur Erkenntnis der Persönlichkeit und eigene Äußerungen Vischers bilden gute Beigaben. Im ganzen ist diese Ausgabe, so wenig sich der Forscher mit ihr begnügen wird, eine schöne Gabe für weitere Kreise, wohlgeeignet, den Dichter, den Denker, den deutschen Mann vielen nahezubringen. Auch Vischer kann uns ein Nothelfer in schwerer Zeit werden.

Wie sich bei ihm philosophische Ergründung, literaturwissenschaftliche Forschung und künstlerische Einfühlung verbinden und gegenseitig fördern, ja, wie er den Grundriß einer Dichtung und ihren Aufbau nicht nur überzeugend darlegt, sondern auch kühn in Gedanken weiterbaut, kann man am besten aus seiner großen Faustabhandlung ersehen, die mit einem umfangreichen Anhang von Hugo Falkenheim herausgegeben wird. („Goethes Faust" von Friedrich Theodor Vischer. Zweite, erweiterte Auflage. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta, 1920.) Keiner hat mit größerer Bewunderung und Ehrfurcht von den älteren Teilen der Dichtung gesprochen, keiner aber auch so unerschrocken gegen den einseitigen Klassizismus, die Allegoristerei, den Mangel an politischem Wagemut, die Sprachverschnörkelung gekämpft, die nach Vischers Meinung die Fortsetzung schädigen. Wie weit er auch übers Ziel hinausschießen mag, so steht sein Werk doch in der ersten Reihe der gesamten Faustliteratur, und wenn man bedenkt, wie oft seine Schlüsse über die Entstehungszeit einer Stelle durch die Entdeckung des Urfaust überraschend bestätigt worden ist, wird man auch an seinen Werturteilen nicht achtlos vorübergehen. Fast alle Auseinandersetzungen, auch die über andere Schriften der Faustliteratur haben noch heute Bedeutung; besonders gilt dies auch von den eingestreuten allgemeineren Betrachtungen, wie etwa über den Unterschied des Symbols und der Allegorie. Der vorliegende Band vereinigt Vischers Hauptwerk über Goethes Faust, „Neue Beiträge zur Kritik des Gedichts" und die gehaltvolle Abhandlung „Zur Verteidigung meiner Schrift". Der Herausgeber erörtert im Anhang gründlich und anregend einerseits die einheitlichen Leitgedanken, die der Gesamtarbeit Gepräge und Wert verleihen, andererseits das Verhältnis von Vischers Ergebnissen zu den durch den Urfaust gewonnenen Aufschlüssen. Er zeigt klar, was unbefangene Leser gern unterschreiben werden, daß diesem Werke ein dauernder Platz in der Faustforschung gesichert ist.

Die „Geschichte der religiösen Dichtung in Deutschland" von A. H. Kober (Essen, G. D. Baedeker, 1919) ist weit mehr als nur eine Geschichte der kirchlichen Dichtung. Sie erkennt keine konfessionellen Schranken an, geschweige denn, daß sie konfessionelle Zwecke verfolgt. Sie will, ohne Vollständigkeit des Stoffes zu erstreben, grundsätzlich alle dichterischen Kundgebungen umspannen, in denen die Persönlichkeit mit dem Überpersönlichen, das Zeitliche mit dem Ewigen ringt. Eher ist die Grenze zu weit als zu eng gezogen. Das Werk ist von hoher Warte und mit gründlicher Sachkenntnis geschrieben. Es verbindet Gelehrsamkeit mit feinsinniger, oft eigenartiger Darstellungsgabe. Häufig wird der zeitliche Zusammenhang dem sachlichen geopfert, häufig auch der Gegenstand weniger dargestellt als mit geistvollen Randbemerkungen umschrieben, sodaß das Buch jedenfalls nicht als Übersicht oder Einleitung gelten will, sondern beim Leser Kenntnisse voraussetzt oder doch eine Ergänzung durch andere Werke erfordert. Die umfangreiche Darstellung, die von den Anfängen der deutschen Dichtung bis zur Gegenwart führt, verwertet mit gutem Urteil die Ergebnisse

der bisherigen Forschung und stellt zugleich mit ihren neuen Gruppierungen und Wertungen ein durchaus neues und selbständiges Unternehmen dar. Sie würde, wenn es der Raum erlaubte, zu manchen Auseinandersetzungen im einzelnen Anlaß geben. Sehr anerkennenswert ist der Versuch, die religiöse Dichtung im großen Zusammenhang des geistigen Lebens, der philosophischen und kulturgeschichtlichen Entwicklung zu zeigen. So wird die Literaturgeschichte zugleich Ideengeschichte. Glanzpunkte der Darstellung sind unter anderm die Abschnitte über die Marienminne im Mittelalter, über Klopstock, die Romantik, Hebbel, Nietzsche, sowie auch das Kapitel über Religion und Dichtung der Gegenwart. Ist das Werk nicht im gewöhnlichen Sinne erbaulich, so gibt es doch mehr als bloße Belehrung. Es führt zu den Quellen, zeigt die Wirkungen edler Geisteskräfte und strömt selbst belebende Kraft aus. Es verdient mit vollem Recht die Bezeichnung, die es als Untertitel trägt: „Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Seele."

Die empfehlenswerte „Geschichte der deutschen Dichtung" von Hans Röhl (Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1920) ist in dritter, verbesserter und bis auf die Gegenwart fortgeführter Auflage erschienen. Sie will kein Nachschlagewerk sein, sondern beschränkt sich in erster Linie auf die auch heute noch lebendigen oder zu neuem Leben zu erweckenden Schöpfungen der deutschen Literatur. Diese werden eingehend, mit sicherem Urteil und im Zusammenhang mit der allgemeinen Geistesgeschichte dargestellt. Auch der Einfluß des Auslandes wird gebührend berücksichtigt. Bei der Anordnung des Stoffes, die im ganzen straff und übersichtlich ist, überraschen einige Kühnheiten. Was hat zum Beispiel Körner unter den Anfängen des Realismus zu tun? Wie das ganze Werk zeigt auch die Darstellung der Gegenwart guten Geschmack, doch kommt nicht recht zum Ausdruck, daß der Strom der neuesten Literatur doch unendlich viel mehr Wellen umfaßt als die hier ausgeschöpften, auch solche, die von beträchtlicher Kraft und Wirkung sind. Der Gehalt des ganzen Werkes ist von wissenschaftlichem Ernst, der Vortrag von jugendlicher Frische erfüllt.

Ernst Anemüller gibt in seinem Buch „Schiller und die Schwestern von Lengefeld" (Detmold, Meyer, 1920) eine gute Schilderung von Schillers Verlobung und Ehe, ein liebevolles Bild des Hauses Lengefeld und seiner beiden ungleichen Töchter, der zarten Charlotte und der leidenschaftlichen Karoline. Die Darstellung ist voll Gründlichkeit und Wärme. Manche Rätsel, die besonders der Charakter der Älteren aufgibt, können freilich auch hier nur neu betont, nicht gelöst werden.

Unbedeutender ist eine Abhandlung von Arthur Rehbein mit dem Titel: „Studiosus Goethe in Leipzig und Straßburg" (Leipzig, Leipziger Verlags- und Kommissions-Buchhandlung.)

* * *

Nachdem Alexander v. Gleichen-Rußwurm im vierten Bande seiner groß angelegten Sittengeschichte, dem „Ritterspiegel", die vornehme Welt im romanischen Mittelalter dargestellt hat, bietet er jetzt ein buntfarbiges und vielgestaltiges Mosaikbild von der Kultur des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts unter dem Titel: „Die gotische Welt" (Stuttgart, Julius Hoffmann, 1919.) Für diesen Zeitabschnitt, den die Kultur- und Literaturgeschichten gewöhnlich etwas stiefmütterlich bedenken, ist seine Arbeit besonders willkommen, hier war sie gewiß auch mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft. Nicht eben bequem macht der Verfasser es seinen Lesern, wie schon bei jenem Bande hervorgehoben wurde. Eine schier unübersehbare Fülle von Einzelheiten wird gegeben, ohne daß immer die großen Linien sichtbar werden. Wer sich aber ernsthaft in das Werk versenkt, wird diese spüren oder selbst ergänzen können. Von den Anfängen der im Romanischen verwurzelten Gotik führt es uns bis zum letzten deutschen Ritter, Maximilian, und zum letzten französischen, dem Schäferkönig René. Alle wichtigen Erscheinungen des häuslichen und öffentlichen Lebens werden in den Kreis der Betrachtung gezogen, Wirtschaft und Staatsform, Handel und Gewerbe, kirchliches Leben und Gelehrsamkeit, Mode und Sport und besonders die Formen der Geselligkeit in allen Ständen mit ihren Festen und Spielen, ihrem Geschmack und Geist. Am liebsten weilt der Verfasser im südlichen und westlichen Europa, in Italien, Frankreich, Burgund, England. Verhältnismäßig tritt Deutschlands Anteil zurück, oder seine Kultur wird in der Hauptsache nur als Anhängsel oder Weiterbildung der Kultur jener Länder gewürdigt, wie es an einer für das ganze Werk bezeichnenden Stelle heißt: „Nur innigster Zusammenschluß mit dem Westen und Süden förderte Deutschlands Bildung, Ansehen und Glück, von diesem Einfluß losgerissen und östlichen Wirkungen preisgegeben, hört es seit jeher auf, an den Fortschritten der Zeit teilzunehmen." Man

möchte das eigentümlich Deutsche, an dem es neben dem Lehngut nicht gefehlt hat, gelegentlich mehr hervorgehoben sehen. Man braucht nur an die trotz fremden Keims erstaunlich selbständige und bezeichnende Erscheinung der deutschen Mystik zu erinnern, die gerade in dem hier behandelten Zeitraum eine der edelsten Blüten des deutschen Kulturlebens bildet. Um so mehr muß aber auch betont werden, daß das feingeistige Weltbürgertum, das im Mittelalter die höheren Gesellschaftsschichten West- und Mitteleuropas verband, selten mit so guter Kennerschaft und in so künstlerischer Form dargestellt worden ist. Man darf auf den Schlußband des großen Werkes, das den Ausklang und die Wende des Mittelalters, das fünfzehnte Jahrhundert, behandeln soll, mit freudiger Spannung harren.

Kenntnisreich und mit maßvollem Urteil würdigt Manfred Schneider den „Expressionismus im Drama" (Stuttgart, Julius Hoffmann), nicht verzückt bewundernd und nicht kaltsinnig absprechend, sondern als einer, der verstehen lehren will, indem er besonders zeigt, durch welche Wurzeln die expressionistischen Dramatiker mit früheren Kunstrichtungen verbunden sind und worin sie sich von ihnen unterscheiden. Die klare und sichere Darstellung kann gute Aufklärung geben.

Die Schrift des Jesuiten Jakob Overmans „Roman, Theater und Kino im neuen Deutschland" (Freiburg i. Br., Herder, 1920) gibt nicht nur erwünschten Aufschluß über die Auffassung in den vom Verfasser vertretenen Kreisen, sondern enthält auch sachlich für Freunde und Gegner manche beachtenswerte Bemerkung.

Otto Hellinghaus hat einen neuen Band seiner „Bibliothek wertvoller Denkwürdigkeiten" erscheinen lassen. „Beethoven. Seine Persönlichkeit in den Aufzeichnungen seiner Zeitgenossen, seinen Briefen und Tagebüchern". (Freiburg i. Br., Herder.) Das mit großer Sorgfalt zusammengestellte, mit zahlreichen kurzen Erläuterungen versehene Werk erfüllt seinen Zweck in bester Weise.

„Franz Schuberts Briefe und Schriften" veröffentlicht Otto Erich Deutsch „mit den zeitgenössischen Bildnissen, drei Handschriftenproben und anderen Beilagen" (München, Georg Müller, 1919). An Zahl nicht groß, aber reich an seelischem Gehalt, gewähren die Briefe tiefen Einblick in das Schaffen des Künstlers, in das Gemüt eines guten und großen Menschen.

Ernst Wasserzieher, dessen sprachwissenschaftliche Werke an dieser Stelle wiederholt gewürdigt und empfohlen worden sind, ergreift das Wort im „Kampf gegen das Falsche, Schwerfällige, Geschmacklose und Undeutsche", indem er einen kleinen zweckmäßigen Wegweiser unter dem Titel: „Schlechtes Deutsch" (Berlin, Ferd. Dümmler, 1920) herausgibt. Er sucht in guter Darstellung das Sprachgefühl zu leiten und zu vertiefen, und wenn er nicht viel Neues vorträgt, so gibt er doch überall gute und anregende Belehrung, die er durch viele Beispiele aus Zeitungsberichten, Verordnungen, Büchern wirksam unterstützt.

Nur angedeutet werden kann hier der Geist und Inhalt eines wissenschaftlichen Werkes, in dem David Einhorn auf philosophischem Gebiet wieder einmal einen ersten Anfang machen will. Er sucht zu zeigen, daß es bisher noch keine wahrhaft philosophische Geschichte der Philosophie, sondern nur philosophische Literaturgeschichten gegeben habe, und will als erster erkämpfen, was er seinen Betrachtungen als Ueberschrift gibt: eine „Begründung der Geschichte der Philosophie als Wissenschaft" (Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, 1919). Er ist scharfsinnig im Widerlegen, indem er sich mit schneidenden Waffen gegen den „Psychologismus", gegen die Darstellungsart vom Gesichtspunkte des „Bloßsubjektiven", des „Bloßindividuellen", gegen die kulturgeschichtliche Philosophiegeschichte und andere Richtungen wendet und sich ausführlich mit Zeller, Dilthey, Windelband, Rickert, Husserl auseinandersetzt. Im Aufbau des Neuen scheint er mir nicht ganz dieselbe Stärke zu beweisen. In den philosophischen Lehren sollen „die in ihnen gesetzten Wirklichkeiten" gesehen, dargestellt und beurteilt werden. Was er sucht, ist im Gegensatz zu allem Relativismus und „im Einklang mit Hegel: die absolute Geschichte der Philosophie". So gehört auch dies Werk zu der immer stärker werdenden Richtung, die, wie mir scheint, mit Recht den Ruf: „Zurück zu Hegel!" erhebt. Wie der Verfasser andeutet, ist dieses Buch im Grunde nur Einleitung zu einem geschichtlichen Werk in dem Geiste, zu dem er sich hier bekennt. Möge das große Unternehmen gelingen!

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Für den volkswirtschaftlichen Teil: Dr. jur. Emil Erich Hölscher, Berlin-Zehlendorf, Sophie-Charlottestr. 20 (Fernruf Zehlendorf Nr. 1017). — Für den Inseratenteil: Karl Vater, Breslau 10. — Druck und Verlag: Schlesische Buchdruckerei- und Verlagsgesellschaft m. b. H. (Karl Vater & Co.), Breslau 10, Matthiasstraße 12 (Fernruf Amt Ring 11822).



Hermann Hecht

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei- und Verlagsgesellschaft
m. b. H. (Karl Vater & Co.) ~ Breslau 10, Matthiasstraße 12.

Leipzig
C. F. Steinacker.
München
Berthold Sutter.
Berlin W. 10.
Budapest
Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.
Kopenhagen
Erslev & Hasselbalch

Stockholm
C. E. Fritze, Librairie Royale.
Christiania
Jacob Dybwad Buchhdlg.
Konstantinopel
Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
für die Schweiz: Akadem. Antiquariat und Buchhandlung Herm. Paur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

44. Jahrgang. Band 174. Heft 551. August 1920

Professor Dr. Ludwig Stein:
Wie entsteht der Staat?

Der Staat stellt eine hohe und eben darum sehr späte Entwicklungsstufe der sozialen Entwicklung dar. Im Wildheitszustande der Menschheit, ja selbst auf den ersten Etappen der Barbarei, ist jenes soziale Aggregat, das wir Staat nennen, noch völlig unbekannt. In großen Zügen läßt sich dieser Entwicklungsprozeß, wie ich ihn in meiner „sozialen Frage im Lichte der Philosophie" darstelle, so kennzeichnen: In der Periode der Wildheit heißt menschliches Zusammenwirken „Gemeinschaft", und der Regulator dieses Zusammenwirkens ist der Instinkt. Auf der Entwicklungsstufe der Barbarei, wie die Fischer-, Jäger- und nomadisierenden Hirtenvölker ihn darstellen, gibt es bereits „Gesellschaft", deren Regulator wieder die überlieferte Sitte ist. Erst die Seßhaftmachung und Verteidigung des okkupierten Grund und Bodens erzeugt jene zwangsweise äußere Regelung, die wir „Staat" nennen. Die Urformen von Sprache, Recht und Sitte, wie sie sich bei beginnendem Zusammenwirken und allmählich immer engerem Aneinandergliedern des sozialen Gewebes herausgestalten, führten zunächst zu einer Gesellschaftsbildung, aus welcher sich alsdann im Laufe vieler Generationen und infolge des Zusammenwirkens zahlreicher, die Integration fördernder Einflüsse die höhere und feingegliederte Struktur des Staatsgebildes herausentwickelt. Unter „Gesellschaft" (societas) verstehe ich mit Morgan ein lediglich auf Individuen sich aufbauendes und deren gegenseitige Beziehungen durch Sitte und Tradition äußerlich regelndes Verhältnis des Zusammenwirkens, während ich mit Staat (civitas) eine auf die Sicherung von Grund und Boden, sowie Beschützung von Leben und Eigentum nach innen und außen abzielende, mit Zwangsgewalt ausgestattete Institution bezeichne. Unter Zugrundelegung dieser Definition kann es nicht zweifelhaft sein, daß die „Gesellschaft" das zeitlich frühere Gebilde ist, welches der Staatenbildung vorausgeht und dieselbe vorbereitet.

Aber auch die Gesellschaft ist ein Prius nur gegenüber dem Ursprung des Staates, jedoch kein absolut Erstes. Es hat sicherlich eine Zeit gegeben, da es noch nicht einmal ein so lockeres soziales Gewebe, wie die primitive Gesellschaft es darstellt, gegeben hat. Da aber auch damals schon irgend welche Beziehungen zwischen Menschen bestanden haben müssen, so haben wir diese als Unterstufe der Gemeinschaft gekennzeichnet und ihr den Instinkt der Selbsterhaltung als Regulator beigesellt. Denn die bloße Ansammlung von Individuen zu einer Gruppe bildet darum noch keine Gesellschaft. Eine solche bedingt vielmehr außer der Nebeneinanderlagerung noch ein, wenn auch nur instinktives Zusammenwirken der einzelnen Individuen jener Gruppe. Im Urzustand der Wildheit aber, da jedermann in rudimentärer Weise seine Werkzeuge selbst verfertigte und seine Nahrungsbedürfnisse auf eigene Faust befriedigte, war das Zusammenwirken menschlicher Individuen, wenn überhaupt vorhanden, ein äußerst geringfügiges und führte eben darum wohl noch kaum zu einer die Art des Zusammenwirkens durch Sitte oder Recht regelnden Gesellschaft. Der Trieb zur Selbsterhaltung reicht auf dieser Stufe vollkommen aus, dem Kampfe aller gegen alle Halt zu gebieten. Die Digger- oder Chacoindianer in Südamerika zum Beispiel, die auf den Gebirgen der Sierra Nevada in Höhlen zerstreut wohnen und sich nur von Wurzeln und kleinem Getier nähren, stehen sozial nicht viel höher als der Orangutang, sofern ihnen jegliche soziale Organisation abgeht. „Alle Erscheinungen der Herrschsucht wurzeln in der Arbeitsscheu der Menschen" (Ratzenhofer). Es gibt Australneger, Feuerländer und Buschmänner, die kein Eigentum, auch kein kollektives, kennen, weil sie keinen Begriff von einer Zukunft, keine Vorstellung von einem morgenden Tag haben und darum natürlich auch kein Bedürfnis des Sparens für die Zukunft besitzen. Alle diese Stämme stehen heute vermöge jener Arbeitsscheu, welche auch Bücher (Entstehung der Volkswirtschaft) als typische Eigenschaft unzivilisierter Stämme hinstellt, noch lange nicht auf der sozialen Stufe höher entwickelter Tiere, wie beispielsweise der Ameisen, Bienen und Biber, mit ihrer wunderbaren gesellschaftlichen Organisation, die nicht bloß das bewegliche Privateigentum kennt und respektiert, sondern so komplizierte Einrichtungen wie das Aufsparen für bestimmte Jahreszeiten besitzt, ja sogar einzelne Laster der Menschen mitmacht, wie Sklaverei, Diebstahl und Eifersucht, oder, wie Espinas behauptet, selbst einen gewissen Luxus treibt. Sehr viele Tiere, wie Vögel, Hunde, Affen, Löwen haben auch schon einen, wenn auch nur primitiven Begriff des Privateigentums an Grund und Boden, wie die eifersüchtige Verteidigung ihrer Nester,

Höhlen und Hütten beweist, während eine ganze Reihe von wilden Stämmen, wie die Insulaner auf Borneo, Buschmänner und Australneger, noch keine Hütten bauen, vielmehr in natürlichen Höhlen oder Grotten Schutz gegen Ungewitter und wilde Tiere suchen. Tiere kennen Gemeinschaft, wie der Instinkt, d. h. die Regelung von innen, sie vorschreibt, aber weder Gesellschaft noch Staat, deren Merkmal die äußere Regelung bildet. Von Tierstaaten zu sprechen, ist unzulässige Analogie. Denn eine äußere und disziplinierte Zwangsgewalt kennen nur Menschen. Es kann daher nur von Tiergemeinschaften, nicht von Tierstaaten die Rede sein.

Gibt es aber heute noch Stämme, die in ihren Ansätzen zur Gesellschaftsbildung hinter der sozialen Organisation höher entwickelter Tiere erheblich zurückstehen, so darf es nicht wundernehmen, daß die Urmenschen, von deren Zusammenleben uns die heutigen Feuerländer etwa eine leidlich zutreffende Vorstellung zu geben vermögen, ein Bedürfnis nach gesellschaftlichem Zusammenschluß noch garnicht empfanden und darum einen solchen auch nicht erstrebten. Die Bevölkerung war auf jener geschlechtsgemeinschaftlichen Stufe aus physiologischen Gründen eine sehr dünne, die Arbeitsteilung, wenn überhaupt vorhanden, eine ganz rudimentäre, so daß keine innere Nötigung zur Gesellschaftsbildung vorlag. So vermissen wir noch heute bei den Eskimos, die bei dünner Bevölkerung sehr zerstreut von einander leben, jegliche Spur staatlicher Organisation.

Den ersten Schritt zur Entstehung der Gesellschaft bildete nach Morgan der Übergang von der Blutsverwandtschaftsfamilie zur Punaluafamilie, besonders aber der weitere Übergang zur Paarungsfamilie. Denn jetzt fand auf Grund der günstigeren physiologischen Bedingungen ein so rapides Anwachsen der Bevölkerung statt, und damit war die Notwendigkeit einer größeren Arbeitsteilung so unabweislich gegeben, daß man ohne eine schärfere Umgrenzung der Macht- und Rechtssphäre der einzelnen Glieder der zu immer festerem Aggregat sich kristallisierenden Familie schlechterdings nicht mehr auszukommen vermochte. Es vollzieht sich also in diesem Entwicklungsstadium des Menschengeschlechtes der Übergang von dem regellosen Zustand der Gemeinschaft zu dem welthistorischen Akt der Entstehung der Urgesellschaft oder Gens.

Die Urgesellschaft ist nach Morgan jenes primitive Gesellschaftsgebilde, wie es zum ersten Male auf der Unterstufe der Barbarei etwa entsteht, und dessen Tendenz darauf gerichtet ist, die Beziehungen der durch Blutsverwandtschaft verknüpften Glieder einer Familie durch Sitte und still-

schweigendes Übereinkommen festzustellen, sowie ferner die strikte Einhaltung der vereinbarten gegenseitigen Rechte und Pflichten zu überwachen. Die alte Gentilverfassung, wie sie Morgan am ursprünglichsten bei den Irokesen, besonders dem Senekastamme, ausgeprägt findet, hat etwas erhaben Einfaches an sich. Die Vorteile gesellschaftlichen Zusammenwirkens treten da deutlich hervor, während die Nachteile desselben, wie wir sie unter „der Herrschaft des Zeremoniells“ vielfach bitter empfinden, kaum zum Vorschein kommen. Der Unterschied zwischen den Individuen der Gens und uns Heutigen ließe sich etwa folgendermaßen formulieren: jene hatten bei ihrer Sklavenarbeit noch hohe Freiheit, während wir die Sklaven unserer Freiheit sind. Hatte jener seine Arbeit verrichtet, so war er ein freier Mann; der gebildete Europäer hingegen, der unter der Herrschaft des Zeremoniells lebt, ist ein fortwährender Sklave desselben. Wir hören bloß das Kettenrasseln unserer Sklaverei nicht, weil wir uns von Kindesbeinen daran gewöhnt haben und infolgedessen gegen dieses Geräusch ebenso wenig empfindlich sind, wie etwa das Ohr des Schmiedes gegen die Hammerschläge. Aber in Wirklichkeit streifen wir die Sklavenkette des Zeremoniells niemals ab; wir vermögen sie nicht einmal im geheimsten Kämmerlein ganz abzulegen. Gegenüber den unzähligen Reglementierungen des Menschen unseres Kultursystems hat die alte Gentilverfassung etwas heroisch Freies, antik Einfaches. Der Friedensvorsteher (Sachem) wird ebenso wie der Kriegshäuptling jeweilen von der gesamten Gens gewählt. Priester und Stammeshäuptling sind auf dieser Stufe noch Korrelate. Die Frauen waren stimmberechtigt, da sie bei dem in der Gens vielfach geltenden Mutterrecht dem Manne nicht unter-, sondern eher übergeordnet waren. Friedensvorsteher und Häuptlinge konnten, wie gewählt, so auch durch allgemeines Stimmrecht abgesetzt werden und nahmen dann ihre frühere bescheidene Stellung ein. Die Ehe war exogam, d. h. man durfte nur außerhalb der Gens heiraten; das Erbrecht war nach dem Mutterstamm geregelt, so zwar, daß das Vermögen Verstorbener Kollektiveigentum der gesamten Gens blieb. Jeder Gentilgenosse war gehalten, für den andern mit Gut und Leben einzustehen. Wurde ein Gentilgenosse von einem Fremden erschlagen, so mußte die gesamte Gens Blutrache nehmen. Einem Niederschlag dieser alten Gentilverfassung begegnen wir in der in Unteritalien vielfach heute noch herrschenden „Vendetta.“ Man darf sich nicht über den demokratischen Zug wundern, der die Gens auszeichnet. War sie doch der unmittelbare Ausfluß des Urkommunismus. Es ist daher nur natürlich, daß der Prozeß der Differenzierung noch nicht erheblich vorgeschritten

sein konnte. Die erste gesellschaftliche Scheidung und eine vielfach daraus entspringende feindselige Spaltung vollzieht sich zwischen den einzelnen Gentes, während innerhalb der Gens noch gar keine gesellschaftliche Differenzierung in Klassen und Stände bemerkbar ist, so daß selbst eine so naheliegende Sonderstellung, wie die des Häuptlings, Priesters oder Königs ist, sich noch nicht aus dem Urkommunismus herauszuschälen vermochte.

Dieser idyllische Gesellschaftszustand der Gens löste sich allmählich auf, als die schweifenden Nomadenstämme seßhaft wurden, zur Viehzucht und endlich zum Ackerbau übergingen. Zur Beaufsichtigung des Viehstandes wie zur Bestellung des Ackers war man auf das Auskunftsmittel der Sklaverei verfallen. Von der Entstehung der Sklavenjagden an datiert der kriegerische Typus der Menschheit. Es beginnen jetzt die Gentes einen Kampf ums Dasein, in welchem naturgemäß die stärkeren Gentes die schwächeren überwinden und zerreiben, die Männer gefangen nehmen, um sie im eigenen Hause als Sklaven zu verwenden. Unternehmende Nomadenstämme unterwerfen seßhafte, kulturtreibende, also im Kampf ungeübte Stämme; sie werfen sich zu deren Herren auf und schaffen damit einen neuen Herrenstand: den Adel. Während es also bis dahin selbstverständliche Voraussetzung war, daß jedermann arbeitete und nur den Ertrag der eigenen Arbeit einheimste, ist man jetzt hinter das große Geheimnis gekommen, andere für sich arbeiten zu lassen. Hatten sich schon vorher die Domestikation der Tiere und die aus derselben hervorgegangenen Viehherden als ergiebige Reichtumsquellen erwiesen, so sollte jetzt die Menschenherde die begonnene Kapitalbildung fördern und ergänzen. Diese wirtschaftliche Logik muß von einer elementaren Selbstverständlichkeit gewesen sein, da die verschiedensten Völker zu verschiedenen Zeiten auf dieselbe verfallen sind. Denn der sogenannte vierte Stand ist nicht etwa ein wirtschaftliches Novum der Neuzeit, vielmehr fast so alt, wie der Staat. Der Orient hat seine Sudras, Sparta seine Heloten, das übrige Griechenland seine Theten, Rom seine Sklaven und Proletarier, das germanische Mittelalter seine Hörigen, die Slaven ihre „Seelen".

Jetzt werden wir begreifen, **wie sich der Übergang von der Gesellschaft zum Staat vollzogen hat.** Die wirtschaftlich notwendig gewordene Jagd nach Menschenmaterial versetzte die von Hause aus friedlichen Gentes in einen anhaltenden Kriegszustand. Entweder waren sie auf der Lauer, ihre Nachbarn zu gelegener Zeit zu überfallen, oder auf der Hut, von ihnen nicht überfallen zu werden. Und so bildete sich der kriegerische Typus immer deutlicher und schärfer heraus.

Dieser erforderte gebieterisch eine Teilung der Gesellschaft in: Erwerbende und Schützende, d. h. in einen Nährstand und einen Wehrstand. Und nun geht der Prozeß der Differenzierung in einem beschleunigten Tempo vorwärts. Zuerst scheidet der Priester-, dann der Krieger-, endlich der Handelsstand als differenzierte Gruppe aus. Mit der ersten Scheidung in Stände war der primitive Kommunismus durchlöchert, der Bann der gentilen Gesellschaftsverfassung gebrochen, und nun war die disziplinierte Zwangsgewalt des Staates die einzige Möglichkeit, einem Kriege aller gegen alle zu entgehen.

Graf Carl Pückler:

Richtlinien äußerer Politik in Vergangenheit und Zukunft.

Vortrag gehalten in der Deutschen Gesellschaft 1914 am Montag, den 14. Juni 1920, abends 8 Uhr.

Einen Schüler Bismarcks, als welchen ich mich bekenne, obschon ich ihn nicht persönlich gekannt habe, muß es mit Schmerz und Bitterkeit erfüllen, wenn er heute Stimmen von draußen und von drinnen von einem Zusammenbruch Bismarckischer Machtpolitik, andre wieder von dem Ausgang eines unvermeidlichen Ringens reden hört. Ich für meinen Teil glaube nicht, daß in diesem Kriege gewaltsame Schöpfungen ihren verdienten Untergang gefunden haben, oder unüberbrückbare Gegensätze zur Entscheidung drängten. Ich huldige mit Carlyle dem Heroenkultus und glaube, daß nicht die Völker selbst, sondern Männer die Geschicke der Völker leiten. Die einen führen hinauf, vom Licht des Genius getrieben und erleuchtet, die andern leider wieder hinab, geblendet von den Irrlichtern trügerischer Hoffnungen, falschen Ruhmes und verrauchender Volksgunst. Keine Verfassung schützt davor.

Ich werde indes bemüht sein, Klagen und Anklagen nach Möglichkeit zu vermeiden — handelte doch ein jeder nach bestem Wissen und Gewissen — und nur an der Hand der Erfahrungen und Eindrücke den ursächlichen Zusammenhang der Ereignisse aufzudecken suchen, um daraus Nutzanwendungen für die Zukunft zu ziehen. Vielleicht gelingt es hierbei, zur Klärung eines geschichtlichen Bildes beizutragen, welches durch Verallgemeinerungen und parteiliche Tendenzen, sei es der Zeitungen, sei es der Katheder, an so mancher Stelle getrübt worden ist.

Als Alexander III. in Peterhof die für sein Land wie für Deutschland gleich verhängnisvollen Worte sprach: „je bois à la santé de la Nation amie et alliée“ war es mir als damaligem jungen Sekretär und so manchem andern mit mir — ich will mich keineswegs dieser so einfachen Erkenntnis rühmen — klar, daß es im Interesse des Weltfriedens darauf nur eine einzige Antwort geben konnte: den beherzten Anschluß an England. Der durch Verbrüderung der Revanche mit dem Panslavismus bedrohte Dreibund bedurfte dieser Stärkung; Österreich-Ungarn, um gegen die Balkanpläne Rußlands, an denen wir weniger interessiert waren, geschützt zu sein, Italien, um nicht durch Frankreich mehr und mehr von den Mittelmeerküsten abgedrängt zu werden. Ja, war das denn überhaupt eine Schwenkung? war es nicht vielmehr die folgerichtige Fortsetzung der Politik Bismarcks? Hatte er nicht schon im Jahre 79 dem König von Bayern geschrieben: „Das Deutsche Reich im Bunde mit Österreich-Ungarn wird der Anlehnung an England nicht entbehren.“ Hatte er nicht im Jahre 88 bei dem englisch-italienischen Notenaustausch, welcher den Status quo im Mittelmeer gewährleistete, gewissermaßen Gevatter gestanden? Der so mißverstandene Rückversicherungsvertrag mit Rußland war ja nicht ein Treubund zwischen zwei Freunden, er war ein Hemmschuh, welcher einen unzuverlässigen Nachbarn verhindern sollte, ganz ins feindliche Lager überzugehen. Daß sich Bismarck aber über den Draht mit Rußland keinen Täuschungen hingab, beweisen uns die Ereignisse und Reden der Jahre 87 und 88. Standen denn nun einer englisch orientierten Dreibundpolitik Erwägungen rein deutschen Interesses entgegen? Nein, ganz im Gegenteil. Wir waren auf dem Wege zur Industrialisierung, umsomehr mußte uns an den guten Beziehungen zu derjenigen Macht gelegen sein, welche an dem Grundsatz der „offenen Tür“ festhielt und über die so nötigen Rohstoffe verfügte. Wir waren ferner auf dem Wege, Kolonialmacht zu werden; das konnten wir, da es sich doch immerhin um Erweiterungen unseres Gebietes handelte, niemals ertrotzen, sondern nur vorsichtig erhandeln, und zwar von denjenigen Mächten, in deren Einflußsphäre wir hineingerieten, also vornehmlich England, aber auch Japan, beide damals Gegner Rußlands. Diese Erkenntnis zog unserer Kolonialpolitik Grenzen, aber sicherte sie auch — so schrieb ich im Jahre 5 an einen in Petersburg tätigen Kollegen, welcher mit dem verfehlten Streben, die Russen am Rockschoß festzuhalten, auch noch nicht gebrochen hatte. Doch schon eine bessere Gelegenheit war verpaßt worden. Im Jahre 99 hatte ich dem Prinzen Lichnowski einmal geschrieben: „Ein günstigerer Augenblick, England auf die billigste Weise für uns zu gewinnen, als sie sich während des Burenkrieges geboten

hatte, würde wohl nie wiederkehren." Endlich darf hervorgehoben werden, daß gegen einen, durch ein wohlwollendes England geschützten Dreibund die franko-russische Gruppe schwerlich zu Angriffen übergegangen wäre. Tat sie es dennoch, so prallte sie gegen eine moralisch und materiell viel stärkere Gruppe. Man kann also sagen, die Anlehnung an England war eine erhöhte Friedensbürgschaft.

Ich sagte, wir mußten den Anschluß an England suchen; aber — o Wunder der Güte Gottes — nun wurde uns Englands Wohlwollen um die Wende des Jahrhunderts auf dem Präsentierteller angeboten. Ich übergehe Einzelheiten, die zum Teil bekannt, zum Teil noch der Bekanntmachung harren. Die Gesamtlage läßt sich doch wohl dahin charakterisieren, daß England an uns herantrat, also derjenige Teil war, der den Anschluß suchte. Worauf ist denn nun die Sprödigkeit zurückzuführen, welche man in Berlin glaubte, solchen Bemühungen gegenüber zeigen zu können? Nun, soweit Handlungen und Äußerungen leitender Personen schließen lassen, dürfen wir vermuten: zum Teil Rücksicht auf Rußland. Sie war irrig, denn wir waren Rußland nichts schuldig. Zum Teil Hoffnung auf Rußland. Sie war irrig, denn wir hatten nichts mehr von Rußland zu erwarten. Oder soll ich statt „Hoffnungen auf Rußland" lieber sagen: „Besorgnis vor Rußland"? Das trifft vielleicht das Richtige. Aber auch dieser Gesichtspunkt ist schon durch das Vorhergehende widerlegt worden. Denn wenn jemand offensichtlich ins feindliche Lager übergegangen ist, muß ich ihm nicht nachlaufen, um ihn wieder zurückzuholen, weil das vergebliche Mühe ist, sondern ich muß mich gegen ihn schützen, und dieser Schutz konnte nur in einer Gegenaktion bestehen. Weitere Beweggründe für unsere Sprödigkeit liegen in dem Mißtrauen gegen England einerseits, in der Scheu vor der öffentlichen Meinung andererseits. Mißtrauen war ja das eigentliche Lebenselement jenes Mannes, der damals als die Seele des Auswärtigen Amtes, als der unsichtbare Drahtzieher unserer Politik angesehen werden konnte, des Geheimrat von Holstein. Nie hat ein Mann eine leidenschaftlichere Liebe für seinen Beruf gehabt; er huldigte der Politik wie ein Engländer dem Sport, aber die Kehrseite war eine fatale Überfeinerung. Er war durchaus nicht englandfeindlich; hat er mir doch einmal gesagt: „das müssen Sie dem Staatssekretär wiederholen", und das war die Bemerkung, die ich für eine Binsenwahrheit hielt, daß nämlich die deutsch-englischen Reibungen den Dreibund erschütterten. Aber sein undurchsichtiger Charakter fragte, wenn eine fremde Regierung uns entgegenkam, zunächst: welche Perfidie kann dahinter stecken? oder, welches ist der größte Vorteil, den ich aus der Lage ziehen kann? Einen noch viel größeren, als den

angebotenen. Etwa wie ein Kaufmann, welcher den Preis sofort sehr hoch steigert, wenn ihm ein Angebot gemacht wird, und auf diese Weise das Geschäft zum Scheitern bringt. Während gedeihliche Unterhandlungen doch weit eher von der Frage ausgehen müssen: wo liegt der Boden gemeinsamer Interessen? und die zweite Frage, die man sich selbst zu stellen hat, nicht lauten muß: wie übervorteile ich den andern, sondern wie gewinne ich sein Vertrauen? Denn Vertrauen ist das Anlagekapital, mit welchem sich auf die Dauer gute Geschäfte mit dem Ausland machen lassen. Das ist in der Politik nicht anders als im Geschäftsleben. Von gewissen Seiten wird immer erwidert werden, nicht Vertrauen, sondern Macht heißt dieses Anlagekapital. Ich kann diesen alldeutschen militaristischen Standpunkt nicht gelten lassen. Er war jedenfalls nicht der Standpunkt des Fürsten Bismarck; wer das glaubt, verkennt das Wesen seiner Politik — er war auch nicht der Standpunkt des Auswärtigen Amtes nach Bismarck, aber es schien manchmal so, und dieser Schein hat uns sehr viel geschadet. Das „oderint dum metuant" war gerade England gegenüber nicht am Platze, denn aus der Furcht erwächst das Bedürfnis nach Anschluß, und die Bündnisse fanden sich nur allzu rasch und leicht. Frankreich und Rußland warteten mit Ungeduld und Schadenfreude darauf.

Meine Herren! es ist soviel geschrieben und gesprochen worden von den Kastanien, die wir angeblich den Engländern aus dem Feuer hätten holen sollen; nun — es blieben noch so manche Kastanien für uns übrig. „You have the army, we have the navy; let us be friends", so sagte mir ein alter General, und das war in der Tat die allgemeine Stimmung, wie sie auch beim Kaiserbesuch in Windsor im Dezember 99 spontan zum Ausdruck kam, trotz Krüger-Telegramm, trotz Samoa und trotz des Burenkrieges. Auf dem Boden dieser Voraussetzung ließ sich immerhin eine gute Strecke vorwärtskommen. Das hieß auch damals garnicht: „Baut keine Schiffe, nehmt Euch keine Kolonien", es hieß auch nicht Angriffskrieg, sondern nur Rückendeckung gegen Rußland. Vom Grafen Nigra kursiert das geflügelte Wort: „Italien und Österreich-Ungarn konnten die Gefahr eines Krieges nur durch ein Bündnis bannen." Einem ähnlichen Gedankengang folgte wohl Chamberlain, wenn er die wirtschaftliche Rivalität durch den Schutzzoll bekämpfen, die Gefahren politischer Gegnerschaft durch ein Bündnis beseitigen wollte.

Die englische Politik hat man perfide genannt. Ich habe diese Charakteristik nie für treffend gehalten. Man kann sie rücksichtslos nennen, aber sie hat den großen Vorzug durchsichtiger Klarheit. Es kam den Engländern wirklich nur auf das Wasser an, nämlich auf ihre Ver-

bindungslinien zu den Kolonien. Dabei befleißigten sie sich eines für uns durchaus bequemen Desinteressement in kontinentalen Fragen; Beweis unter anderm ihre Korrektheit in der hannöverschen und elsaß-lothringischen Frage und auch in der Frage der koburgischen Sukzession.

Neben dem Mißtrauen nannte ich Scheu vor der öffentlichen Meinung als Triebfeder unserer England-Politik. Wenn frühere Staatsmänner der Ansicht waren, daß man sich eine öffentliche Meinung erziehen müsse, vor allem in der auswärtigen Politik, in welcher ein jeder Laie auf Aufklärung von zuständiger Stelle angewiesen bleibt, schien im 20. Jahrhundert der Grundsatz höhere Geltung zu gewinnen, der Staatsmann müsse, um ersprießlich zu wirken, vom Strome der öffentlichen Meinung getragen sein, dürfe nicht gegen sie schwimmen. An dieser Stelle gilt es, einem gewissen tragischen Konflikt in der Person des Reichsoberhauptes gerecht zu werden. Hätte der Kaiser, dem es keineswegs an politischem Instinkt mangelte, wie es das einzig Richtige gewesen wäre, seine Politik englisch orientiert, wäre ihm der Vorwurf nicht erspart worden: „er ist ja halber Engländer, wie kann er unsere Interessen vertreten!" Um solchen Verdacht zu entkräften, lag es seiner impulsiven Natur nahe, nach der andern Seite des Guten zuviel zu tun. Man könnte darüber merkwürdige Beispiele erzählen. Tatsächlich hatte sich die öffentliche Meinung schon beim Jameson raid, bei den samoanischen Wirren und im Burenkriege sehr anti-englisch gezeigt und das Reichsmarineamt durfte für Bewilligung seiner Kredite auf solche Stimmung rechnen. Es hat trefflich verstanden, sie in 20jähriger Arbeit zu fördern und zu nützen. Hatte es doch geschickte Köpfe in den einflußreichsten Redaktionsstuben von rechts bis weit nach links. Und nun betrachten Sie die schädliche Wirkung jener echt deutschen Neigung zu verallgemeinern, Prinzipien zu formulieren, statt Politik von Fall zu Fall zu machen. „Wir begehren nur einen Platz an der Sonne", hieß es; „England verweigert ihn uns." Ein wenig würdevolles Wort für die Erben Bismarcks. „Wir ersticken", hieß es, „England mißgönnt uns die Luft, die wir zum Atmen brauchen." Gefährliche Übertreibung weil sie Daseinsverbesserungen für Daseinsbedingungen hält. Weiter hieß es: „England ist der geborene Feind des mächtigsten Kontinentalstaates und ruht nicht, bis es ihn matt gesetzt hat." Auch dieser Satz ist „made in Germany", und in dieser Form falsch. Die Wahrheit lautet: England wendet sich nicht gegen den mächtigsten Kontinentalstaat eo ipso, sondern gegen denjenigen, von welchem es eine Bedrohung seiner Verbindungslinien zu den Kolonien befürchtet. Denn diese Verbindungslinien sind tatsächlich Existenzbedingung für England. Aus diesem Grunde hat es sich seinerzeit

dem Vordringen Rußlands in Asien und dem Vordringen Frankreichs in Afrika widersetzt, ohne danach zu fragen, ob etwa Rußland nach dem Berliner Kongreß oder Frankreich nach dem Frankfurter Frieden der mächtigste Staat geworden war oder nicht. In der Unfähigkeit, das Berechtigte solcher Defensivstellung zu erkennen, in der Unfähigkeit, einzusehen, daß jede Assekuranz mit Opfern verbunden ist, und in dem Mangel an Belehrung hierüber von leitender Stelle sehe ich die eigentlichen Nägel zu unserm Sarge.

General Gröner nennt die Geschichte der letzten Dezennien Kampf Englands und Deutschlands um den Weltmarkt. Er ist nicht der erste, welcher dem Zeitalter diese Charakteristik gibt. Auch dies Wort gehört zum Arsenal der Zeitungen und Katheder. Vergessen oder verschwiegen wird aber dabei, daß solche Rivalitäten auch zwischen andern Weltmächten bestanden oder noch bestehen.

Meine Herren, seien wir doch ehrlich! Konnte man sich unter diesen Umständen über das keimende und wachsende Mißtrauen der Engländer wundern? Zumal gewisse Schwankungen uns geradezu in den Verdacht der Unehrlichkeit brachten. Ich erinnere an das deutsch-englische Chinaabkommen und die Auslegung, welche ihm bezüglich der Mandschurei nachträglich gegeben wurde. Ich gebe zu, kriegerisch, das heißt bewußt zum Kriege treibend, war jene Stimmung nur zum kleinsten Teil. Die allgemeine Meinung, welcher auch die Regierung sich anschloß, ging dahin, wir müßten, um auf guten Fuß mit England zu kommen, ihm erst imponieren. Nun, ich habe bereits erwähnt, daß diese Hochachtung uns sehr teuer zu stehen gekommen ist. Was nützt mir der beste Feldherrnhügel, wenn ich ihn nachher vor der Übermacht aufgeben muß. Diese Übermacht war aber gerade eine Folge unserer Haltung, denn auf die deutsch-englischen Zwischenfälle folgte automatisch die englisch-französische und die englisch-russische Entente.

Dies alles mag wie eine befremdliche Rechtfertigung Englands und Anklage Deutschlands klingen. Nun, ich wünsche gewiß nicht, mit Lichnowski oder gar mit Kautski verwechselt zu werden, ich halte vielmehr daran fest, daß England der aggressiven Gruppe beigetreten ist, das heißt derjenigen Gruppe, welche den Krieg wollte; Frankreich, um Revanche zu nehmen, Rußland, um Österreich-Ungarn zu zertrümmern, — aber ich hatte hier nicht Englands Schuld, sondern unsern Fehler zu untersuchen, der darin bestand, daß wir nicht verstanden, England von seinem Schritt abzuhalten, als es am Scheidewege stand. Fruchtbare Politik fragt nicht: was muß der andere tun, sondern, was muß ich

selbst tun? Die Erkenntnis dieses Fehlers ist notwendig; denn ohne sie werden wir auch künftig die Luft nicht reinigen, nicht zu einem gesunden deutsch-englischen Verhältnis und zu einer ersprießlichen Tätigkeit im Völkerbund gelangen können.

Ungerecht und wenig folgerichtig ist die Anklage unserer Diplomatie, sie sei von den Ereignissen 1914 ahnungslos überrascht worden. Mir ist kein deutscher Vertreter an wichtigen Punkten des Auslands bekannt, welcher nicht vor den Gefahren einer deutsch-englischen Entfremdung Besorgnis empfunden und gewarnt hätte. Vielleicht — das mag zugegeben werden — nicht immer mit der nötigen Energie; einer Vereinigung von tiefem Ernst und hohem Schwung war die Psyche des allerhöchsten Herrn stets zugänglich. Haltlos ist auch der Vorwurf, unsere Diplomatie habe die Auslandspropaganda schlecht verstanden. Abgesehen davon, daß — wie Sie wissen — die Mittel spärlich flossen, so ist vor allem zu betonen: keine Propaganda kann etwas helfen, wenn sie einer falsch instradierten Politik dienen soll. Die deutsch-englischen Wirren gaben unserm Bündnis mit Italien den Todesstoß. Davor schützten keine Bestechungskünste.

Zum Verständnis der Entwicklung, die zum schrecklichen Jahre 1918 führte, verdient es hervorgehoben zu werden, daß jene öffentliche Meinung wohl die Meinung des größten Teiles der Gebildeten war, beeinflußt durch die gut organisierte Propaganda des alldeutschen Verbands, durch das Marineressort, durch politisch-militärische Schriftsteller und durch Interessenten, daß aber die Massen wenig Anteil daran hatten. Die führende Intelligenz war es, welche nicht nur jene Grenzlinie zwischen Daseinsverbesserungen und Daseinsbedingungen, sondern auch jene zwischen dem Ehrbegriff des Staates und demjenigen des Individuums verkannt hat; wenigstens läßt ihre Haltung in der marokkanischen Frage solche vorsichtige Unterscheidung vermissen. Da hieß es besonders von rechts her, die Regierung hätte den nationalen Schwung benutzen, sich von ihm tragen lassen sollen, statt ihn zu dämpfen, das hätte ihre Stellung dem Ausland gegenüber gestärkt. Solche Sprache klingt nur patriotisch; Wesen und Wirkung nach ist sie es schwerlich. Wahrhaft patriotisch handelt vielmehr derjenige, welcher den Frieden der Nation nicht unvorsichtig aufs Spiel setzt. Die marokkanische Frage war nicht geeignet, den Furor teutonicus zu entfesseln, und daher auch nicht geeignet, mit unserer Ehre verquickt zu werden. Das erklärt auch die Haltung der sozialdemokratischen Führer, welche ein feines Ohr für die Stimme der Massen haben, das erklärt jenes merkwürdige Phänomen der Rollenvertauschung, indem die Sozialdemokratie auf dem Gebiet des Äußern eine vorsichtige, also erhaltende Politik, die sogenannten

bürgerlichen Parteien eine gewagte, an den Abgrund führende Politik verfolgten. Da liegt die ungeheure Verantwortung der führenden Kreise, und es erscheint wie eine unbewußte Rache des 4. Standes, wenn er heute, zur Herrschaft gelangt, verständnis- und teilnahmlos einen großen Teil jener Intelligenz hungern sieht. — Beiläufig bemerkt, eins der schwersten Probleme der Gegenwart. Denn mit dem Siechtum dieser Intelligenz droht auch der Kultur der schwerste Schaden.

Ich hatte von den marokkanischen Wirren gesprochen; um so schärfer verdient der Unterschied der politischen Lage zwischen dem Jahre 12 und 14 hervorgehoben zu werden. Meine Herren! Nicht der Krieg an sich war unser Unglück, sondern die Frontstellung, die ihm gegeben wurde, denn diese Frontstellung wiederholte den Fehler des Jahres 12, obwohl die äußere Lage dazu in keiner Weise nötigte, vielmehr weit günstiger war, als 2 Jahre vorher. Im Jahre 14 war ein Casus belli gegeben, wie er nach dem bestimmenden Einfluß des Panslavismus schlechterdings auf die Dauer nicht zu vermeiden war; ein Casus belli, wie ihn selbst die vorsichtige Staatskunst des Fürsten Bismarck sanktioniert hat; ein Angriff, von langer Hand vorbereitet, gegen die Donaumonarchie, deren Bestand auch für uns Existenzfrage war. Hier war das Ziel auch bei der Sozialdemokratie populär, der Kampf gegen die tyrannische Autokratie. Im Jahre 14 hätten unsere Radikalen auch eine Loslösung des Baltitums als Befreiungstat begrüßt, während sie dieselbe nach der russischen Revolution als Gewaltpolitik verurteilten. Ja, ich meine, auch die bürgerlichen Parteien konnten sich mit der östlichen Orientierung des Krieges befreunden. Hier war eine große Kulturmission gegeben, nicht nur die Befreiung Österreich-Ungarns vom zersetzenden Gift des Panslavismus, sondern auch die Befreiung Europas von der slavischen Invasion, die Erschließung des Ostens und die Heilung Frankreichs vom Wahn der Revanche. Endlich — und das darf nicht unterschätzt werden — wir hatten die Sympathie der Welt für uns. So lagen die Dinge tatsächlich am 1. August. Bezeichnenderweise hat Herr Gérard einmal zu Bethmann-Hollweg gesagt: „Im Osten werden wir Ihnen wohl freie Hand lassen", ein Wort, welches unsere Amerikafresser geflissentlich totgeschwiegen haben, während sie ein von Wilson post festum und aus innerpolitischen Gründen gesprochenes, hypothetisches Wort um so eifriger ausschlachteten. Und welche Früchte winkten hier dem deutschen Unternehmungsgeist! Hier stand ein voller Sieg in Aussicht. Die Siege Hindenburgs illustrieren das. Das ominöse, auch mir unsympathische Wort „Verständigungsfriede", welches all zu sehr an das Hornberger Schießen erinnert, fiel dann von selbst. Aber freilich ein einseitiger Sieg! Ja,

entsprach das nicht dem Ausgangspunkt des Krieges und dem Ziele, das wir erreichen wollten! Berücksichtigung von Ursache und Ziel mußte den Staatsmann mit zwingender Logik dahin führen, im Westen möglichste Zurückhaltung zu beobachten.

Was hat uns denn nun von Etappe zu Etappe immer weiter und weiter von dieser Richtlinie entfernt? Ein enges Bündnis zwischen Kriegführung und öffentlicher Meinung. Die erstere folgte den militärischen Notwendigkeiten, die letztere kämpfte für die Freiheit der Meere. Beide gingen aus der Verteidigungsstellung zum Angriff über. Die politische Vernunft war ausgeschaltet. Nicht mehr war die Waffe Instrument in der Hand der Politik, sondern sie verlangte von der Politik, in ihren Dienst zu treten und zu verteidigen, was sie tat. Seien wir nicht schroff in unserm Urteil! Wieviel hat es einen Bismarck gekostet, seinen Willen durchzusetzen, und nicht einmal er hat ihn immer durchgesetzt.

Meine Herren, ich verkenne nicht die Berechtigung des Wunsches, endlich einmal die Anerkennung eines internationalen Seerechts von England zu erlangen, aber Berechtigung und Möglichkeit und auch Berechtigung und Notwendigkeit sind zweierlei. Ich verteidige auch nicht die englischen Kriegsmethoden, die Hungerblockade, den Bruch der Kongoakte, die Behandlung der Missionen, den Lügenfeldzug und anderes mehr, aber Entrüstung hat bekanntlich nicht den Waffen ihr Ziel zu weisen.

Während des Krieges (und zwar im Jahre 15 und 16) habe ich aus meiner bescheidenen Stellung heraus durch zwei Denkschriften versucht, sowohl beim Auswärtigen Amt, wie in den mir zugänglichen Kreisen ein Programm zu entwickeln und zu begründen, welches sich etwa in die Worte fassen läßt: „Sieg im Osten, Kompromiß im Westen.“ Der Reichskanzler dankte, im allgemeinen zustimmend, und es ist ja auch kein Geheimnis, daß sich seine Absichten von Anfang an in dieser Richtung bewegten. Nachher hat er sich dem ausgeübten Druck gefügt. Die Zeitungsredakteure antworteten mir immer: Ja, was wollen Sie denn, wir haben ja gar keine Wahl; der Vernichtungswille Englands zwingt uns eben zum Kampf bis aufs Messer. Mit Verlaub, hier liegt ein wenig Selbstbetrug vor. Jener Vernichtungswille, wenn er von Hause aus bestanden hat, hatte doch seinen Zweck verfehlt, denn die Hungerblockade hatte sich als Fehlschlag erwiesen. Ich zweifle aber, ob der Vernichtungswille überhaupt von Anfang bestanden hat. Unter dem Ministerium Asquith gewiß nicht, aber man hat an ihn geglaubt, weil man an ihn glauben wollte, und man wollte an ihn glauben, weil man sich selbst

zuviel zutraute. Wie nahe liegen doch Selbstvertrauen und Selbstüberschätzung bei einander, wenn die staatsmännische Vernunft nicht die Macht behält, die Grenze selbst zu ziehen. Unwillkürlich fällt mir das Wort der Königin Luise ein, welches sie zu Napoleon sagte: „Sire, dem Ruhme Friedrichs des Großen darf man es zugute halten, wenn wir uns über unsere Kräfte getäuscht haben.“ Wer aber von Bismarck den cauchemar des coalitions gelernt hatte, der konnte sich einen frisch fröhlichen Krieg gegen England, geschweige denn gegen die franco-anglo-amerikanische Gruppe allenfalls denken mit einem Drei-Kaiserbündnis als Rückendeckung, sonst nicht.

Und so ergab sich denn aus dem fehlerhaften Augenmaß eine ununterbrochene Kette von Verrechnungen. Auf den Einmarsch in Belgien folgte die englische Kriegserklärung, auf die Entsendung der Zeppeline die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, auf den verschärften U-Bootkrieg die amerikanische Kriegserklärung. Die Gase wurden wieder mit Gasen und mit den Tanks erwidert; und endlich auf die Revolutionierung Rußlands folgte die deutsche Revolution; aber der Sieg über England wich zurück wie eine Fata morgana, je weiter wir vordrangen.

Meine Herren, es ist wohl richtig, daß die englische Kriegführung dem Leitsatz folgte: „Der Zweck heiligt die Mittel“, und daß die englischen Zeitungen es machten wie jener Dieb, welcher rief: „Ergreift den Dieb“, aber das darf uns doch nicht veranlassen, heuchlerisch zu leugnen, daß jener Grundsatz internationale Geltung hatte. Bei uns kleidete er sich in die Lehre von den militärischen Notwendigkeiten, in die Lehre: „der Hieb ist die beste Parade“, und in die Überzeugung, erst gelte es zu siegen, das übrige werde sich dann alles finden — ein Glaube, der ad absurdum geführt worden ist. — Ich erinnere an die unwirtschaftliche Zerstörung Nordfrankreichs, an die unwirtschaftliche Versenkung von Gütern, an die hohen Löhne in den Munitionsfabriken und ihre jetzigen Folgen, an den plombierten Waggon Lenins und seinen Kausalzusammenhang mit dem 9. November. Qui mange de la Russie, en meurt.

Warum diese Leichenrede, könnte man fragen. Nun, weil wir auch heute noch nicht den Irrweg der Anglophobie und den noch schlimmeren Irrweg der Russophilie verlassen haben, und weil der deutsch-englische Gegensatz einerseits, die russische Illusion andrerseits Europa unweigerlich in den Tod treibt. Ein so verständiger Politiker wie Herr von Kardorff setzt die Hoffnungen unserer künftigen Außenpolitik wieder auf Rußland, und unzählige Redner und Schriftsteller wollen sich gegen den westmächtlichen-polnischen Block mit einem deutsch-russischen Block wehren.

Es ist dieselbe Täuschung, welcher sich auch so viele während des Krieges hingegeben haben. So las ich kürzlich in den Preußischen Jahrbüchern, daß General Gröner meint, die deutsche Kriegspolitik habe es nicht verstanden, Rußland oder Frankreich den Engländern abspenstig zu machen. Abgesehen davon, daß ich nicht weiß, wo in Rußland oder Frankreich die genügende Zahl der Germanophilen herkommen sollte, möchte ich fragen: Was ist denn dieses Rußland? Auch Fürst Lichnowski beweist in seiner Denkschrift, daß er es garnicht kennt. Rußland ist ein riesiger Eiterherd; das war es aber schon unter dem Zaren, in der Revolution sind die Geschwüre nur aufgebrochen. Der Bolschewik ist nur eine Folgeerscheinung des Dschinownik, die Frucht einer allgemeinen Entsittlichung, wo sollen da die Kräfte herkommen, welche Rußland lebens- und daher bündnisfähig machen? Aus sich selbst heraus ist der Russe trotz einer Fülle von Begabung zu einer Wiedergeburt unfähig. Gewiß sind wir Germanen geographisch und moralisch allzeit die berufenen Bildner und Erzieher des russischen Volkes gewesen. Rußland ist reich an Feldfrüchten und Bodenschätzen und auch an bildungsfähiger Menschenkraft. „Daß sich das größte Werk vollende, genügt ein Geist für 1000 Hände.“ Der organisierende Geist war germanisch, die Hände slawisch. Das war so seit Rurik. Heute aber sind jene Schätze verschüttet, und wir haben nicht die Macht, die frühere Rolle unabhängig von der Entente wieder zu übernehmen. Dazu sind wir auch im Verein mit der kleinen Gruppe der russischen Deutschenfreunde viel zu schwach. Aber da sehen Sie den Widerspruch, in welchen uns eine russisch orientierte Politik verwickeln würde. Wir wollen einen Block gegen die Entente bilden, aber die Möglichkeit, ihn zu bilden, hängt erst von der Erlaubnis der Entente ab, denn nur, wenn wir von ihr ein Mandat erhielten, könnten wir an jene Aufgabe herantreten. Ich sehe unter diesen Umständen schlechterdings nicht, wie und wann wir unsern Peinigern mit Rußland drohen können. Sollte nicht der Gedanke näher liegen, daß wir die natürlichen Bundesgenossen der Polen im Kampfe gegen den Bolschewismus sind, aber etwaige Hilfe gewiß nicht umsonst, sondern nur gegen Bürgschaft leisten dürfen?

Die Weigerung der Entente, uns ein östliches Mandat anzuvertrauen, ist gegenüber dem Bolschewismus gewiß kurzsichtig, aber doch erklärlich, denn sie hat ihren Grund in dem Respekt, welchen wir noch immer genießen, und der zu einer Überschätzung unserer Kraft führt. Diese Furcht treibt Frankreich in den verhängnisvollen Circulus vitiosus seiner Außenpolitik hinein, denn es will Leistungen von uns und will uns dennoch so entmannen, daß wir fast wehrlos den arbeitstörenden und arbeitzerstörenden Elementen von drinnen und von draußen preisgegeben

sind, und das führt zu meinem ceterum censeo: Auch heute noch geht der Weg zu unserer Genesung über London; nicht in dem Sinne, als wollten wir oder könnten wir die Entente sprengen, oder einen Keil hineintreiben, sondern in dem Sinne, daß wir in England möglicherweise einen Anwalt des gesunden Menschenverstandes finden, der, weil er durch den Krieg weniger gelitten hat, vorurteilsloser als Frankreich die Dinge prüfen und andererseits besser als wir Frankreich begreiflich machen kann, wie sehr unsere Genesung Vorbedingung der Befriedigung Frankreichs ist, und wie sehr diese Genesung wieder abhängt von der Förderung der Arbeit und Abwehr aller Störungen der Arbeit, somit von einer genügenden wirtschaftlichen Kraft und — militärischen Stärke.

Mag es Franzosen geben, welche sagen: wenn Deutschland Wüste wird, kann unser Weizen nicht mehr zertreten werden, der gesunde Menschenverstand antwortet doch: nein, wenn Deutschland Wüste wird, verdorrt auch der Garten der französischen Kapitalisten; und auch in England dürfte es nur wenige Phantasten geben, die sich einbilden, daß ihre Insel grün bleibt, wenn Europa in einen Schutthaufen verwandelt ist.

Aber der Appell an den gesunden Menschenverstand kann doch nur dann Erfolg haben, wenn wir unsererseits zwei Bedingungen erfüllen. Die erste ist Ausschaltung aller Rachegelüste. Meine Herren, eine kriegerische Revanche ist an sich ein Unding, denn wir könnten zehnmal stärker sein und blieben doch zu schwach gegenüber der feindlichen Umwelt. Zweitens: Die Psyche der Völker widersetzt sich dem Zukunftskrieg, weil dieser bei der heutigen Waffentechnik nicht nur die militärischen Streitkräfte, sondern auch Länder und Völker zerstört — beiläufig bemerkt auch eins der schwersten Probleme der Zukunft. Aber der Verdacht besteht nun einmal bei unsern Feinden, und weil er uns schwer schadet, gilt es auch, den Schein nationalistischer Rechnung zu vermeiden. Ich kann unsere Außenpolitik nicht anders als unter diesem praktischen Gesichtspunkt betrachten. Von deutschnationaler Seite wird mir erwidert werden: nationalistisch wollen wir nicht sein, aber national. Meine Herren, der Unterschied ist sehr schwer zu beobachten und noch schwerer für das Ausland zu erkennen; darum wird eine richtig verstandene Vaterlandsliebe, das heißt eine solche, die uns vor weiterer Knebelung bewahren will, zeitweilig die Namen Tirpitz und Ludendorff zu vergessen suchen. Die Geschichte wird diesen deutschen Hannibalen ihren Platz sichern, freilich einen noch besseren ihren unvergleichlichen Truppen; aber beide vertreten doch eine verlorene Sache und das Prinzip des Krieges. Eine richtig verstandene Vaterlandsliebe wird auch bei Beurteilung der

Schuldfrage, das heißt der Schuld am Kriege, nicht nutzlos verweilen. Sieger und Besiegte werden sich darüber nie verständigen. Die Sieger haben die Macht und erst allmählich kann sich der Kreis der Unparteiischen erweitern. Wahrung des Rechtsstandpunktes, Widerspruch gegen Ungerechtigkeit ist selbstverständlich und erforderlich, aber den eigentlich fördernden Teil unserer Außenpolitik kann ich in Beschwerden und Protesten noch nicht sehen. Gewiß ist der Friede von Versailles ein Monstrum und höchst bedauerlich, daß der staatsmännische Gedanke des Grafen Brockdorff-Rantzau nicht durchgedrungen ist. Aber wie die Dinge heute liegen, können wir nur dann aus dem Sumpf des Versailler Friedens herauskommen, wenn wir den festen Boden eines allen Staaten gemeinsamen Interesses gewinnen, und das ist die gemeinsame Gefahr des Bolschewismus, oder sagen wir doch gleich genauer, der Ausartung der Arbeiterbewegung in Anarchie. Ich möchte also sagen: Unsere Außenpolitik wird der Nation um so positiver dienen, je internationaler sie sich zu sein befleißigt. Wir haben im Jahre 1890 eine internationale Konferenz zur Inangriffnahme der Arbeiterfragen erlebt, im Jahre 98 eine solche gegen den Anarchismus. Eine Konferenz, welche beide Aufgaben verbände und damit das Wirtschaftsleben Europas rettete, wäre mehr denn je Gebot der Stunde, denn alle Länder sind krank — es besteht nur ein Unterschied der Grade — und alle Länder von einander abhängig.

Und die zweite Bedingung, welche wir zu erfüllen haben, ist die innere Geschlossenheit im Kampfe gegen den Umsturz. In der Haltung Englands und Italiens liegt doch der unausgesprochene Gedanke, wir wollen euch zur Rettung behilflich sein, denn wir sehen die Solidarität Europas ein, aber der Ertrinkende muß selbsttätig den Willen zum Leben zeigen, und der besteht vor allem im Zusammenschluß aller derjenigen, welche die Evolution der Revolution, die Ordnung dem Chaos vorziehen. Was trennt heut eigentlich die Parteien? Liest man ihre Programme, findet man kaum prinzipielle Unterschiede. Das Trennende sind nicht die Prinzipien, sondern der Wille zur Macht, die Parteileidenschaft, die Phrase, die historische Reminiszenz, oft auch Personalfragen. Von rechts her heißt es — hieß es wenigstens bisher — „mit dieser Gesellschaft keinen Schritt"; das ist dieselbe Verblendung, welche einen Bismarck in die Arme Laskers, Bethmann-Hollweg in die Arme Scheidemanns trieb, eine Verblendung, die gerade das fördert, was sie so heftig tadelt, das immer weitere Hinabrutschen auf der abschüssigen Bahn. Aber der Ruf: „Die Front nach rechts" ist nicht minder verheerend. Meine Herren, ich mag an meinem Hausgenossen noch so viel und Schweres

auszusetzen haben, ich kann mich aber nicht an ihm rächen, indem ich Dieben und Mördern die Tür öffne, denn sie bestehlen und morden auch mich. Und auch die historische Reminiszenz ist vom Übel, in erster Linie jene andere Schuldfrage, das heißt die Frage nach der Schuld am Niederbruch. Da sagen die Rechtsparteien: „Die Heimat fiel der Front in den Rücken", und die Linksparteien erklären: „Das alte System brach zusammen." Beide Behauptungen sind eigentlich nur Feststellungen von Tatsachen, aber die Schlußfolgerungen daraus sind falsch und verhängnisvoll. Die Vaterlandspartei hat Glück gehabt; die Mißerfolge der Jahre 17 und 18 hatten ihr Grab gegraben, die Revolution schuf ihr eine Auferstehung, denn sie gab ihr Gelegenheit, die eigenen Fehler zu leugnen und alle Schuld auf die Revolution zu schieben, welche allerdings das größere Verbrechen war. Ja, sie gab ihr auch Grund, die darauf folgende Mißwirtschaft einer heftigen Kritik zu unterziehen. Und der Satz: „das alte System brach zusammen" hat zu jenem Glauben verführt, daß im alten System alles morsch gewesen sei — ein schwerer Irrtum, denn die Kräfte, mit welchen wir allein den Kommunismus besiegen können und auch bisher besiegt haben, die Kräfte, welche die beispiellosen Opfertaten unseres Heeres vollbrachten, fließen aus jenem kategorischen Imperativ der Pflicht, der das deutsche Offizierkorps und das deutsche Beamtentum geschaffen hat, und der den Neid und die Bewunderung der Welt erregte. Nicht glücklich ist deshalb die seltsame Unterscheidung: gestern Obrigkeitsstaat, heute Volksstaat. Unser Volk durfte stolz sein auf seine Obrigkeit, die im allgemeinen Gerechtigkeitsliebe pflegte und noch lange nicht so rücksichtslos war, als die französische oder italienische Bürokratie. Nicht glücklich ist ferner die Monarchisten- oder Kappistenriecherei, da wir uns den Luxus solcher Beamtenvergeudung nicht straflos gestatten können. Um so weniger, als diese Schwächung des Regierungsorganismus zeitlich zusammenfällt mit Nachgiebigkeit gegen unverständige Forderungen, mit Schwächung des Arbeitswillens und Schwächung der Unternehmungslust. Der Bauernführer Heim hat recht, wenn er ausruft: „wir zerfleischen uns selbst."

Meine Herren! Die Lehren, welche uns die vorhergehende Betrachtung der Lage gibt, lassen sich in wenig Worten zusammenfassen: Das Ausland, von dem nun einmal unser Wohl und Wehe abhängig ist, und zwar auch die Mehrheit unserer bisherigen Feinde, will ein nach außen auf Rache verzichtendes, aber innerlich gesundendes Deutschland, darum gilt der Rechten in erster Linie die Mahnung: macht eine bessere Auslandspolitik, denn was Ihr national nennt, nennt der Sieger nationalistisch und verweigert uns die Mittel, die wir brauchen, um die

inneren Feinde nieder-, die Bolschewisten fernzuhalten. Und den Linksparteien gilt vor allem die Warnung: Eure Parole: „die Front nach rechts" beraubt Euch der Mittel, die Ihr braucht, um die Ordnung aufrecht zu erhalten, sägt den Ast ab, auf dem Ihr selber sitzt, und treibt Euch unweigerlich in das Chaos der Räterepublik oder Räterepubliken, welches die Auflösung und den Tod bedeutet. Dies gilt auch den Mehrheitssozialisten, deren Haltung nach dem entsetzlichen Kapp-Putsch leider wieder vom Positiven zum Negativen übergegangen ist.

Ich sprach vorher von dem Circulus vitiosus der französischen Politik. Hier sehen Sie den Circulus vitiosus der deutschen Politik. Walte Gott, daß es gelinge, Deutschland aus ihm herauszuführen.

Dr. Franz Klein, Minister a. D., Wien: Rechtskrise.

Im Junihefte dieser Zeitschrift besprach Dr. A. Karger unter dem Titel „Rechtskrisis" Erscheinungen des Rechtslebens unserer Tage, die nicht gleichgültig lassen können. Die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, war sehr verdienstlich und den interessanten Ausführungen wäre wenig beizufügen, wenn nicht der Zweifel bliebe, ob wir uns tatsächlich, wie der Verfasser meint, in einer Rechtskrise befinden. Den Vorgängen, aus denen das Bestehen einer Rechtskrise gefolgert wird, geht nämlich die Eigenschaft des Ausnahmsweisen, der Entartung, durchwegs ab, sie fallen aus dem erfahrungsgemäß üblichen nicht heraus. Zweifel am Rechte, Machtgebrauch, Forderungen politischer Parteien, gesellschaftliche und wirtschaftliche Strömungen, die auf das Recht übergreifen, Streit verschiedener Rechtsauffassungen um ihre Geltung, diese vermeintlich der Gegenwart eigentümlichen Verfallszeichen sind im großen wie im kleinen die Antriebe aller Rechtsentwicklung, soweit sie sich geschichtlich verfolgen läßt. Das würde anschaulicher sein, wenn nicht die Rechtsgeschichte ähnlich der politischen bis in die jüngste Zeit sich fast immer auf die hochragenden Gesetzgebungs- und Rechtsbildungsakte beschränkt und das meiste, was zwischen Geburt und Sterben einer Rechtsordnung oder eines Rechtsinstitutes liegt, in der Regel vernachlässigt hätte. Im Gegensatze zur Ansicht, daß die Abschnitte unbeirrter Rechtsherrschaft überwiegen, ist tatsächlich, sobald die Kultur eines Volkes eine gewisse

Stufe erreicht hat, niemals Ruhe. Jedes neue Recht hat sogleich seine Gegnerschaften und diese mehren sich, je länger es gilt. Bald sind sie moralischer, bald politischer, wirtschaftlicher oder sozialer Wurzel, bald sind es gewaltige Volks- oder Klassenbewegungen, bald werden Gesetze und Rechtssätze durch Verkehr und Rechtsprechung wie von Thermiten ausgehöhlt und untergraben, bis sie wirksam zu sein aufhören. Das römische Recht mit seinen Übergängen vom zivilen zum prätorischen und vom strengen zum billigen Rechte und dann wieder der Umschlag in das Recht der späteren Kaiser und in das byzantinische Recht ist eine reiche Mustertafel dafür, der Mittelalter und Neuzeit wenn nicht gleich großartiges, doch sehr ähnliches an die Seite zu stellen haben. Was die Rechtsveränderungen betrifft, die A. Karger beispielsweise tadelnd hervorhebt, wird niemand behaupten wollen, daß die ihnen vorausgegangene Rechtslage der Privatangestellten, der Gesinde, der Frauen, der Volksschullehrer u. a. die Frucht abstrakten philosophischen Denkens, Verkörperung reiner Weisheit war. Die gesellschaftlichen Anschauungen, deren Niederschlag Recht und Sitte sind, bilden sich in den ursprünglichsten wie in den höchststehenden Verbänden unter dem Einflusse derselben Kräfte, und in welcher Gestalt immer prägt sich stets in der jeweiligen Rechtsordnung, so viel Gutes sie enthalten mag, mehr oder weniger deutlich aus, welche Teile des Volkes die stärkeren und welche die schwächeren waren oder sind. Es hat auch bis jetzt kein Zeitalter gegeben, für das sich nicht innerhalb der Gesellschaft das Streben nach Vorrang und Oberhand sowie nach Gestaltung des Gemeinlebens im Sinne der vorherrschenden Interessen und Ideen feststellen ließe. Man wird kaum ein Rechtsinstitut der zivilisierten Völker nennen können, in dessen Geschichte sich nicht die gesamte Geistes- und Kulturentwicklung spiegeln würde, die diese aus freien Stücken oder gewaltsam durchgemacht haben. Aus Verhältnissen des Einzelnen zu den Sachgütern, an Erb- und Vertragsrecht, Handlungsfähigkeit, Volljährigkeit usw. ist das leicht nachzuweisen. Diese Positivität des Rechtes einbekennen, heißt keineswegs die sittlichen Forderungen an sein Wesen und seine Ziele verleugnen. Der Mensch als Gattung kann aber nur aus der zeitlichen Wirklichkeit und Geistigkeit heraus sittlich sein und denken. Ethik ist ihrem Inhalte nach etwas historisches. Der Inhalt aber bestimmt sich unter den Eindrücken der wandelbaren Umwelt. Die in dieser maßgebende Gewalt und Macht in ethisch möglichst geläuterte Regeln des gesellschaftlichen Daseins umzusetzen, ist für aufgeklärte Länder und Völker die Obliegenheit der Rechtsordnung. Den Aufstieg durch ihre Kraft und Art dazu berufener Gruppen zu hemmen oder zu verhindern, daß sie, stark

genug geworden, den gesellschaftlichen Einrichtungen ihren Stempel aufdrücken, war das Recht wohl niemals im Stande, und es von ihm zu verlangen, wäre Überspanntheit.

Das war vorauszuschicken, um zu wissen, von welcher Vorstellung über Werden und Fortbilden des Rechts ausgegangen wird, und um den allgemeinen Hintergrund zu geben, auf dem die gegenwärtigen Rechtserscheinungen allein richtig gewürdigt werden können. Als Teile des uns bekannten geschichtlichen Ablaufes sind sie nichts ungewöhnliches. Sie bekunden, daß wieder einmal tiefgehende geistige oder gesellschaftliche Veränderungen im Gange sind. An früheren ähnlichen Prozessen ist kein Mangel. Man braucht sich nur an das Erringen eines besseren Gesellenrechts in der Zunftzeit zu erinnern, an den Kampf um die Freiheit des Bauernlandes oder überhaupt den Sieg der freien Wirtschaft über die gebundene. Der gewaltigste Vorläufer war der Ersatz des einheimischen deutschen Rechts durch das römische. Die Aufrichtung des heute schon unbestrittenen Teiles der modernen Sozialpolitik gehört ebenfalls hierher. Diese Neuerungen mußten insgesamt gegen altes Recht sich durchsetzen, das von vielen und anfangs sogar von den meisten auch für gut gehalten wurde. Ohne Widerstand, Zwist und ohne das Gefühl der Anhänger des Geltenden, daß damit Unrecht an Stelle wohl begründeten Rechts trete, ging es in keinem dieser Fälle ab. Demnach ist daraus für Millionen Recht geworden, das nun gegen neue Einbrüche mit gleicher Überzeugung verteidigt wird, wie die war, wider welche ihre Ahnen anzukämpfen hatten, als sie sich das jetzige Recht eroberten. Das Heranrücken und Schwinden der Geschlechter wirft so seine Schatten auch auf die Rechtsordnung. Ein ewiges nicht abänderbares Naturrecht, wie es z. B. die katholische Kirche annimmt, mag als Ideal eines alle Menschen einigenden Rechtssystems betrachtet werden, als soziale Tatsache kann man vorläufig damit nicht rechnen. Erblickt man in jedem politischen, moralischen, wirtschaftlichen oder sozialen Ansturme auf das geltende Recht oder auch nur in solchen besonders wuchtigen Angriffen eine Rechtskrise, dann ist das Recht in den Jahrtausenden, die unsere Kenntnis umfaßt, nie lange krisenfrei gewesen. Die Rechtsgeschichte wäre dann eigentlich nichts als eine Geschichte immerwährender Rechtskrisen und der Begriff Rechtskrise verlöre notwenidig alle Bedeutung. Er wäre dasselbe wie Rechtsveränderung oder, wenn man will, mißfällige Rechtsänderung, würde also zu einer Geschmackskategorie, zu etwas Ästethischem.

Das stände jedoch im Widerspruche mit dem allgemeinen Begriffe Krise. Eine solche ist vorhanden, wenn eine wesentliche Bedingung eines Zustandes oder Verhältnisses und damit dessen Fortbestand oder regel-

mäßige Wirksamkeit zweifelhaft wird. Das kann auch hinsichtlich des Rechts eintreten u. z. in doppelter Weise. Die eine Möglichkeit ist, daß den Satzungen, die Recht sein sollen, dasjenige zu entgehen droht, was sie zu wahrem Rechte macht. Über letzteres gehen die Meinungen auseinander und es wird sich im Vorbeigehen nicht Einigkeit herstellen lassen. Nehmen wir daher vorläufig als Maßstab das Recht, das im letzten halben Jahrhundert vor dem Kriege der staatlichen Genehmigung teilhaft wurde. Danach beurteilt wird zwar der Rechtscharakter einer großen Menge von Kriegsgesetzen und Verordnungen verneint werden müssen, dagegen arbeitete die Gesetzgebung nach dem Umsturze mit wenigen Ausnahmen bisher mit Rechtsgedanken, die schon im Frieden von ihr aufgenommen worden waren oder die communis opinio weiter Gesellschaftskreise, man kann sogar sagen, die Mehrheit für sich hatten. Selbst dasjenige Kapitel der Gesetzgebung, das am meisten Ärgernis erregt hat, die Sozialisierung verarbeitet, wie man sonst immer von ihr denken mag, ausschließlich unangefochtene, eingelebte Rechtsprinzipien wie z. B. den Gedanken der Enteignung, des staatlichen Einflusses auf wirtschaftliche Unternehmungen, der Verschmelzung von Rechts- und Verwaltungsgesichtspunkten in wirtschaftlichen und Verkehrssachen u. a. Die Keimzelle des Betriebsräte-Gesetzes ist desgleichen in der geltenden Rechtsordnung, in den Arbeiterausschüssen zu suchen. Diese alten Bestandteile erfuhren überraschende Anwendungen, es wurden daraus Folgerungen von größerer Tragweite gezogen, als vorauszusehen war, die Zweckmäßigkeit dieser Folgerungen ist mitunter sehr fragwürdig, die Gesetzgebung ist auch sonst in manchem nicht ganz im richtigem Geleise. Doch an Schöpfungen, welche die gesellschaftlichen Rechtsanschauungen, die vor dem Kriege im Schwange waren, grundsätzlich verletzen, wird man nicht so viele aufzeigen können, daß in Bezug auf den Gehalt des neuen Rechts oder nach den Motiven der neuen Rechtsbildung von einer Rechtskrise schlechthin die Rede sein könnte. Das hat der Schreiber dieser Zeilen schon in der heurigen Neujahrsnummer der Deutschen Juristenzeitung (Sp. 7 ff.) näher dargelegt. Eine schwere Prüfung für das Rechtsleben ist, wie A. Karger mit Fug hervorhebt, die Sintflut von Gesetzen und Rechtsvorschriften, eine Krise kann jedoch auch sie nur herbeiführen, sofern sich diese Normen inhaltlich von den im Volke festsitzenden Rechtsanschauungen und Rechtsgefühlen zu sehr entfernen. Daß die Rechtsordnung eine Wendung nimmt, die für die Interessen einzelner politischer oder gesellschaftlicher Gruppen unerwünscht ist, kann möglicherweise zu einer Wirtschafts- oder Finanzkrise führen, begründet aber an und für sich noch keine Rechtskrise. Beides ist auseinander zu halten, denn

es ist überaus bedenklich und dem Rechte meist abträglich, geschäftlichen Krisen mittels des Rechtes beikommen zu wollen.

Das zweite, das zu einer Rechtskrise Anlaß geben kann, ist Erkranken, Verkümmern oder Versagen des Rechtsgefühles oder allgemeiner der Rechtsachtung. Der kennzeichnendste Ausdruck einer Rechtskrise ist verbreitetes Nichtbefolgen der Rechtsnormen, sei es weil sich der gesunde Rechtssinn ihres Tenors wegen wider sie auflehnt — davon wurde eben gesprochen — sei es weil infolge geistig-sittlicher Umstimmungen die Normen nicht mehr bestimmend wirken. Auch gute Gesetze können aufhören, verbindlich zu sein, wenn Roheit, Unmoral und Leichtfertigkeit überhand nehmen. Daß es von dieser Seite her jetzt zu einer Rechtskrise kommen könne, zum Teile vielleicht schon gekommen ist, ist auch vom Schreiber dieser Zeilen nicht geleugnet worden und es muß auf einem Mißverständnisse beruhen, wenn ihm eingangs des Artikels A. Kargers unterstellt wird, daß er weder den gegenwärtigen Verfall der Sittlichkeit noch die Schwächung des Rechtsgefühles zugebe. Schon in dem früher gedachten Aufsatze in der Deutschen Juristenzeitung wurde ausdrücklich gesagt, daß diese beiden Tatsachen vor eine Krise stellen und das Recht nicht durch die neuen Normen, sondern durch die Menschen gefährdet sei. In einem Beitrage zu der Festschrift, die aus Anlaß des fünfundzwanzigjährigen Bestandes der Deutschen Juristenzeitung veröffentlicht wurde, kam neuerdings die Sprache darauf. Dort heißt es, daß die Besiegten durch den Friedensvertrag in ihren bisherigen Anschauungen über Sittlichkeit und Recht irre werden müssen. Ihr Sittlichkeits- und Rechtsgefühl werde wankend und die zwingende Autorität der Rechtsordnung schwinde. Der Glaube an das Recht und die Gehorsamspflicht mindere sich und das Vorbild des Gewaltfriedens flüstere es ein, den schlechten Trieben, die er als Völkergesetz feierlich bekräftigte, auch im Rechtsleben freien Lauf zu lassen. Es sei zu befürchten, daß der Vertrag den Anstoß zu einer vulgären Rechtsphilosophie und Rechtsübung geben werde, die mit dem gesetzten Recht nicht im Einklange stehen (S. 89). Daß in dieser Hinsicht die Voraussetzungen für eine Rechtskrise im vollsten Umfange gegeben seien, kann wohl kaum nachdrücklicher geäußert werden. Unter den Volkskrankheiten, die der Krieg hinterlassen hat, ist die geschwundene Ehrfurcht vor Sittlichkeit und Recht für Staat und Gesellschaft fast beängstigender als die eine oder die andere leibliche Seuche. Wer offenen Auges das Leben ansieht, kann sich darüber nicht täuschen. An diese Dinge kann nicht oft und laut genug gemahnt werden. Den Wert sicherer Rechtgeltung jetzt zu unterschätzen, wäre der unverzeihlichste Fehler. Nicht bloß die Juristen, ebenso die Staatsmänner, die Soziologen, die

Volks- und Menschenfreunde müssen sich nun den Schutz der „ideologischen Bestandteile des Rechtslebens“ angelegen sein lassen, deren Bedeutung für den Staatsorganismus so häufig verkannt wird. Die Ereignisse, deren Opfer wir geworden sind, haben das Federwerk des Staatswesens wie noch nie bloßgelegt. Müssen die Schrecken dieser Erkenntnis ertragen werden, so sollen doch auch alle therapeutischen Lehren, die daraus zu schöpfen sind, berücksichtigt und ausgenützt werden und eine der wichtigsten davon ist, daß derzeit nicht das Problem des sogenannten objektiven Rechts, d. i. des Gehaltes und der Form des Rechts im Vordergrunde steht, vielmehr das menschlich-persönliche, rechtspathologische. Die Strafrechtswissenschaft ist schon seit geraumem auf dieser Spur.

Man hat es somit, wenn das Gesagte richtig ist, nicht mit einem, sondern mit zwei Tatbeständen zu tun: mit einer eigenartigen Rechtsentwicklung, die vielen früher maßgebenden wirtschaftlichen und sozialen Theorien gegen den Strich geht und deshalb Unzufriedenheit und Einspruch hervorruft, und mit einer bevorstehenden oder schon eingetretenen Minderempfänglichkeit für die verbindliche Kraft der Rechtsnormen, die, wenn sie um sich greift und andauert, eine Rechtskrise erzeugen kann. Den Vorschlägen, mit denen der hier erörterte Artikel des Juniheftes endet, kann deshalb zwar zugestimmt werden, die Sache ist aber mit ihnen noch nicht erledigt. Sie zielen nämlich vorzugsweise auf Stoff und Inhalt der Gesetzgebung, übergehen aber auch darin die politischen und Interessen-Spaltungen, aus denen die Schwierigkeiten der neueren Gesetzgebung stammen. Diese stehen zugleich dem schöpferischen oder doch Richtung weisenden Berufe im Wege, den A. Karger zutreffend der Gesetzgebung beilegt. Dagegen weisen die Vorschläge eine vollständige Lücke in Bezug auf die Adressaten der Rechtsgebote auf, obwohl gerade diese die Glieder des Rechtslebens sind, die in die Krise hineintreiben, wenn man sie noch länger ihrer falschen Einstellung überläßt, und an denen daher die löblichsten Versuche einer sachlichen Rechtsverbesserung scheitern müßten. Das eindringlich zu betonen, dürfte nicht unangebracht sein, zumal das Vermeiden der Rechtskrise das wichtigere und leider mühsamere und kunstvollere Stück der Aufgabe ist. Für nichts sind die meisten Menschen so schwer zu gewinnen als für eine innere Disziplin, die für sie mit Verzicht und Entsagen verbunden ist. Just um die Erziehung dazu, überdies noch in einem Zeitpunkte, wo die Massen von Wünschen überfließen, handelt es sich. Ob und wie das zu erreichen ist, gehört auf ein anderes Blatt. In einer Reihe trefflicher Abhandlungen hat der Herausgeber von „Nord und Süd“ sich damit in viel versprechender Weise zu beschäftigen begonnen. Unter allen Umständen wird hierzu gemein-

same Arbeit mehrerer Wissenszweige zu leisten sein und auch die Politik darf sich nicht abseits halten. Derlei Vorkehrungen mögen als etwas außerordentliches erscheinen, das ist aber nur die Folge davon, daß man es bisher für nicht nötig erachtete, sich um die Verknüpfung des Rechts mit dem Geiste und dem Fühlen der Menschen viel zu kümmern. Mit dem schönen Vertrauen, daß Rechtssinn und Rechtsgehorsam wie die Lilien auf dem Felde von selber immer nachwachsen werden, ist es nun aus, es muß ein Abschnitt tüchtiger moralischer Gartenkunst beginnen. Weil man aus Gewohnheit vielleicht weniger bereit ist, bloß für das Recht sich in Unkosten zu stecken, so soll nicht verschwiegen werden, daß die wieder aufrichtende Nacherziehung, deren es zur Verhütung oder Beendigung der Rechtskrise bedürfte, ebenso für das Recht wie für Wirtschaft und Politik unerläßlich ist und für alle diese Gebiete dasselbe sein muß: Erziehung zum Staate, zur Selbstbindung an das Gesetz und zu Arbeit, Pflicht, Menschlichkeit und Solidarität der Volksgenossen. Wir wollen hoffen, daß es dafür noch nicht zu spät ist, daß nur eine Kriegslähmung zu heilen, nicht auf das Wunder der Erweckung von Abgestorbenem zu warten ist. Eine Schande, wie es das Sinken des Rechtssinnes und der Rechtskultur wäre, von sich abzuwehren, muß ein Volk, das sich nicht aufgibt, um jeden Preis vermögen.

Dr. H. Kreß, Rostock:
Die politischen Dringlichkeiten der Zeit.

(Nachfolgende Zeilen wollen als Resultat zwanzigjähriger Studien betrachtet werden, wie sie sich einem als Neurologe und Psychiater mit der mecklenburgischen Mentalität vertrauten Bayern ergeben mußten).

Das Kunterbunt von Gestaltungsgedanken, die sich in unserer problematischen Zeit an die Oberfläche drängen, reduziert sich letzten Endes auf drei Weltanschauungskreise, welche um die Vorherrschaft in der Aufgabe ringen, unsere staatliche Gesellschaftsordnung auf neue Grundlagen zu stellen, einen neuen politischen Indikator aufzurichten.

Ich will der historischen Entwicklung folgen.

In alten Zeiten stand ein allmächtiger Fürst an der Spitze und hielt das völkische Schicksal in seiner Hand. Um ihn gruppierten sich abhängige Fürsten, der Landesadel und die Geistlichkeit. Diese drei Faktoren waren

ausschließlich die Träger der Politik. Die Hörigkeit war geltendes Prinzip, Kriechertum, Achselträgerei, Heuchelei, Kulissenwirtschaft, Neid und Intrigue und Vetternwirtschaft die notwendige charakterologische Folgeerscheinung bei diesem Schmarotzertum. Denn es fehlte ja jeglicher modulierende Einfluß der Gesamtheit des übrigen Volkes, welches zur Rolle des rechtlosen Ausbeutungsobjekts verurteilt war. An diesem Fehlen des Gegengewichts krankte das Ganze. Oben lebte man auf Kosten des Volkes einen guten Tag, man schlemmte, praßte, spielte, vertrieb die Zeit mit Jagd, Turnieren, Fehden. Das Gewaltprinzip regierte, Kulturaufgaben stand man feindlich und verächtlich gegenüber, man verluderte und demoralisierte. Die große Masse des Volkes ahmte die schlechten Gewohnheiten des Vorbildes nach und geriet dafür in die Zwangsjacke strenger Gesetze. Eine bessere Volksschicht entwickelte trotzdem und gerade deshalb Zivilisation und Kultur. In den Städten besonders kämpfte das Bürgertum um Geltung seines staatlichen Wertes und schon Kaiser Heinrich I. (919—36) und Papst Gregor VII. versuchten der Macht des Geistes gegenüber der materiellen Gewalt Achtung zu verschaffen. So haben wir hier schon die Keime einer proletarischen und demokratischen völkischen Teilung und einer demokratischen Bewegung. Aber während man damals schon in England durch eine Verständigung des Adels mit dem Volke das Königtum beschränkte und den Grundstein zu einer konstitutionellen Verfassung legte, während man in Frankreich durch einen Kompromiß mit dem Volke die absolute Monarchie begründete, ging es in Deutschland über diese leisen Ansätze völkischer Anerkennung im alten entwicklungsfeindlichen Gewaltregiment weiter. Am schlimmsten erging es dem Bauernstand. Der war zinspflichtig, hörig, untertänig, leibeigen, nahezu vogelfreies Ausbeutungsobjekt. Nur die Südbayern, die Dittmarsen und Stedinger vermochten ihre Selbständigkeit zu behaupten. Erst 1809 konnte sich in Preußen die Humanität bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft durchsetzen, in Württemberg 1817, in Bayern 1818, in der sächsischen Lausitz erst 1832; in Mecklenburg bestand sie, nicht nominell, aber geistig in übelsten Resten bis zu dem jetzigen Weltkriege.

Mit dem ausklingenden Mittelalter hatten die Folgeerscheinungen des Allmachtstaumels die herrschende Klasse so weit zerfressen, daß das Bürgertum als Kulturträger an die Reihe kam. Die Demokratie war durch eine oppositionelle, reaktionäre Latenzperiode zu schöpferischer Staatsgeltung entwickelt. Aber ihr fehlte das Machtinstrument und in den Kämpfen mit Fürst, Adel und Geistlichkeit erschöpfte sich das Volk, zumal Luther die Erstarkung der Fürsten begünstigte und eine fürstliche

Despotie gegen Kaiser und gegen das Volk erstehen ließ. Aus dem erschöpfenden, alles verzehrenden Dreißigjährigen Krieg ging der fürstliche Militarismus (stehende Heere) hervor.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts tauchte nun eine neue Macht neben den bisherigen Allgewaltigen auf: das Kapital. Dasselbe schloß sich zunächst der Machtgruppe an — eine erste abtrünnige, fahnenflüchtige Volksschicht, aus Handel und Grundbesitz stammend. Anfangs ging es einen Kompromiß mit Thron, Adel, Kirche und später auch mit dessen erweiterter Macht, der Bürokratie ein, behauptete sich aber bald als souveräner Alleinherrscher, dem sich traditionsgetreu die herrschende Kaste mit ihren vererbten Anpassungsmechanismen, mit den aus der Machtstellung geborenen oben erwähnten zweifelhaften Eigenschaften gegen das übrige Volk gewandt, unterordnete.

Seither regiert das Kapital unumschränkt, der Fürst ist zum ersten Diener des Staates geworden, zum Adel und der hohen Geistlichkeit war das Großkapital gekommen, der fortschreitende Ausbau der Bürokratie, die von der Staatsgewalt diktierte Erziehung des Volkes durch Schule, Kirche, Gerichtsbarkeit und Militär stützte den Machtstaat. So war es bis heute. Unter dem neuen Tyrannen blieb, seit Urzeiten an souveräne Gefolgschaft mit ihren Vorteilen gewöhnt, die herrschende Kaste machtpolitisch orientiert, fortschrittsfeindlich und volksfeindlich. Ihre Repräsentanten sind heute die aus den Konservativen, resp. Nationalliberalen hervorgegangenen: Deutschnationale und deutsche Volkspartei.

*

Gegen diese älteste politische Machtgruppe erstand nun aus dem Wohlstand und Kulturwerte schaffenden, aber rechtlosen Volke eine Oberschicht, welcher auf Grund der materiellen und ideellen Erfolge, die ihr der Hände Arbeit und des Gehirns Fähigkeiten schufen, eine andere Weltanschauung innewohnte. Es war ein sich seines staatlichen und menschlichen Wertes bewußtes, stolzes Bürgertum, das nach entsprechender Geltung verlangte, das nicht nach oben kriechen, aber auch nicht nach unten treten wollte, dem der andauernde schwere Kampf gegen die beherrschenden und ausbeutenden Elemente des obrigkeitlichen Machtstaates seine liberale Denkungsart, seine Forderung auf Wertung nach Leistung, sein Verlangen nach Menschlichkeit und Gerechtigkeit gegen alle immer schärfer entwickelte. Der Auffassung dieser Demokratie entsprach, daß der Landesfürst der erste Diener des Staates ist, daß das

Wohl des gesamten Volkes, seine menschliche Freiheit und gerechte Würdigung das pflichtgemäße Ziel der Regierung, des Beamtenkörpers sein muß. Ihr entspricht auch, seit der Mitte des 17. Jahrhunderts, sich nicht in Hörigkeit des neuen Despoten, genannt Kapital, zu begeben, sondern auch diesen Souverän zum ersten Diener des Staates herunter zu zwingen, d. h. das Kapital dem Allgemeinwohl dienstbar zu machen. Ein altruistisches Prinzip charakterisiert den bürgerlichen Staatsgedanken gegen den aus der Anerkennung des Machtstaates geborenen Egoismus der Rechtsparteien.

Wir haben eingangs die betrübende Entwicklungsgeschichte des bürgerlichen Staatsgedankens in groben Umrissen kennen gelernt. Aus dem christlichen Bürgerkrieg ging ein ohnmächtiges Volk und ein militaristisch versteiftes Staatsregime hervor. Während in England schon im 12. Jahrhundert und kurz darauf in Frankreich eine liberale Mauserung des Regierungswillens konstatierbar ist und zu politischen Kompromissen mit dem Bürgertum, also zu seiner Anerkennung als eines Gestaltungsfaktors, führte, blieb es im Deutschen Reich beim absolutistischen Machtwillen des Obrigkeitsstaats und rechtlosem Untertanensystem. Aber das Bürgertum war sich seines staatswirtschaftlichen und politischen Wertfaktors als Kulturträger vom 16. Jahrhundert an immer mehr bewußt geworden, der ständige Druck des immer stärker sich ausbauenden Machtregimes, wie er als Folgeerscheinung des kurzsichtigen Widerstands aufgefaßt werden muß, erzeugte naturgemäß eine innere Spannung mit stetig wachsender Gefahr revolutionärer Entladung. Freilich, so lange ein zuverlässiges Heer dem souveränen Willen zur Verfügung stand und keine außenpolitische Zwangslage geschaffen war, konnte man diese ungesunde völkische Situation bei dem oben herrschenden volkspsychologischen Unvermögen weiterbestehen lassen.

Die Freiheitsbewegung von 1813/14/15, die demokratische Revolution von 48 erlag dem absolutistischen Militarismus; Bismarck, dieser größte Feind der Demokratie in der Weltgeschichte nach Napoleon, wußte das deutsche Bürgertum nach geschickter Benutzung zur Reichsgründung und Festigung wieder brutal unter Druck zu setzen und zur politischen Ohnmacht zu verurteilen. Unter dem letzten Hohenzollern, dem welt- und volksfremden Wilhelm II. trieb der absolutistische Machtstaat noch einmal zu mittelalterlicher Blüte, trotzdem bereits die nächste Volksschicht immer nachdrücklicher mit Forderungen auftrat.

Die historische Tragik der Demokratie liegt in erster Linie in einer ungenügend qualifizierten Führung begründet, der eine straffe und einheitliche Zusammenfassung aller Volkskräfte nicht rechtzeitig gelang,

trotzdem die ethischen Grundforderungen so stark und umfassend stets waren, daß neue Parteiungen (Zentrum, Freisinn, Nationalliberalismus etc. etc.) ihr nicht andauernd das Kraftreservoir hätten vermindern dürfen. Aus dieser völkischen Zersplitterung erwuchs eine politische Schwächung demokratischer Zielstrebung und umgekehrt eine Machtsteigerung des monarchischen Absolutismus (divide et impera). Ferner fehlte der Demokratie das notwendige Machtinstrument, in revolutionärer Bewegung seinen Willen durchzusetzen und zu stabilisieren, und schließlich versagte bekanntlich in solchen Krisen der Charakter der in die Machtsphäre der Regierung Gelangten vielfach. Und endlich — das gilt insbesondere für Norddeutschland — fehlte eigentlich bis heute der Nährboden einer allgemeinen liberalen Denkungsart. So lange man sich nicht rechts — und wir sind heute davon weiter entfernt denn je — zum Liberalismus bekennt, hat die Demokratie den denkbar schwierigsten Standpunkt und auch der Sozialismus kann sich nicht aus seinem Radikalismus zu höherer Staatseinsicht temperieren.

Die Südstaaten sind — anscheinend seit den napoleonischen Einflüssen — einen anderen Weg politischer Entwicklung gegangen. Der Liberalismus hatte den Absolutismus abgelöst, eine demokratische Gesinnung umfaßte das gesamte Volk, ein seelisches Band vom Fürsten bis zum letzten Arbeiter war hergestellt. Die revolutionären Vorgänge in Süddeutschland sind kein Gegenbeweis, denn sie sind von fremden Elementen (Matrosen, galizischen und russischen Propagandisten) mit Hilfe kriegsverwilderter unreifer Jugend in Szene gesetzt und beweisen nur die nervöse Erschöpfung des Volkes. Die weitere Entwicklung wird die Richtigkeit dieser Behauptung erweisen.

Jedenfalls ist es ein für die Dauer ganz unhaltbarer Zustand, daß im Deutschen Reiche demokratisch-republikanische süddeutsche Denkweise der norddeutschen monarchisch-absolutistischen Mentalität schroff gegenübersteht. Es kann ja auch ein Königreich republikanischer sein als eine Republik. (England — Frankreich).

*

Die dritte Gruppe umfaßt den Sozialismus.

Diese Linksgruppen charakterisiert die Auffassung, daß lediglich sie ein würdeloses Ausbeutungsobjekt des Kapitals seien, sowie die Schlußfolgerung, daß das Kapital beseitigt werden müsse, eine nichtkapitalistische Gesellschafts- und Staatsordnung einzurichten sei. Der Radikalismus dieser politischen Bewegung sitzt vorzugsweise in Norddeutschland

und ist eine Konsequenz des andauernden aktiven und passiven Widerstands des Hohenzollernmachtregimes, der anachronistischen hartnäckigen Erhaltung des Obrigkeitsstaats.

Der sorgfältig gepflegte, antiquierte Kastengeist verhinderte ein gegenseitiges Verständnis der einzelnen Bevölkerungsschichten und schuf in erster Linie jene gefahrvolle, unüberbrückte Kluft zwischen Fürst, dem aus der obersten, politisch rechtsgerichteten Schicht sich rekrutierenden Regierungskörper einerseits und den Arbeitermassen andrerseits. Dementsprechend blieben die unter Wilhelm II. geschaffenen, in der Opposition geborenen, sozialen Fürsorgeeinrichtungen kalte, papierne Wertlosigkeiten, welche der autoritativen Führerkraft entbehrten.

So mußte den Massen Staatseinsicht und Verständnis für organisches Werden einer Gesellschaftsordnung fremd bleiben.

Ein höchst ungünstiges Moment für die Entwicklungsrichtung der Arbeiterbewegung lag und liegt ferner in der Tatsache, daß ein ungeheurer Prozentsatz der unteren Volksschicht sich eben deshalb dort befindet, weil er intellektuell oder charakterologisch oder in beiden Beziehungen irgendwie minder- oder unterwertig ist, weil die Führung hauptsächlich auf bürokratische, straffe Organisation und politische Parteiroutine und fast gar nicht auf systematische Hebung des Bildungsniveaus bedacht war. Der historischen Stellung zum Staat entsprechend war und ist es, daß weltfremde Ideologen, verbitterte Psychopathen, am herrschenden Staatsregime krankende, rache- und machtgierige Intellektuelle es zu einer ganz besonderen Wirkungskraft als politische Führer der Massen bringen mußten. So müssen auch Marx und Engels, zweifellos zu den hundert Begabtesten des letzten Jahrhunderts gehörig, doch weniger unter die realen Volkswirtschaftler als unter die dichterischen Träumer gerechnet und als Utopisten aufgefaßt werden. Langfristige Theorien auf dem Gebiet der Soziologie werden immer wieder an den Unberechenbarkeiten zukünftigen Geschehens zerbrechen. Und es komme, was wolle: So lange die Qualifikation der Menschen einer so enormen Variation unterworfen ist, wird sich immer wieder größere und geringere Macht, größerer und geringerer Besitz herausbilden müssen.

Ein solcher, sich selbst und der gesamten Staatsentwicklung höchst gefährlicher Machtfaktor hätte sich in Preußen-Deutschland niemals derartig ausgewachsen, wenn man rechtzeitig, wenigstens vor zwanzig Jahren, den Sozialisten den Weg in die Regierung geöffnet hätte.

Man machte regierungsseitig diesen Fehler, wie man ihn schon vor hundert Jahren dem erstarkenden Bürgertum gegenüber machte. Man

hielt, mitten in einem soziologisch vorausgeeilten Kulturkreis, krampfhaft fest am mittelalterlichen Kastengeist, am Machtprinzip der Staatsgewalt.

Mit der Gründung des Deutschen Reichs wurde durch solche Verhältnisse den auf der Unterlage des Liberalismus längst demokratisierten Südstaaten ein Hemmschuh angelegt, der Gegensätze notwendig verschärfen mußte. Ich bin gewiß, daß der weit modernere Süden längst in das Fahrwasser ruhigerer Fortentwicklung eingelenkt hat, wenn der Norden noch in schweren Erschütterungen, Konflikten und Krisen zittern wird. Nicht der preußische Militarismus hat uns in diese elementare Katastrophe hineinschlittern lassen, sondern das kultur- und volksfeindliche, auf Faustrecht und dynastische Machterweiterung eingestellte Regierungswerk der gesamten Hohenzollernkönige bis zum letzten war die Ursache seiner weltblinden Auswirkung.

Soll das Reich beisammen bleiben, so ist dem Süden jetzt die Mission modernisierter Neubildung zugefallen. An die Stelle des nicht mehr zeitgemäßen Parteiengewirrs hätte nun, nach Wegfall der Widerstände, eine Vereinfachung auf die drei obigen politischen Gruppen zu erfolgen und dem Liberalismus muß von der äußersten Rechten bis zur extremsten Linken zum Siege verholfen werden. Das verlangen unerbittlich unsere weltpolitischen Interessen. Rechts muß man einsehen lernen, daß das bisherige Machtprinzip, weil von der Zeit innerhalb unseres Kulturkreises längst überholt, endgültig verabschiedet werden muß, links ist ein besserer Kontakt mit dem Ganzen, eine kulturelle und soziale Hebung der Massen mit allen Mitteln zu betreiben. Die Mitte des deutschen Volkes, dieser hochwertige Kulturträger, muß sich zu stärkerer revolutionärer Aktivität bequemen, um dem Ausgleichungsprozeß gewachsen zu sein.

*

Aus dem rapiden Aufstieg zum Wohlstand seit 1870 ging ein immer mehr kapitalistisch eingestelltes deutsches Volk in den Weltkrieg. Die regierungs- und militärseitige Kriegswirtschaft appellierte nicht an Nationalgefühl und vaterländischen Opfersinn, sondern sie spekulierte folgerichtig kapitalistisch: man zahlte von Anfang an alle Kriegsmittel weit über den Wert, man gewährte unverhältnismäßige Riesenlöhne im Hilfs- und Munitionsdienst, man duldete bewußt wilde Übervorteilungen der Industrie aus dem bedauerlichen Gedanken heraus, daß man so besser bedient werde, man züchtete ein gewissenloses Schieber- und Wuchergewerbe, das ohne entsprechende Gegenleistung Riesengewinne einstrich.

Mit dieser einseitigen, primitiven, geistigen Einstellung, ohne rückwärts revidierende Vorbereitungen der Regierung, gerieten wir in den Zusammenbruch. Das freie Bürgertum und die mittlere Beamtenschaft, die Kriegswitwen und Waisen befanden sich im Zustande nervöser und körperlicher Erschöpfung und materieller Not.

Die Sozialisierungspläne der an die Regierung gelangten Linksgruppen, die gut fundierte staatliche Kapitalverhältnisse zur Voraussetzung haben müssen, setzten nun in diesem allgemeinen Elend eines bankrotten, ausgesaugten, dem Siegerwillen ohnmächtig preisgegebenen Deutschen Reiches ein, weil man sich von geistig unvorbereiteten Massen treiben lassen mußte.

Das wahnsinnige, rein kapitalistische Wettrennen zwischen Arbeitern und Produzenten gestaltete sich in den letzten Monaten zu sinnloser Raserei. Die Opfer an Gesundheit und finanziellen Lebensbedingungen waren die ohnehin entnervten freien Berufe, alle geistigen Arbeiter und freien Handwerker, die kleinen arbeitsunfähigen Rentner, die Witwen und Waisen. Der Beamtenstand ist inzwischen, infolge seiner Aufbesserung zum großen Teil nach links, ein kleinerer nach rechts ausgeschieden.

Also wir haben eine einzige gerade Linie kapitalistischer Ausartung von 1870 bis auf den heutigen Tag und: Das Kapital ist heute siegreich auf der ganzen Linie.

Gelingt die Aufrichtung des Deutschen Reiches aus dieser beschämend niedrigen allgemeinen Lohnbewegung nicht mit den wohltemperierten Kräften des besser konservierten und vorbereiteten Südens, so tritt an Stelle der Wiedergeburt unseres, allen modernen Völkern höchst wertvollen Kulturlebens ein Zerfall des Reiches, bei dem der Norden unzweifelhaft dem schlimmeren Schicksal entgegengehen wird.

In der Mark, in Mecklenburg, Pommern, West- und Ostpreußen ist der Hochsitz einer zeit- und weltfremden Denkweise der Machtgruppen, der von dem übrigen Deutschland mit vereinter Kraft überwunden werden muß, da aus der bodenständigen, völlig abhängigen Einwohnerschaft heraus wegen ihrer Unselbständigkeit und der ständigen existenzbedrohenden Boykottgefahr nichts zu erwarten ist.

Professor Georg Widenbauer:

Die Wiedervereinigung des Bayernstamms ein Hauptunterpfand einer glücklichen Zukunft Gesamtdeutschlands.

Als ein höchst unheilvolles Ergebnis einer ungünstigen geschichtlichen Entwicklung Deutschlands muß es betrachtet werden, daß zahlreiche Volksbestandteile, nahezu ein Viertel unserer Nation in Europa allein, außerhalb der Reichsgrenzen siedeln. Darin liegt eine gefahrvolle Schwächung des deutschen Volkstums, dessen einheitliche Kraft sich nicht in der Erreichung des höchsten nationalen Strebens: der politischen Zusammenfassung aller Volksteile zu einem einzigen machtvollen Staatsgebilde betätigen kann. Das hängt großenteils mit unserer ungünstigen geographischen Lage zusammen. Wir leben in einem Land, dessen Grenzen seit mehr als tausend Jahren bestritten werden. Als Land der europäischen Mitte der nachbarreichste Staat der Welt, ist unser Vaterland auf allen Seiten einem Druck fremdnationaler Bestrebungen ausgesetzt, denen wertvolle Grenzlande zum Opfer gefallen sind, sodaß unser Volk aus dem zweitausendjährigen Kampfe überall empfindliche Narben davongetragen hat. Viel Schuld an diesem äußeren Verfall trugen die von Otto I. im Interesse der Niederzwingung der übermächtigen Vasallen angebahnte und von seinen Nachfolgern bis auf die Hohenstaufen fortgesetzte Zertrümmerung der einzelnen Stammesherzogtümer und später die nicht minder verhängnisvollen Teilungen der einzelnen Fürstenhäuser. Das hat sich namentlich an unserer Westgrenze so unselig erwiesen.

Ganz besonders schmerzlich empfinden wir in diesen kritischen Tagen die Zersplitterung der beiden einst so angesehenen süddeutschen Herzogtümer Schwaben und Bayern. Der altehrwürdige alamannisch-schwäbische Volksschlag ist heutzutage nach dem Wiederverlust des Elsaß in drei Staatsverbände zerspalten und es ist nicht abzusehen, wie je wieder eine politische Zusammenschweißung erfolgen könnte. Noch mehr zerklüftet ist der kernhafte bayerische Stamm, dereinst jahrhundertelang der Hauptträger der staatlichen Macht des alten Reiches. Gegenwärtig etwa 11 Millionen Volksgenossen umfassend, ist die Mehrzahl derselben im Laufe der Zeiten vom Hauptstammland abgetrennt worden, sodaß die

größte Masse der Bayern in Siedlungsgebieten außerhalb der Reichsgrenzen wohnt und heute, nach dem unglücklichen Ausgange des Weltringens, in verschiedene fremde Staaten verzettelt ist. So beherbergt außer Deutsch-Österreich, das bis auf winzige Gebiete als kernbayerisches Land zu betrachten ist, auch der deutschfeindliche Tschecho-Slowakenstaat in dem blühenden Egerland und dem landschaftlich ungemein reizvollen Böhmerwaldgau zahlreiche bayerische Stammesgenossen; einen kleineren Teil umschließt auch Westungarn, ja sogar Jugoslawien und Italien haben eine nicht geringe Anzahl bayerischer Stammesbrüder vom deutschen Volkstum losgerissen, ersteres in Südsteiermark und Kärnten, letzteres in Südtirol.

Die Zerreißung des Bayernstamms hatte aus den verschiedensten Gründen recht unangenehme Folgen nicht bloß für Bayern selbst, sondern auch für das Reich.[1]) Diese einigermaßen wieder gut zu machen und die Kraft des wiedervereinigten Bayernstamms zum Neuaufbau des Gesamtvaterlandes nutzbar zu machen, muß für die nächste Zeit das eifrigst zu verfolgende Ziel einer weitschauenden deutschen Poltik sein. *Die politische Zusammenfassung des Bayernstamms ist geradezu ein Hauptunterpfand einer glücklichen Zukunft des neuen Deutschland.*

Die Wiederverbindung der alten bayerischen Siedlungsgebiete in den ehemaligen Kronländern Österreichs, vor allem des heutigen in der jetzigen Form absolut nicht lebensfähigen Deutschösterreich, mit dem bayerischen Stammlande ist ein Ziel, das diesseit und jenseit der weißblauen, bezw. schwarzgelben Grenzpfähle lebhaftest erstrebt wird, wenn freilich die Entente bis heute dem nachdrücklichst entgegenwirkt. Doch im Zeitalter des „Selbstbestimmungsrechtes der Völker“ kann auch der energische nationale Wille der Deutschen nicht auf die Dauer unterdrückt werden. Das ist ja das Erfreuliche, daß sich der Wunsch wohl aller Stammbayern, wie ihn ganz besonders lebhaft die Tiroler, Salzburger, Egerländer und Böhmerwäldler geäußert haben, nach engerem Anschlusse ans bayerische Mutterland, sich völlig deckt mit dem Verlangen des ganzen deutschen Volkes nach *Verwirklichung der großdeutschen Idee*, die als uns Rettung aus schwerster völkischer Not verheißendes positives Ergebnis des Weltkrieges mit elementarer Gewalt wieder lebendig geworden ist. Der großdeutsche Gedanke, der seit 1866 gleichsam zum Tode verurteilt schien, ist mit neuer Lebenskraft wieder

[1]) Näheres darüber in meinem Aufsatz „Die Zertrümmerung des Bayernstamms ein nationales Unglück für Deutschland“ im Februarheft von „Nord und Süd“, 1920, nachgedruckt in den Propyläen vom 9. April.

auferstanden und hat in den Herzen des Volkes selbst Wurzel geschlagen. Er ist in erster Linie dazu berufen, unser von schweren inneren Kämpfen zerwühltes Volk zu einen, indem er ihm ein mit nationaler Leidenschaft zu erstrebendes Hochziel setzt. Der heiße Wunsch, durch die Angliederung der 1866 aus dem Deutschen Bunde hinausgedrängten deutschen Brüder in Österreich endlich die Hauptmasse aller Deutschen im Sinne Arndts, Uhlands, Hoffmanns von Fallersleben völkisch und politisch zu einen, gehört zu den berechtigsten Forderungen einer gesunden deutschen Realpolitik der Gegenwart. Ganz besonders begeistert schlagen aber die Herzen aller Bayern diesem deutschen Hochziel entgegen, weil es bayerische Stammesgenossen sind, die auf diese Weise in den Reichsverband zurückgeführt und so zugleich wieder enger ans bayerische Mutterland angeschlossen werden. Kein Wunder daher, daß der großdeutsche Gedanke, der so unendlich bedeutsam ist für die künftige Gestaltung unserer politischen Geschicke, in Bayern und seinen deutsch-österreichischen Tochtergebieten den begeistertsten Widerhall findet.

Der Zusammenschluß der abgesprengten Glieder des Bayernstamms im Großdeutschland der Zukunft schafft auch die dringend notwendige räumliche Erweiterung unserer heimischen Machtstellung. Der berühmte Schwede Kjellén schreibt in seinem bereits 1914, noch vor dem Weltkrieg, erschienenen Buche „Die Großmächte der Gegenwart" der deutschen Politik als Ziel vor: „Deutschlands kontinentale Gebundenheit zu überwinden und ihm mehr Raum und Luft zu verschaffen. Die heutige (1914!) politische Karte zeige sich nämlich immer mehr als ein ihm zu kurz gewordenes Kleid, dem außerdem etwas von dem Charakter einer Zwangsjacke anhafte."

Nicht ohne herzbeklemmende Bitterkeit betrachten wir, nachdem uns im Verlaufe des Weltkrieges die Möglichkeit zu winken schien, unsere räumliche Enge wenigstens teilweise zu überwinden, nunmehr heute nach dem jähen Zusammenbruch der deutschen Größe und dem Abschluß des Vernichtungsfriedens von Versailles die unendlich trostlose Lage des Reichs. Nachdem uns die Feinde große und wertvolle Landstriche, darunter kerndeutsche Gebiete, gewaltsam entrissen haben, macht sich die kontinentale Gebundenheit unseres Vaterlandes umso drückender fühlbar, als wir überdies noch unsere sämtlichen Kolonien und fast die ganze Kriegs- und Handelsflotte verloren haben. Deutschlands durch Krieg und Hungerblockade und Revolution physisch geschwächte und sittlich entkräftete Bevölkerung ist heutzutage noch mehr als früher auf

einen zu gedeihlicher Entwicklung bei weitem nicht ausreichenden Lebensraum zusammengepferchst, noch enger und schmerzhafter als früher ist der übriggebliebene deutsche Rumpfstaat in den Schnürleib der franko-slawischen Pression gezwängt, sodaß dem armen deutschen Michel schon der politische Atem auszugehen droht.

Vielen scheint der Untergang des Vaterlandes besiegelt und sie glauben angesichts des Vernichtungswillens der Feinde namentlich im Hinblick auf die trostlosen Zustände im Innern bereits das Zügenglöcklein des Deutschen Reiches und damit auch des deutschen Volkes läuten zu hören.

Da heißt es alle Kräfte des Volkes zu sammeln, um die drohende Vernichtung abzuwehren. Die Vorbedingung eines allmählichen deutschen Wiederaufstiegs bildet die Bewahrung unseres völkischen Besitzstandes vor allem in Mitteleuropa. Das geschieht wohl am besten durch allmähliche Eingliederung der noch außen stehenden Volksgenossen in den Reichsverband. Am leichtesten läßt sich das, auf friedlichem Wege, mit der Heimholung der deutsch-österreichischen Stammesbrüder bewerkstelligen. Hier winkt deutscher Staatsmannkunst in der Durchsetzung des einst von Wilson mit so lautem Tamtam verkündeten „Selbstbestimmungsrechts der Völker" auch für die geknechteten und vernichteten Deutschen eine ungemein wichtige Aufgabe. Auf diese Weise kann, was im Westen jenseit des Rheins verloren gegangen, im Osten, an der Donau und in den Alpen reichlich wiedergewonnen und dabei zugleich die gerade für Süddeutschland so schicksalhaft kritische kontinentale Gebundenheit einigermaßen behoben werden. Steckt doch Süddeutschland mit Deutsch-Österreich nicht bloß in einer Zwangsjacke, sondern vielmehr in einem Schraubstock, den abwechselnd der französische Erbfeind und seine slawischen Handlanger, Tschechen und Jugoslawen bedienen, um den deutschen Michel sadistisch zu quälen und immer wieder neue Demütigungen und Tribute von ihm zu erpressen. Die Verbreiterung Deutschlands an seiner schmalsten Stelle ist ein Gebot der Selbsterhaltung.

Darum setzen sich auch so hervorragende Männer wie R. Fr. Kaindl[1]) in Graz, ein Hauptvorkämpfer des östlichen Deutschtums, und Hermann Oncken[2]) in Heidelberg mit aller Kraft für die jetzt oder nie

[1]) Siehe dessen Broschüre „Die Deutschen in den Donauländern und ihren Nachbargebieten" (Frankfurt) sowie seine Schrift „Die Deutschen in Osteuropa" (Leipzig), sowie zahlreiche Aufsätze im „Deutschen Volkswart", München, Augsburger Abendzeitung.

[2]) Siehe seinen Aufsatz „Die Wiedergeburt der großdeutschen Idee" in der Österr. Rundsch.

mehr mögliche Angliederung des deutsch-österreichischen Jungbayern an Deutschland ein. Ja, es ist ein Zeichen der Zeit, daß man sogar in Norddeutschland, wo man früher der großdeutschen Idee vom preußischen Standpunkte aus mit etwas Mißtrauen begegnete, diese echt deutsche Sache nunmehr anders beurteilt und heute, wo keine dynastische Reibungen zwischen Hohenzollern und Habsburgern zu befürchten sind, als das Heil Deutschlands betrachtet.[1]) Bricht sich doch immer mehr die Erkenntnis durch, daß auf diese Weise die deutsche Politik von selbst wieder in die verheißungsvollen Bahnen der Ostorientierung gelenkt wird. Hier im Osten ist die deutsche Zukunft verankert. Das verhängnisvolle Wort „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser" hat uns vor dem Kriege von unserer politischen Hauptaufgabe: Verbreiterung der deutschen Macht durch Ausdehnung nach Osten, wozu uns einzigartige Möglichkeiten winkten, abgezogen. Wir vergaßen über der Begründung unserer überseeischen Weltgeltung zu sehr, daß die Hauptgrundlage unserer Macht in Europa wurzle, daß wir zur Entfaltung einer so vielbefehdeten Weltpolitik der vereinigten Kräfte aller Deutschen Mitteleuropas, also eines großdeutschen Bollwerks der europäischen Mitte bedurft hätten. Nun unsere Überseepolitik so kläglich gescheitert ist, lehrt uns die bittere Not, die schon im Mittelalter mit so großen Erfolgen begonnene Ostpolitik wieder aufzunehmen. Die deutsche Front liegt im Osten. Darauf hat, wie R. Fr. Kaindl bemerkt, schon vor mehr als 50 Jahren Viktor Aimé Huber hingewiesen[2]) Ebenso hat schon 1841 Moltke als die für die deutsche Politik maßgebende Richtung Berlin-Wien-Konstantinopel bezeichnet.

Die Wiederaufnahme dieser für die Zukunft Deutschlands und für die Erhaltung der östlichen Außenstellung des deutschen Volkes unendlich wichtigen, ja entscheidenden Politik, die von selbst den politischen Schwerpunkt des neuen Deutschland wieder in den deutschen Süden verlegt, erfordert eine Sammlung und Stärkung aller Kräfte des deutschen Südens. Dies kann nur durch engeren politischen Zusammenschluß der einzelnen Glieder des Bayernstamms erzielt werden, der, anknüpfend an die ruhmreichen Traditionen der bayerischen Kolonisation des Mittel-

[1]) Siehe „Vergangenheit und Gegenwart der östlichen Außenstellung des deutschen Volkes" von kaiserl. russ. wirkl. Staatsrat Prof. Dr. Jos. Lezius.

[2]) „Deutschlands Zukunft und welthistorischer Beruf liegt in überwiegendem Maße, man kann sagen, zu drei Vierteln, nicht nach der von Preußen, sondern in der von Österreich vermittelten Richtung . . . längs der Donau bis ans Schwarze Meer, dann weiter nach Vorderasien."

alters, in erster Linie berufen ist als Vorkämpfer des Deutschtums in den Donau- und Alpenländern diesem wieder die Zugänge zur Adria und zum Balkan zu erschließen. Die gleich wichtige kulturelle und politische Mission, die in Norddeutschland einem starken Preußen als Verfechter des deutschen Gedankens gegen Polen und in den Ostsee-Randstaaten zukommt, hat die verjüngte Kraft eines durch engeren Zusammenschluß aller Stammbayern geschaffenen, von stolzem Deutschgefühl durchdrungenen großbayerischen Trutzblocks im Süden zu erfüllen. Die Wiedervereinigung der Altbayern mit ihren jüngeren Stammesbrüdern im ehemaligen Habsburgerstaat stärkt die kulturelle und politische Kraft des Deutschtums nach außen so, daß man bei uns alle kleinlichen Bedenken gegen die Verwirklichung dieses großdeutschen Hochziels unterdrücken sollte. Nur ein starkes, selbstbewußtes, in all seinen Gliedern kerndeutsch fühlendes Stammbayern vermag die großartigen wirtschaftlichen Interessen, die hier für das Deutschtum auf dem Spiele stehen, tatkräftigst zu wahren, während anderenfalls die einzeln ohnmächtigen Glieder mit leichter Mühe den planmäßigen Umtrieben der Gegner zur Beute fallen und so mit der Zeit der wirtschaftliche und damit auch der politische Lebensspielraum des deutschen Volkes immer mehr eingeengt wird. Nur der innigste Zusammenschluß aller Söhne der Mutter Bavaria vermag uns den so wichtigen Durchgang durch Deutsch-Österreich nach Ungarn und zum Balkan auf die Dauer offen zu halten und vielleicht sogar wieder den so notwendigen Korridor zur Adria, deren Nordrand einst im 10. Jahrhundert der Botmäßigkeit eines bayerischen Herzogs unterstand, zu gewinnen.

Glücklicherweise leistet die vorbildlich einheitliche Naturausstattung der geographisch aufs innigste zusammenhängenden bayerischen Stammesgebiete den hohen Zielen der künftigen deutschen Ostpolitik aufs glücklichste Vorschub. Bayern stellt mit seinen österreichischen Tochterländern ein wohl abgerundetes geschlossenes Wirtschaftsgebiet dar, das, nach einem einheitlichen Plan großzügig bewirtschaftet, trefflich imstande ist, beim wirtschaftlichen Wiederaufbau des verarmten Deutschland eine Hauptrolle zu spielen. Ich verweise hier in erster Linie auf die riesigen Wasserkräfte, die, einheitlich zusammengefaßt, in der Zeit der Kohlenteuerung, als Kraftquelle von unschätzbarem Werte, geradezu eine örtliche, ja sogar eine technische Umwälzung unserer Wirtschaftsordnung hervorrufen und

uns vielleicht den Krallen des beutegierigen Ententekapitals entreißen können. Eine Hauptvorbedingung ist dabei allerdings die Herstellung eines das ganze bayerische Siedlungsgebiet umfassenden Wirtschaftsblocks, der jede wirtschaftliche Zersplitterung als Kraftvergeudung ausschließt.

Das Gleiche gilt von der Holzbewirtschaftung des waldgesegneten Bayerngebietes, das mit seinen zum Teil noch jungfräulichen Hochwäldern ein Hauptreservoir des deutschen Volkes an Brenn- und Werkholz darstellt. Dies fällt umso mehr ins Gewicht, als das Deutsche Reich durch den Friedensschluß über 1½ Millionen Hektar Wald verloren hat und über 400 000 Hektar ihm noch durch Volksabstimmung verloren zu gehen drohen. Dazu besitzt das ganze Alpengebiet treffliche Weidegründe mit hochentwickelter Viehzucht, die für die Milch- und Fleischversorgung von größter Bedeutung sind. Nicht zu unterschätzen sind auch die Mineralvorkommen dieser Landstriche (Salz, Eisen, in neuester Zeit wurden in Österreich Steinkohlenflöze erbohrt), die wegen ihrer einzigartigen Naturschönheiten alljährlich neben der Schweiz das Hauptreiseziel Europas bilden. So sind alle Grundlagen für ein wirtschaftliches Aufblühen dieser Gebiete gegeben, und je inniger sie sich wirtschaftlich zusammenschließen, desto größer ist ihr Erfolg und ihr Nutzen für das Gesamtvaterland. Diesen Zusammenschluß fördert aufs beste das einheitliche Stromnetz der Donau mit ihren Nebenflüssen. Man bedenke, welch wirtschaftliches Übergewicht das vereinigte Bayern-Österreich als Beherrscherin der ganzen oberen Donau von Ulm bis nahe Preßburg besitzt mit den Hauptumschlagshäfen Regensburg, Passau, Linz, Wien! Dazu beherrscht es als Hauptdurchgangsland der europäischen Mitte die wichtigsten Schienenstränge, den Ostende-Wien-Expreß, den Orient-Expreß, die Arlberglinie und die jene kreuzenden Alpenbahnen über den Brenner, durch die Tauern und über den Semmering. Wahrlich, schon ein bloß wirtschaftlich geeintes Stammbayern stellt einen Machtfaktor dar, der im Wettbewerb der europäischen Völker nicht unbeachtet bleiben kann.

Doch diese wirtschaftlichen Vorteile sind gering anzuschlagen gegenüber dem *idealen völkischen Gewinn*, den die Wiedervereinigung aller Stammbayern *für das gesamte deutsche Volkstum* mit sich bringt, nämlich die *Rettung unserer deutsch-österreichischen Volksgenossen vor der slawischen Flut*. Unrettbar sind nämlich unsere Stammesbrüder im ehemaligen Österreich dem Untergang preisgegeben, wenn es uns nicht gelingt, sie mit dem Mutterlande wieder zu vereinen. Dann erliegen sie gar bald

dem Ansturm der vereinigten slawischen Gegner. Ein Blick auf die Karte lehrt uns mit erschreckender Deutlichkeit, wie gefahrvoll die doppelte Bedrängnis von Nord (Tschechen) und Süd (Jugoslawen) für die Deutsch-Österreicher ist. Überlassen wir sie ihrem Schicksal, bleiben sie außerhalb des schützenden Sippenverbandes des Reichs, fehlt ihnen der starke belebende Rückhalt an der engeren Stammesgemeinschaft, so fallen sie unrettbar dem slawischen Moloch zum Opfer. Das geschieht umso sicherer, je weiter die Zersplitterung Deutschösterreichs im eigenen Lager um sich greift. Schon heute besteht die Gefahr dessen „Verländerung", da das an der äußersten Peripherie gelegene bolschewistische Wien mit seiner Masse von undeutschen Elementen nicht mehr als hauptstädtischer geographischer Schwerpunkt in Betracht kommt und eher ein Hemmnis für das Aufblühen Österreichs im neuen (Entente-)Format bildet. Man beachte nur die Bestrebungen der einzelnen österreichischen Länder, von denen einige wie Salzburg und Tirol unter der Parole „Los von Wien!" den unmittelbaren Anschluß an Bayern energisch betreiben! Fällt aber Österreich auseinander, so werden die einzelnen Trümmer gar rasch eine Beute der Slawen und Welschen werden. Die künftige südostdeutsche Grenzmark darf daher unter keinen Umständen zerbröckelt werden. *Nur engste Verbindung des Ganzen mit Bayern und dem Reich kann ihren Untergang aufhalten*, sonst ist ihr völkischer Tod besiegelt. Die bitteren Erfahrungen an der Westgrenze sollten allen Deutschen die Augen öffnen. Da eröffnet sich *dem geeinten Bayernstamm eine hehre Aufgabe: Vorkämpfer zu sein des Deutschtums im Osten und auch im Süden (Italien), Schildwacht zu halten gegen slawische und welsche Übergriffe.* Ist erst einmal die Hauptmasse aller Bayern in Deutsch-Österreich ans Reich angeschlossen, so wird die Anziehungskraft des so gestärkten deutschen Großblocks sich mit unfehlbarer Sicherheit auf jene Gebiete geltend machen, die bisher noch in fremden Banden schmachten. Dann wird der tschechoslowakische Staat sich wohl auch zu einer gerechteren Politik gegen die in den Sprachinseln wohnenden deutschen Brüder verstehen, und wird vor allem aber sich schließlich doch zu einer Herausgabe der wider alles Völkerrecht geraubten bayerischen Grenzlande, des Egerlandes und des Böhmerwaldgaus, bequemen müssen. Das Gleiche darf man für die an Jugoslawien und Italien zwangsweise abgetretenen deutschen Gaue erwarten.

Zur Erfüllung dieser für die Erhaltung unseres Volkstums so unendlich wichtigen Aufgaben braucht es *die ganze Kraft des geeinten Bayernstamms und dessen Unterstützung durch*

ganz Deutschland. In diesem Sinne wäre es angezeigt, daß man angesichts der bedeutsamen Aufgabe Bayerns für das Reich seiner eigenartigen Stellung allenthalben größeres Verständnis entgegenbrächte, seine wirtschaftliche und kulturelle Eigenart mehr schonte, auch die Pflege bajuwarischen Stammesgefühls nicht allzu mißtrauisch beargwöhnte, ja zur Verdoppelung der deutschen Stoßkraft nach Osten und Süden sogar förderte. Nur ein völkisch stolz bewußter Bayernstamm kann auf die Dauer seine Vorhutstellung für die Erhaltung des Deutschtums in den Donau- und Alpenländern und damit die Zugänge zum Balkan und zur Adria erfolgreich behaupten. In dieser Hinsicht ist Bayern einer der wichtigsten Eckpfeiler des Reichs und dieser muß verstärkt werden durch die Angliederung der bisher außerdeutschen bayerischen Stammesgebiete, dann wird an diesem als Ost- und Südmark Großdeutschlands ungemein wichtigen Bollwerk der slawische und welsche Ansturm vergeblich anbranden. So dient ein gesunder bayerischer Partikularismus zugleich am besten der Wohlfahrt des Reichs. Übrigens ist mit Sicherheit von der Rückkehr der jahrhundertelang auf Vorposten des Deutschtums gestandenen österreichischen Volksgenossen in das Reich und in den engeren Verband der Stammesgemeinschaft nicht etwa eine einseitige Stärkung des bayerischen Stammesgefühls, sondern im Gegenteil vor allem des deutschen Gedankens zu erwarten, eine Gegenwirkung gegen manche partikularistische Bestrebungen des bisherigen altbayerischen Kleinstaates, der sich stets vor dem großen, übermächtigen Preußen ängstigte und daher gegen die preußische Vorherrschaft agitierte. Die Deutsch-Österreicher, namentlich die Tiroler, Deutschböhmen, sind es von ihrer Kampfesstellung her gegen die deutschfeindlichen Völkerschaften ringsum gewohnt, rein großdeutsch zu denken. Sie werden, sind sie erst einmal mit dem Mutterland vereint, auch in diesem den großdeutschen Gedanken mächtig aufwirbeln und bei ihren altbayerischen Stammesgenossen den kampferprobten Ostmarkengeist aus den ruhmreichen Tagen Tassilos und Karls des Großen wieder neu beleben. Mit größter Zuversicht darf Gesamtdeutschland von dem vor große deutsche Aufgaben gestellten eng zusammengeschlossenen Bayernstamm deren Lösung in großdeutschem Sinne erwarten. Man lasse nur hier vertrauensvoll den bayerischen Sondergeist sich betätigen!

Auch innerpolitisch scheint mir der engere Zusammenschluß der Stammbayern für die Entwicklung des Reichs von Vorteil zu sein. Er ist die beste Vorbedingung

für ein gedeihliches Aufblühen des künftigen großdeutschen Einheitsstaates auf föderalistischer Grundlage, in dem ein starkes Preußen im Norden ein lebenskräftiges, eng aneinander gekettetes Stammbayern im Süden sich nicht etwa eifersüchtig das Gleichgewicht halten, sondern miteinander wetteifern in kraftvollster Vertretung des großdeutschen Gedankens auf der ganzen deutschen Ostfront vom Baltischen Meere bis zur Adria und von der Weichsel bis zur mittleren Donau.

Ein eng aneinander gegliedertes Stammbayern wäre zugleich im Interesse aller deutschen Mittelstaaten das beste Gegengewicht gegen die „geschichtswidrige Zentralisation und den romantischen Unitarismus" (Zorn) der Berliner Einheitsbestrebungen. Diesen die zentrifugalen Kräfte recht in Schwung setzenden Machenschaften des Berliner „Zentralismus" könnte vom süddeutschen Schwerpunkt Großdeutschlands aus wirksamst Einhalt geboten werden. Wer aber in der verstärkten Pflege lebendigen Stammesgefühls aller Bayern durch deren Wiedervereinigung im Reich partikularistische Umtriebe, etwa gar eine Neubelebung süddeutscher Absonderungsgelüste befürchten mag, der soll doch bedenken, daß, wer kein stolzes Stammesbewußtsein im Herzen trägt, unmöglich ein starkes Nationalempfinden, ein kerniges Deutschgefühl hegen kann, genau so, wie einer, dem Familiensinn und Heimatstolz fehlen, keine aufrichtige, tiefgründende Vaterlandsliebe besitzen kann. So wurzelt auch das Glück Alldeutschlands nur in dem regen Wetteifer der ihrer Sonderart stolz bewußten deutschen Stämme für die Wohlfahrt der ganzen Nation. Und da stand der Bayernstamm nie im Hintertreffen.

Sehr vorteilhaft für die innere Entwicklung des Reichs scheint mir auch die Möglichkeit, in den nicht so dicht bevölkerten bayerisch-österreichischen Siedlungsgebieten Raum zu gewinnen zur Durchführung der so dringend nötigen Innenkolonisation und dabei durch Entfaltung planmäßiger Siedlungstätigkeit der bedenklichen Weiterausbreitung der Tschechen, Jugoslawen und Welschen vorbeugen zu können. Das ist bei der Überfüllung des jetzigen Deutschland mit Erwerbslosen nicht hoch genug anzuschlagen. Hierher kann es seinen Auswandererstrom lenken. Die Wiederaufnahme der deutschen Kolonisation in den Donau- und Alpenländern bringt frisches deutsches Blut in diese bedrohten Grenzlande, stärkt ihr Volkstum und verschafft ihnen durch lebendige Beziehungen zu der deutschen Binnenheimat größeren politischen Rückhalt am Gesamtvaterland. Für dieses selbst aber bedeutet diese Verstärkung der deutschen

Stellung im Südosten einen sicheren Wechsel auf eine verheißungsvolle Zukunft, die bisher binnendeutschen Altbayern aber werden durch die Verbindung mit ihren grenzbewohnenden Stammesbrüdern aufgerüttelt werden, ihren Blick über die weißblauen Grenzpfähle hinaus zu lenken und ihren Willen auf ein hohes gesamtvölkisches Ziel zu richten. So wird die altbayerische Heimat gleichsam politisch verjüngt und mit erhöhtem völkischen Pflichtgefühl beseelt, was namentlich im Hinblick auf die Eindämmung des tschechischen Ausdehnungsdrangs über den Böhmerwald herüber nur lebhaftest zu begrüßen wäre.

Höchst segensreichen Einfluß messe ich der Vereinigung der Deutschösterreicher mit ihren altbayerischen Stammesgenossen bei auf die Wiedererneuerung unseres zerrütteten Vaterlandes. Die deutschösterreichischen Jungbayern sind, abgesehen von dem verproletarisierenden Wien, wie die Altbayern ein Volk bäuerlichen Schlags, bewohnen ein Gebiet von überwiegend „ländlicher" Kultur. Das Land ist aber heute, in unserm industriellen Zeitalter, mehr denn früher der Jungbrunnen des Volkes, ganz besonders ist das Gebirge (Alpen und Alpenvorland!) der Urquell einer derben, urwüchsigen, gesunden Volkskraft voll froher Herzlichkeit und sonnigen Künstlertums, durchweht vom Hauche humorvoller Poesie. So verkörpern die Stammbayern in der Mehrzahl als Mitgift ihrer bevorzugten Landesnatur jene glücklichen Triebe, die den Menschen erheben über die Nöte des Alltags und die ihn über den öden Materialismus hinwegführen ins Reich der Ideale, in denen Heimatliebe, Stammesstolz und Nationalgefühl, verbunden mit einem tiefinnigen Glauben festeste Wurzeln geschlagen haben. Die Befreiung Deutschlands aus der Gewalt vaterlandslosen Proletariertums mit seinem internationalen Wahn kann nur von den Volkselementen ausgehen, die bodenständige Ideale im Herzen tragen. Vom bayerisch-bäuerlichen Süden wird diesmal die deutsche Erneuerung ausgehen, die sittliche Wiedergeburt, der dann unfehlbar auch der völkische und politische Aufstieg folgen werden. An dem derbbäuerlichen Wesen des Bayernschlags wird unser proletarisch verseuchtes Volk wieder gesunden und kann dies umso eher, je größere Durchschlagskraft die trotzige bayerische Stammesart mit ihrem Unabhängigkeitsgefühl, ihrer Anhänglichkeit an Heimat und Vaterland und ihrem biederfrommen Sinn erhält durch Wiedervereinigung aller Glieder der Stammessippe. Von hier aus, von den Bergen, die der Bayernstamm bewohnt, wird der belebende reinigende Hauch ausgehen, der ganz Deutschland wieder zu den altehrwürdigen Vätertugenden zurückführt und damit zur Grund-

lage neuen völkischen Glücks. „In den (bayerischen) Bergen wohnt die (deutsche) Freiheit.“

Wie aber soll die Einigung des Bayernstamms herbeigeführt werden zum Segen des Reichs? Das ist heutzutage, wo die früheren dynastischen Schranken gefallen sind, leichter möglich denn ehedem. Eine völkische Scheidewand hat es zwischen Altbayern und seinen österreichischen Tochtergebieten nie gegeben, sogar trotz mancher kriegerischen Verwicklungen nicht. Geographische, geschichtliche, wirtschaftliche und geistige Zusammenhänge [1]) weisen sie aufs engste aneinander an und fordern sie geradezu gebieterisch auf, ihre Zukunft unter einem gemeinsamen Dache zu bauen. Es fragt sich nur, ob sie sich mit einem bloßen wirtschaftlichen Zusammenschluß begnügen oder über Inn und Salzach hinweg ein engeres politisches Band knüpfen sollen, sodaß nach dem Wunsch eines stammbewußten österreichischen Patrioten der Inn wieder mitten durch das Bayernland fließe. Man kann dabei, um der Selbständigkeit der einzelnen bayerischen Stammesteile willen, wie es Dr. Jahn vorschlägt, an eine Art Schweizer Kantonalsystem denken. Doch das ist für jetzt Nebensache. Hauptsache ist vorerst, daß der Anschlußgedanke gegen das Widerstreben der Entente verwirklicht wird. Das müßte, weil hierdurch eine wirtschaftliche Stärkung Deutschlands herbeigeführt wird, sogar im Sinne der Entente, des Gläubigers von Deutschland, liegen, das würde nicht zuletzt deren Absichten auf Erhaltung des europäischen Friedens dienen, wenn es ihr damit so ernst ist, wie sie vorgibt. Ein großdeutscher Block der europäischen Mitte ist der Hauptbort des europäischen Friedens und ist deshalb eine Vorbedingung dafür, daß sich der durch den unseligen Weltkrieg so zerrüttete Weltteil von seinen schweren Wunden wieder erholen und neue Kulturaufgaben bewerkstelligen kann. Darum ist der Zusammenschluß aller Stammbayern durch die Einverleibung der jungbayerischen Siedlungsgebiete in Großdeutschland nicht bloß eine vorwiegend deutsche Sache, sondern wahrhaftig eine europäische Angelegenheit, und somit steht im Sinne der großdeutschen Idee wiederum eine „bayerische Frage“ im Brennpunkt des europäischen Interesses. Möge sie glücklich gelöst werden!

[1]) Lies das jedes Bayernherz erfreuende Buch von Dr. A. Dürrwächter „Bayerns Eigenart vom Weltkrieg aus“, Kösel, Kempten, 1916.

Albert Bencke, München: Individuelle Freiwirtschaft auf sozialistischer Grundlage.

So trüb und verworren unsere heutigen politischen und wirtschaftlichen Zustände auch sind, so sehr wir auch durch den Lügenfrieden der Gewalt ins Hintertreffen gedrängt zu sein scheinen, so laut auch die radikalen Umstürzler noch ins Horn stoßen, so darf uns all das doch nicht in der Anschauung irre machen, daß Deutschland in der Frage, die heute die ganze Welt in Atem hält, der Frage der Auseinandersetzung zwischen Kapital und Arbeit, Bürgertum und sogenanntem Proletariertum, die besten Aussichten für die richtige Lösung dieses die Welt durchzitternden Gesellschaftsproblems hat. Mit der richtigen Lösung dieses Problems, das der deutschen Zukunft vorbehalten zu sein scheint, müssen aber auch die Sklavenfesseln fallen, mit denen man uns umschnürte, denn von dem in der Weltfrage führenden Volke fallen diese Fesseln von selber ab; die innere Kraft macht es frei. Unsere Armut, die uns erst noch fühlbar werden wird, die Zwangslage, in die wir hineingestellt sind, das Vordrängen der unteren Schichten, die nicht wie in England durch alte konservative Tradition, wie in Frankreich durch den starken Nationalismus von der vollständigen Auflösung des alten kapitalistischen Systemes zurückgehalten werden, endlich der Charakter des Deutschen, der sich nicht zufrieden gibt, bis er ein brauchbares System ausgearbeitet hat, — all das und noch vieles andere, das auszuführen hier nicht der Ort ist, drängt uns mehr als jedes andere Volk zur Lösung der Weltfrage. Es ist der unwiderstehliche Zwang, der uns in dieser Lösung unsere Rettung aus politischer und wirtschaftlicher Sklaverei finden läßt, und es ist der systematische und tiefgründige Charakter des Deutschen, der uns auch rein ideell am ehesten zu dieser Lösung befähigt. Wir sind schon heute, wo unser altes Wirtschafts- und Gesellschaftssystem bereits z. T. zusammengebrochen ist, wo der Staatsbau in allen Fugen kracht, mitten auf dem Wege dieser Evolution, wenn auch, rein äußerlich genommen, noch wenig davon sichtbar ist. Ein Teil unseres Volkes hält noch an der unbeschränkten Privatwirtschaft fest, ein anderer —und das ist heute der schwerer ins Gewicht fallende — sieht das Heil in der unbedingten Sozialisierung, aber bereits verbreitert sich, ganz im Gegensatze zu dem politischen Gefüge unseres Parlamentarismus, die Gruppe der Mitte, welche die Zeichen der Zeit versteht und es gelernt hat, Erfahrungen zu

verwerten. Diese Gruppe hat die Tatsache erfaßt, daß die Zeit der kapitalistischen Herrschaft ein für alle Mal vorüber ist, daß aber bei dem heutigen Zustande der Menschheit der durch individuelle Tüchtigkeit erzielte Gewinn als Arbeitsanreiz nicht auszuschalten ist, wenn wir nicht einen kulturellen Niedergang, wie in Rußland, bereit sind in den Kauf zu nehmen; daß also Individualwirtschaft und Sozialwirtschaft mit der Möglichkeit einer Kapitalbildung, die nicht mehr ausbeuterisch wirken darf, zu vereinen sind. In dieser Versöhnung der scheinbaren Gegensätze liegt Deutschlands Zukunft und wir sind, wie gesagt, aller Ungunst der Tage und allen inneren Wirren zum Trotz, heute schon auf dem besten Wege, diese Synthese zu verwirklichen, denn das deutsche Unternehmertum, der deutsche Industrielle steht heute dem deutschen Arbeiter politisch und wirtschaftlich anders gegenüber als in irgend einem andern Lande und den deutschen Arbeiter zwingt die Not, allem radikalen Geschrei zum Trotz, mit dem Unternehmer, der Initiative und Schaffensdrang einzusetzen hat, zusammenzugehen, wenn nicht beide an den Bettelstab kommen wollen. Diese Einsicht bricht sich langsam, aber sicher Bahn und sie wird die Geister, nach manchen Kämpfen, die wir wohl noch durchzumachen haben, auf die richtige mittlere Linie der Versöhnung führen.

Solange der Arbeitgeber der alleinige Herr der Produktionsmittel, also des Kapitals ist, wie es heute noch anscheinend der Fall ist, vermag keine noch so hoch gesteigerte Entlohnung die Arbeiter zufrieden zu stellen. Nicht nur, weil die Preise schneller steigen als der Lohn und demnach der Arbeiter wenig von seinem ziffernmäßig hohen Einkommen hat, sondern weil in erster Linie dadurch jenes Herren- und Knechtsverhältnis verewigt wird, welches der heutige Arbeiter — ob mit Recht oder Unrecht, bleibe dahingestellt — im Besitzer der Maschine einerseits, in dem an der Maschine Arbeitenden andererseits verkörpert sieht und dem er sich nicht mehr fügen will. Damit fällt die privatkapitalistische Einzelwirtschaft, in der sich Arbeitgeber und Lohnempfänger gegenüberstehen, die heute politisch und wirtschaftlich gegen einander arbeiten, obwohl sie für dieselbe Sache ihre Kraft einsetzen, und es wird an ihre Stelle zu treten haben eine Wirtschaft, welche den individuellen Auslesewert der Einzelwirtschaft beibehält, ihr aber gleichzeitig statt des eben genannten Gegensatzes von Arbeitgeber und Lohnempfänger einen solidarischen Gruppencharakter aufprägt. Diese Einzelwirtschaft der Zukunft, die ihren individuellen Charakter mit allen damit verbundenen Antrieben der Tüchtigkeit und der Auslese beibehält und doch den Arbeiter und den Arbeitgeber zu einer innigen Arbeitsgemeinschaft zu-

sammenschließt, wird nach Form und Art einer Wirtschaftsdemokratie mit starker monarchischer Spitze, aber präziser konstitutioneller Rechtsabgrenzung aufgebaut sein. Der wesentliche Unterschied dieser Wirtschaftsdemokratie mit konstitutionellem Monarchen und der heute noch bestehenden Wirtschaftsautokratie wird aber darin bestehen, daß der industrielle Unternehmer nicht mehr der unumschränkte Herr eines ihm oder seinen Geldgebern gehörigen Besitzes, sondern ein Pflichtenträger der Gesamtheit und der öffentlichen Arbeit geworden ist, der seinen Gewinn als Besitzer der Produktionsmittel nicht mehr selbstherrlich entsprechend den Konjunkturverhältnissen bestimmt, sondern nur mehr in dem Maße gewinnt, als er seine Pflichten erfüllt, d. h. das Unternehmen, das ihm anvertraut ist, mit Hilfe seines Stabes von Angestellten und seinen Arbeitern zu einem gewinnbringenden, d. h. also gutarbeitenden, zu machen versteht. Damit wäre der Weg der Umwandlung der privatkapitalistischen Betriebe von heute in staatskapitalistische Betriebe mit individueller verantwortlicher Führung betreten und damit der Weg der Umwandlung unserer heutigen auf kapitalistischer Grundlage aufgebauten Gesellschaft in eine solche, in welcher das Privatkapital als Arbeitsersparnis zwar nicht verschwunden, aber auf ein bescheideneres Maß zurückgeführt sein wird, denn der einzige Zinsgeber und Zinsnehmer wird in dieser zukünftigen Gesellschaftsordnung der Staat sein, der alle ihm anvertrauten Kapitalien mit 5 % verzinst und sie mit 6 % an jene seiner Staatsbürger wieder hinaus gibt, die ihm die Gewähr dafür bieten, daß sie das Unternehmen, für welches sie den Kredit des Staates in Anspruch nehmen, zu führen verstehen werden. Das Privatkapital der Zukunft, das immer erspartes Arbeitseinkommen sein wird, wird entweder dem Staate zugeführt, der es verzinst und bereit ist, es jederzeit dem Besitzer ganz oder teilweise zurückzustellen, oder es wird vom Inhaber gemäß seinen Geschmacksbedürfnissen verbraucht. Das private Leihkapital ist verschwunden und damit auch die Zinsknechtschaft, gegen welche man sich heute mit aller Kraft auflehnt und die man doch nicht zu brechen versteht, weil selbstverständlich der Zins für geliehenes Geld nicht aus der Welt zu schaffen ist. Der ungeheure Unterschied besteht eben nur darin, ob der Staat der Inhaber des einen fixen Zins tragenden Geldes ist und den Gewinn der Geldbenützung der Gesamtheit nutzbar macht, oder ob die Privatpersonen diesen Gewinn einheimsen und damit die Welt in Fesseln schlagen. Wer sein Geld dem Staate nicht geben will, mag es verbrauchen, mag damit auch Unternehmungen gründen, aber dieses Kapital würde in den auf wirtschaftsdemokratischer Grundlage arbeitenden und demnach zu offener Rechnungslegung verpflichteten Be-

trieben ohne Verzinsung arbeiten und daher nur dann der Weg direkt — und nicht über den Staat — in die Betriebe finden, wenn der Unternehmer selber der Einleger ist, der das Risiko trägt, sein Kapital zinslos in das Unternehmen zu stecken, in Anhoffnung seines erhöhten Unternehmergewinnes, statt es dem Staate gegen den fixen Zins, der den reinen Finanzspekulationsgewinn ein für alle Mal aus der Welt schafft, zu übergeben.

Der Unternehmer, der Industrielle, würde in dieser neuen Wirtschaftsform einerseits eine geminderte, andererseits eine erhöhte Stellung gegenüber jener, die er heute inne hat, einnehmen. Eine geminderte insofern, als er nicht mehr als absoluter Herr seinen Arbeitern gegenübersteht — was heute ja im Grunde genommen nur scheinbar, in Wirklichkeit aber weniger der Fall ist, als es sich in einer geregelten Wirtschaftsdemokratie aus ganz natürlichen Verhältnissen ergibt — eine erhöhte aber insofern, als er in seiner neuen Stellung als Führer einer Arbeitsgruppe gewissermaßen Träger eines öffentlichen Mandates ist, für welches er der Öffentlichkeit Verantwortung schuldet. Das Geld zur Gründung und zur Inbetriebsetzung seines Unternehmens gibt ihm der Staat auf Grund seiner Bereitwilligkeit, einen bestimmten, nach einer festen Regel errechneten Prozentsatz der vom Staate geliehenen Summe als Garantie für seine Fähigkeit, das Unternehmen zu leiten, zinsenlos in das Unternehmen einzulegen. Diese Einlage ist gesichert in den Immobilien des Unternehmens und würde ihm von dem Augenblicke an vom Staate verzinst oder herausgegeben, in welchem er, aus irgend welchen Gründen, sich genötigt sieht, von dem Unternehmen zurückzutreten, und das Unternehmen somit an den Staat als den (neben dem ausgeschiedenen ursprünglichen Unternehmer) alleinigen Geldgeber zurückfällt. Für seine Einlage und für seine organisatorische und technische Tätigkeit als Leiter des Unternehmens bezieht der Unternehmer einen Gewinnanteil am Ertrage des Unternehmens, der mit der Anzahl der im Betriebe (also der vom Unternehmer geführten Arbeitsgruppe) verwendeten Arbeiter wächst. Je größer die Anzahl der Arbeiter, desto größer ist auch die Leistung des Unternehmers anzuschlagen, der den Betrieb auf dieser Höhe zu halten versteht, desto größer ist auch die zinsenlos von dem Unternehmer zugeführte Einlage und desto größer muß dann auch der Gewinn sein, welchen der Unternehmer aus dem Betriebe zieht. Bei normalen Geldverhältnissen (wo etwa das normale Arbeitseinkommen der jüngsten Vollarbeiter 3000 Mk. betragen würde) könnte man dem Unternehmer mit einem Betrieb von 50—100 Arbeitern etwa den fünffachen, von 100—500 den sechsfachen, darüber bis zu

einer bestimmten Stufe den siebenfachen Anteil zubilligen und so fort, wobei natürlich nach oben eine Grenze zu setzen wäre. Die Unterleiter ständen eine Stufe unter dem Führer, unter diesen die Techniker, Ingenieure, Werkmeister, ältere eingeübte Arbeiter, jüngere Anfänger, die mit einem einzigen Anteil in der Gewinnverteilungsliste stehen. Ein gewisser Minimallohn ist garantiert, aber es handelt sich bei diesem Wirtschaftssystem auf demokratischer Grundlage eigentlich überhaupt nicht um Lohnzahlung, sondern um Festsetzung von Gewinnanteilen. Da das Unternehmen als Gewinnunternehmen für alle daran Beteiligten, nicht mehr für den Unternehmer oder seine Geldgeber allein geführt wird, ist die Finanzgebahrung eine öffentliche, wird in den von Zeit zu Zeit stattfindenden Voll- oder Delegiertenversammlungen der Betriebszugehörigen, in denen auch sonstige Betriebs- und technische Fragen zur Sprache zu bringen wären, dargelegt, so daß ein jeder Klarheit über den Stand des Unternehmens und den jeweiligen Wert seiner Arbeit gemäß der Anteilstufe, in der er sich befindet, hat. Alles, was nach Abzug der für die vom Staate gegebenen Gelder zu zahlenden 6 % bleibt, ist Gewinn, welcher der Gesamtheit der am Unternehmen Arbeitenden zukommen und als solcher unmittelbar gemäß den Anteilsstufen verteilt oder z. T. für sonstige von der Gesamtheit gut geheißene Zwecke verwendet wird. Investionen, Neubauten, Vergrößerungen sind niemals aus solchen Betriebseinnahmen zu bestreiten, sondern die hierfür nötigen Summen sind vom Staate anzufordern, der über die Zulässigkeit entscheidet und hierfür dann die übliche 6 % Verzinsung erhält. Wenn nun so der Gewinn ganz auf die im Betriebe vereinigte Arbeitsgruppe ausgeschüttet wird, so ist Vorsorge zu treffen, daß dieser Gewinn kein übermäßiger, das Publikum und damit auch die Arbeiterschaft selbst bedrückender wird. Diese Vorsorge geschieht durch Aufstellung des Grundsatzes freiester Konkurrenz, der die einzelnen Betriebe mit einander im Wetteifer nach besserer und zweckmäßigerer Arbeit hält. Trusts und Kartelle jedweder Art, die uns im kapitalistischen System so manchen Seufzer ausgepreßt, sind unzulässig; die Wirtschaft ist auf sozialistisch-demokratischer Grundlage völlig frei und steht damit im starken Gegensatz zu dem, was die unter staatlicher Kontrolle stehende Wirtschaft des jedes Individualstreben vernichtenden Sozialismus verlangt. Hier wäre der sozialistische Gedanke des Staatskapitalismus bei freiem Unternehmertum und demokratischem Wirtschaftsbetrieb organisch aufbauend statt doktrinär verwendet; die Tüchtigkeit, die Initiative, die Arbeitsfreudigkeit des Einzelnen fänden ihre gebührende Stellung und ihren Lohn; der zinsenlos einzulegende Kapitalanteil für ein kleines Unternehmen, aus dem sich

bald ein größeres entwickeln könnte, wäre von fast jedem, der Tatkraft und kluge Gedanken hat, aufzubringen und die Schranke zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, als dem Kapitalbesitzenden oder Kapitalvertretenden einerseits, dem kapitallosen Proletarier andererseits wäre hinweggeräumt, denn es wäre immer das Staatskapital, das weitaus überwiegend im Betriebe steckt und somit den Betrieb auch zum teilweisen Besitztum des Arbeiters macht, solange dieser gewillt ist, darin zu arbeiten

Die Hauptsache aber ist, es würde durch diese staatskapitalistische Gesellschaftsordnung zwar nicht Wohlhabenheit einerseits, bescheidene Lebensführung andererseits aus der Welt geschafft, der Gegensatz zwischen Plutokratie und Proletariat aber würde nach und nach — vielleicht sogar ziemlich schnell verschwinden, denn der Einzelne würde nicht mehr Zins auf Zins häufen, nicht mehr als seine 5 % vom Kapital beziehen können. Gerade weil dem Privatkapital die Tendenz zur Vermehrung genommen, hohe Einnahmen aber, die zum direkten Verbrauch drängen, nach wie vor bestehen werden, werden auch Kunst und Wissenschaft auf ihre Rechnung kommen, wird der Luxus, soweit er mit dem Kulturbedürfnis vereinbar ist, nicht unterdrückt werden. Es wird sich aber immer um Arbeitseinkommen, also verdientes Einkommen handeln, das sich diese Genüsse gönnen darf, und sie werden daher ihren Stachel für die verlieren, deren Arbeit nicht die gleiche Qualifikation hat. Die unverdienten Einkommen, also das, was wir heute Vermögen nennen, die mit solchen Ausgabetendenzen verkoppelt werden, werden bei dem 5 % Fixum, das ihnen der Staat zahlt, bald die Neige erreichen, und es wird sich so die Umformung vollziehen, gemäß welcher das Geld an und mit seinem Besitzer wieder eine Art Wert darstellt, während es heute oft den Unwert seines Inhabers dartun würde, wenn es zu sprechen vermöchte. Die schwer reichen Leute werden verschwinden, dafür wird es aber eine Menge von kleinen Kapitalisten geben, die nicht nur Rentenempfänger sind, wie heute in Frankreich, sondern die an der staatlichen Wirtschaft mitarbeiten, weil jeder Tüchtige den Marschallstab zum — wenn auch anfänglich nur sehr bescheidenen — Unternehmertum im Tornister trägt, der sein Kapital im Vertrauen auf seine Tüchtigkeit in die allgemeine Volksarbeit einwirft, um durch sie und mit ihr seine Persönlichkeit in seiner Arbeit zu entfalten. So wäre hier die Synthese von Sozialismus und Individualismus gefunden, die beide dem Deutschen so nahe liegen und deren Durchführung ihm die Zukunft vorbehalten zu haben scheint.

Dr. N. Hansen-Berlin: Japans Wirtschaftssorgen.

Das japanische Wirtschaftsleben, das während des Weltkrieges einen gewaltigen Aufschwung genommen hat, macht seit Monaten eine außerordentliche schwere Krisis durch. Über die Gründe und Einzelheiten des Rückschlages sind bisher nur verhältnismäßig wenig Einzelheiten bekannt geworden.

Nach mir vorliegenden Auslassungen führender japanischer Handels- und Industriekreise, die Ende April aus Tokio datiert sind, hat sich Japan, um die Kriegskonjunktur möglichst auszunützen, während des Weltkrieges übermäßig ausverkauft. Die Geschäftswelt Japans hatte sodann fest damit gerechnet, daß mit dem Tage des Friedensschlusses wesentlich schneller normale Verhältnisse wieder eintreten werden, als sie tatsächlich erfolgt sind. Vor allem hatte man nicht mit den seit mehr als Jahresfrist alle Länder unterwühlenden sozialistischen und kommunistischen Bewegungen gerechnet, die so stark verzögernd und verteuernd auf die Gestaltung einer momentanen Lebensmittel- und Rohstoffversorgung und Güterbeschaffung einwirken. Japan sieht sich heute gezwungen, um alles das, was es an Waren, Rohstoffen und Maschinen zu viel verbraucht bezw. an das Ausland abgegeben hat, zu einem recht erheblichen Teil vom Auslande zurückzukaufen, und es muß dafür mindestens die dreifachen Preise zahlen, die es s. Zt. selbst verlangt hat. Wie es heißt, haben die hier gekennzeichneten Verhältnisse sich heute bereits derartig zugespitzt, daß eine ungünstige Handelsbilanz schnell entstand und in einem Umfange vorliegt, daß die im Kriege aufgespeicherten Kapitalreserven und Auslandsguthaben bald aufgezehrt sind. Abgesehen von der allgemeinen Verteuerung des Geldes und der Lebensverhältnisse hat die jetzt eingetretene Gestaltung der Dinge den Nachteil für Japan,. daß es seine im Kriege erworbene finanzpolitische Stellung wieder einzubüßen im Begriff ist. Prüft man in der führenden Handelspresse Japans die Auslassungen über die Zukunftsaussichten des japanischen Wirtschaftslebens nach, welche die großen englischen Blätter den japanischen Organen entnehmen, so kann man feststellen, daß die Ansichten der Publizisten eigentlich erheblich von einander abweichen. Die Pessimisten stellen fest, daß die Kluft zwischen Reich und Arm im Land so tief wie noch nie geworden ist. Der Kampf zwischen Kapital und Arbeit, so meinen sie, werde täglich schärfer und die hohen Lebenshaltungskrisen vermehren die Not der mittleren und unteren Klassen in

einem rasenden Tempo. Obwohl die japanischen Arbeiter heute höhere Löhne und kürzere Arbeitszeit als ihre amerikanischen und europäischen Genossen fordern, sei ihre Leistungsfähigkeit weit geringer, als die der weißen Arbeiter.

Gebe man den Forderungen der Arbeiter in Japan weiter nach, so werde die japanische Ware wegen ihres hohen Preises trotz schlechterer Beschaffenheit bald verschwinden. Gautare Shimura und andere japanische Publizisten sind der Ansicht, daß das außerordentliche Ansteigen der Preise die Existenz der Mehrheit des Volkes bedroht und daß eine ernste soziale und politische Revolution bevorsteht. Die hohen Reis- und Seidenpreise hätten die landwirtschaftlichen Kreise enorm bereichert. Für das ganze Land jedoch wäre es besser, sie seien nicht vorhanden, denn nur die reichen Besitzer könnten aus ihnen Vorteil ziehen. Die Pächter dagegen, welche den Hauptbestandteil der Landbevölkerung ausmachten, litten unter den hohen Preisen ganz außerordentlich.

Was schließlich die immer ungünstiger werdende Gestaltung der Handelsbilanz betreffe, so geben die Pessimisten zu, daß Amerika sowohl im Absatz seiner Produkte in Europa wie auf dem Ostasienmarkt im Hinblick auf seinen Wohlstand und den steigenden inländischen Bedarf Japans zur Zeit einen erheblichen Vorsprung habe. Japan beschränke sich einseitig vorwiegend darauf, seinen Handel im Osten auszudehnen. Es sei jedoch falsch, den Osten als besondere Domäne Japans zu betrachten. Im Gegenteil, bei der augenblicklichen Mißstimmung Chinas gegen Japan und der Boykottstimmung hätten die Amerikaner heute eine ausgezeichnete Gelegenheit, den Handel auf dem umfangreichen Chinamarkt auszubreiten. Besonders scharf gehen diese japanischen Wirtschaftskritiker schließlich gegen das unlautere Geschäftsgebahren vor. Es seien viel zu viel Schwindelgesellschaften wie Pilze aus der Erde emporgeschossen. Nichts könne dem augenblicklichen Stand des japanischen Wirtschaftslebens mehr schaden als diese Erscheinung. Ohne jeden rechtschaffenen Grund, ohne bestimmtes Ziel und Vertrauen arbeiteten viele aufs Geratewohl. Die meisten seien eitle Luftschlösser und ihr Zusammenbruch müsse kommen.

Die Optimisten unter den japanischen Wirtschaftspolitikern sehen die augenblickliche Situation wesentlich anders an. Nach ihrer Auffassung, die sie z. T. in den März- und Aprilnummern der „Chugai Kanzei“ niedergelegt haben, kann Japan seine überlegene industrielle und Handelsposition noch mehrere Jahre aufrecht erhalten. Zwar müsse zugegeben werden, daß auch in Japan die hohen Lebenshaltungskosten die Produktion erheblich beeinträchtigten. Aber es handle sich für dieses

Land nur um ein vorübergehendes Problem, das gelöst werden könne, wenn nicht die Regierung in ihrer Wirtschaftspolitik schwere Fehler mache. Die industrielle Tätigkeit und Leistungsfähigkeit habe während des Krieges beträchtliche Fortschritte gemacht. Die Entwicklung während der 5 Kriegsjahre sei so glänzend gewesen, daß Japan, wenn es sich Mühe gebe, sich wohl gegen den kommenden Wettbewerb halten könne. Auch die Lage des Außenhandels sei nicht so ungünstig, wie sie häufig geschildert werde. Die hohe Lebenshaltung verteure zwar die Produktion wie die Exportwaren erheblich, jedoch nicht in einem Grade, daß die Grundlagen erschüttert werden. In den letzten Monaten sei wesentlich mehr ein- als ausgeführt worden. Jedoch seien die Haupteinfuhrgüter Rohbaumwolle, Maschinen und Wolle, d. h. Güter, welche der Weiterentwickelung der japanischen Industrie dienten und die nach ihrer Veredelung größtenteils wieder ausgeführt würden. Aus diesem Grunde sei auch das Anwachsen der Einfuhr nicht so gefährlich. Die Stellung, die der japanische Handel während des Krieges erworben habe, sei außerordentlich stark. Japan dehne das Absatzgebiet für seine Waren in erster Linie nach Osten und nach der Südsee aus, während Amerika den Europahandel vorwiegend forciere. Amerika kaufe von Japan, was es für den Europahandel selbst nicht habe. Die japanische Handelsstellung sei jetzt stark und lasse sich nicht so leicht unterminieren, der gute Stand der Landwirtschaft sei ein weiterer günstiger Faktor. Die Knappheit an Nahrungsmitteln sei ein Weltproblem. Es würden noch Jahre vergehen, bis Rußland und Deutschland ihre früheren Produktionsstände erreicht hätten. Dieser Zustand werde den Bedarf an Reis in Europa ständig steigern. So lange der hohe Reispreis und Seidenpreis sich halten könne, werde Japan blühen, da die landwirtschaftliche Bevölkerung 60 % der Gesamtbevölkerung ausmache. Die letztjährige Reisernte habe annähernd 60 Millionen Koku betragen, und diese enorme Menge bilde bei dem augenblicklichen hohen Preis eine achtungsgebietende Macht und Garantie für die Wirtschaft des Landes. Es sei ferner außerordentlich bemerkenswert, daß die Tokioer Bank eine große Zahl teurer Anteilscheine im Handumdrehen auf dem Lande untergebracht habe, so daß 60 % dieser Scheine sich in den Händen der ländlichen Bevölkerung befinde.

Die hier gekennzeichneten zwei grundverschiedenen Auffassungen über den augenblicklichen Stand der japanischen Wirtschaftsverhältnisse sind wohl geeignet, als Basis und Maßstab für die Beurteilung der inzwischen eingetretenen kritischen Verhältnisse zu dienen. Die Ansicht, daß, solange die Landwirtschaft, welche 60 % der Bevölkerung ausmacht, blühe, eine Gefahr für das gesamte Wirtschaftsleben nicht bestehe, hat sich inzwischen

als unrichtig erwiesen. Wenn 60 % des Volkes dick und satt werden, so schreibt der Direktor der Fuji Cursed Spinning Co., so könne man die übrigen 40 % nicht ruhig darben und hungern lassen. Es hat sich im Laufe des Monates Mai ferner gezeigt, daß die Pessimisten mit ihrer Kritik an den vielen ungesunden Gründungsgesellschaften Recht hatten. Die japanische Landbevölkerung hat bei den Leuten auf dem Lande viel zu stark unter dem Anreiz dieser Gesellschaften spekuliert. Die Folge war, daß die Produktion sich weiter verteuerte und der Handel gelähmt wurde. Um das Spekulationsfieber einzudämmen, erhöhte die japanische Regierung in den letzten 6 Monaten wiederholt den Zinsfuß der Bank von Japan. Die Folge war, daß der Geldmarkt steif wurde und Geld nur unter außerordentlich schwierigen Bedingungen zu haben war. Gewiß war es notwendig, den Zinsfuß herauf zu setzen, um die Warenpreise zu drücken. Die plötzliche Versteifung des Geldmarktes hat den Aktionären der vielen neuen Gesellschaften inzwischen so große Ungelegenheiten gebracht, daß man z. Zt. tatsächlich von einer schweren Börsen- und Wirtschaftskrisis in Japan sprechen kann. Was schließlich die augenblickliche Konkurrenzfähigkeit der Industrie im Wettbewerb mit den europäischen Ländern betrifft, so ist inzwischen rein objektiv von führenden japanischen Bankleuten zugegeben worden, daß viele der während des Krieges entstandenen Industrien, die den Ersatz deutscher Produkte anstrebten, vor allem die von der japanischen Regierung unterstützte Farbstoffindustrie, als ein dauernder Fehlschlag bezeichnet werden. Die Folge ist, daß man heute in Japan den lebhaften Wunsch hat, deutsche Techniker auf allen Gebieten zu gewinnen und so die japanischen Waren qualitativ voll konkurrenzfähig zu machen. Im Augenblick ist der Stand der japanischen Technik so, daß alle besseren Erzeugnisse teurer als in Amerika produziert werden. Es besteht deshalb tatsächlich in Japan heut eine große Geneigtheit, die noch im Land vorhandenen Kapitalreserven mit deutscher Technik, Maschinen etc. zu verbinden. Man glaubt auf das Entgegenkommen Deutschlands rechnen zu können, selbst wenn hierdurch in einzelnen Fällen der einstige Absatz deutscher Produkte in Ostasien gefährdet werde. Was insbesondere den Chinamarkt betrifft, so hat man in Japan das Gefühl, in den Artikeln, in denen gerade England auf diesem Markt besonders hervorgetreten ist, wie z. B. Baumwollgarne, die englische Konkurrenz in wachsendem Maße schlagen zu können.

Diese Entwickelung werde, so meinte ein Japaner, mit dem ich kürzlich sprach, erfreulicherweise nicht klar genug erkannt. In den letzten Jahren sei es japanischen Firmen gelungen, in Shanghai und selbst in Hongkong so wie den übrigen Plätzen des englischen Handels die besten Grundstücke

und Anlagen etc. zu erwerben und so mitten im englischen Interessengebiet eine besonders begünstigte Stellung einzunehmen. Der amerikanischen Konkurrenz dagegen steht die japanische Geschäftswelt viel besorgter gegenüber; denn sie wirft sich gerade auf solche Artikel, die japanischerseits nicht gleichwertig hergestellt werden können. Ein typisches Beispiel bieten die Stahlerzeugnisse. Im allgemeinen fürchten die Japaner den industriellen Wettbewerb der Amerikaner erheblich mehr als den finanziellen, da die amerikanischen Banken für das Ostasiengeschäft noch nicht die nötige Anpassungsfähigkeit und Erfahrung besitzen. Die ungünstige Zahlungsbilanz Japans, die als unbedenklich hingestellt wurde, werde zweifellos auch in den nächsten Monaten eine weitere Verschlechterung erfahren. Schon heut reichen die indirekten Einnahmen des Mikadolandes aus der Schiffahrt, Versicherungen etc. bei weitem nicht mehr aus, um die ungünstige Handelsbilanz auszugleichen. Vor allem haben die Einnahmen aus der Schiffahrt in den letzten Monaten ganz erheblich abgenommen, so daß mit einem Ausgleich aus dieser Einnahmequelle immer weniger gerechnet werden mußte.

Paul von Rechenberg-Linten: „Versöhnung".

Der Weltkrieg ist zu Ende, äußerlich und offiziell. Nur im Osten Europas flackert noch der Brand. Wenn sich die Gewalt- und Machtinstinkte ausgetobt oder freie Bahn geschaffen haben, werden wir auch dort äußerlich Frieden haben. Vielleicht kommt aber noch ein Drittes in Frage: wenn ein gerechter, freier Ausgleich aller Interessen gefunden worden ist, die dort auf dem Spiele stehen: Selbstbestimmungsrecht und politische Freiheit der kleinen Völkerschaften; Abgrenzung der Staaten nach dem freien Willen der Grenzbevölkerung; Garantien der kulturellen und sozialen Rechte der nationalen Minderheiten usw., wie die bekannten berüchtigten „14 Punkte" lauten, die auf Grund der offiziellen Zusage der Entente die Grundlage zu einem ehrlichen Verständigungsfrieden bilden sollten, damit Kriege in Zukunft unmöglich und ausgeschlossen wären. Und nun ist Friede, äußerlich und offiziell. Die Grundlagen aber des ehrlichen Verständigungsfriedens sind nicht berücksichtigt worden. An ihre Stelle ist brutale Macht und Vergewaltigung getreten. Man hat das gutgläubige deutsche Volk einfach hintergangen, indem man

es verleitete, die Waffen niederzulegen, und dann, als es wehrlos dastand, ihm Bedingungen aufzwang, die ihm auf Jahrzehnte hinaus alles nehmen, was das Leben überhaupt lebenswert macht.

Nun tritt an uns die Frage heran, ob wir auf dieser durch Täuschung und Vergewaltigung geschaffenen Grundlage wirklich im dauernden Frieden mit den Feinden von gestern leben können? Ja noch mehr! Man tritt direkt an uns mit der Aufforderung heran, den alten Hader, den Haß und die Feindschaft zu begraben und versöhnlich und friedfertig an den Neuaufbau des Lebens zu gehen. Man erwartet von uns, den „Hunnen und Barbaren" von gestern, daß wir den höchsten idealsten Edelmut besitzen sollen und unsern Vergewaltigern die Bruderhand entgegenstrecken und vergessen sollen. Ja n o c h mehr! Man entrüstet sich über unsere Unversöhnlichkeit und erinnert uns vorwurfsvoll an die Lehren des Evangeliums. Diese Predigt der Versöhnung, ob sie nun aus dem Lager der Entente oder sonst wo herstammt, muß notwendig von uns einer eingehenden Prüfung unterzogen werden. Denn sie führt das große und bedeutungsschwere Wort von der Versöhnung der Völker im Munde. Wir alle verabscheuen Haß und Rache, wir alle wollen den Frieden, denn der Krieg ist in seiner ganzen zerstörenden Unkultur erkannt, und es gibt wohl keinen unter uns, der ihn wieder herbeisehnt. Aber die Dinge liegen doch so, daß wir von den Alliierten einfach in ungeheuerlichem Maße hintergangen worden sind, um uns bis aufs Hemd auszuplündern. Da sie es nicht mit der Waffe im Kampf erreichen konnten, versprachen sie uns eine ehrliche gemeinsame Regelung aller notwendigen Lebensfragen unter Angabe ganz bestimmter fester Richtlinien und unter der Bedingung, daß wir die Waffen niederlegen und unsere Regierungsform ändern. Und als das geschehen war und wir wehrlos dastanden, wurden wir einfach moralisch, politisch und wirtschaftlich abgeschlachtet! Und jetzt kommt man von dieser Seite und predigt uns Versöhnung. Es klingt direkt lächerlich, wenn die Frage nicht so bitter ernst wäre. Denn sie zeigt uns zweierlei: erstens, daß man von dieser Seite gewillt ist und hofft, den Betrugs- und Gewaltfrieden von Versailles zu einem dauernden zu machen; und zweitens, daß man wieder auf unsere teutonische Einfalt und Gutmütigkeit spekuliert; ja, daß man uns direkt die Schuld zuschieben will, wenn noch immer nicht „Friede" und „Eintracht" unter den Völkern herrscht! Denn man ist doch versöhnlich gestimmt, man reicht uns großmütig die Hand und ist sogar bereit, uns entgegenzukommen! Man will uns ganz einfach glauben machen, daß es eine Gewissens- und Kulturpflicht jedes anständig denkenden und empfindenden Menschen sei, j e t z t endlich einmal jeden Groll fahren zu

lassen und ehrlich in die dargebotene biedere Rechte einzuschlagen! Das sind die einen, die wieder und immer wieder mit List und Heuchelei an unserem Untergang arbeiten und ihn besiegeln wollen für immer. Vor ihnen ist gewarnt, und mit ihnen haben wir uns nicht mehr zu beschäftigen.

Aber es gibt noch eine andere Art von Menschen, die äußerlich auf dem gleichen Pfade der Versöhnung gehen und wirken, ehrlich und in gutem Glauben. Das sind die wirklichen Friedensfreunde und -freundinnen, die im Herzen tief die Schmach empfinden über das Schreckliche, das geschehen ist. Mit denen müssen wir uns ehrlich auseinandersetzen, denn ihr guter Wille hat es verdient. Und je eher Klarheit in diese uns alle angehende Frage gebracht wird, um so besser!

Diese Leute sind wirklich davon überzeugt, daß die Zeit der Versöhnung gekommen ist. Es sind ehrliche Friedensfreunde, die hoffen und glauben, daß der Verkehr der Nationen und Menschen untereinander wie vor dem Kriege, in freundschaftlicher Weise wieder aufgenommen werden könne, wenn jeder nur die ihm angetane wirkliche und vermeintliche Unbill vergäße und völlig dem Ideal der versöhnenden Menschenliebe sein Herz öffne. Sie treten aus allen Lagern an uns heran, und man fühlt, sie meinen es ehrlich. Wenn man ihnen aber von den notwendigen Voraussetzungen einer Versöhnung spricht — vor allem davon, daß es undenkbar ist, daß ein großes Millionenvolk wie das deutsche in jedem Einzelnen seiner Glieder die ideale Höhe des völlig selbstlosen Sichaufgebens besitzen sollte; wenn man ihnen sagt, daß, bevor man hoffen könne, Versöhnungs- und Brudergefühle beim Deutschen für den Franzosen oder Engländer und seine Verbündeten zu erwecken, diese Völker doch vor allem dem beraubten „Bruder“ das geraubte Gut wiedergeben, die durch Betrug ihm auferlegte Last abnehmen, die vergewaltigten Volksgenossen wieder befreien müssen — daß erst dann erwartet werden könne, daß der Deutsche bereit sein würde, ehrlich die Hand zum dauernden Frieden zu bieten — so stehen sie dem meist verständnislos gegenüber. Während er jetzt, der Not gehorchend, das ihm aufgezwungene Joch mit Erbitterung im Herzen trägt und Jenen, die seine Gutgläubigkeit dazu benutzten, es ihm aufzulegen und ihn obendrein noch in den Augen der ganzen Welt als schuldigen Verbrecher hinzustellen, nur Empörung und Ablehnung entgegenträgt. Daß also von einer Versöhnung so lange nicht die Rede sein könne, bis nicht die Schmach-, Betrugs- und Vergewaltigungsparagraphen des Versailler „Friedens“ aufgehoben seien. Und daß es naiv sei zu glauben, ein ganzes Volk bestehe nach dem Vorgefallenen aus lauter Christussen! Wir Deutsche

bringen den Alliierten im besten Falle bloß Mitleid entgegen; allen diesen Leuten der Entente, die während des Krieges mit den hochtrabendsten Phrasen den Kampf für Freiheit und Glück der Völker zu führen behaupteten und nun so erbarmungslos entlarvt sind. Wir *schämen* uns des Menschentums, welches es fertiggebracht hat, den ungeheuerlichsten Betrug zur Tatsache werden zu lassen. Und nun mutet man uns zu, so als ob nichts geschehen wäre, innerlich Freundschaft und Güte zu empfinden, *denen* gegenüber, die mit unsern geraubten Schiffen, mit unsern uns abgetrogenen Kolonien, mit unserm uns erpreßten — betrugerpreßten — Gelde auf Jahrzehnte hinaus prunken; während wir in Hunger und Elend und Erschöpfung alles dessen beraubt, was das Leben überhaupt des Lebens wert macht, auf Jahre hinaus vergewaltigt sind und es bleiben sollen! Aber Freundschaft und Liebe empfinden dürfen!

Die Voraussetzungen einer ehrlichen Versöhnung zwischen uns und der Entente können nur folgende sein: Rückgängigmachung des Versailler Betrugs- und Vergewaltigungsfriedens und ehrliche und rückhaltlose Einhaltung des *Versprochenen*. So lange dieses nicht geschieht und wir auf Jahrzehnte hinaus die Arbeitssklaven der Entente sein sollen; so lange deutsche Volksteile von ihrem Mutterlande gegen ihren Wunsch und Willen abgetrennt bleiben und unter aufgezwungener Fremdherrschaft leben sollen, so lange kann es auch keine wahrhafte Versöhnung zwischen den Völkern Europas geben. Diese Wahrheit zu verschleiern und nicht auszusprechen, hieße gerade den Frieden absichtlich verunmöglichen. Und gerade weil wir ehrlich den Frieden wünschen, muß dies immer wieder gesagt werden! Ist die Entente so verblendet, um dies nicht zu begreifen?

Unsere Heimat ist die Welt. Unser Weltbürgertum, welches Herder im besten Sinne anzubahnen bestrebt war, welches auf dem Gebiet der Literatur und Kunst, der Wissenschaft und Philosophie sich Heimatrecht und Anerkennung in der ganzen Welt errungen hat, dieses Weltbürgertum, welches im tiefsten Grunde auf der Idee der Freiheit, Gerechtigkeit und Wahrheit beruht, kann nur dann im Sinne eines allgemeinen Völkerfriedens wirksam sein, wenn es auch von den anderen Völkern erfaßt und zur Grundlage des Lebens gemacht wird. Wir verlangen nichts anderes, als das, was wir selbst zu geben vermögen: internationale Gleichstellung auf Grund gegenseitiger ehrlicher Verständigung. Nicht aber Betrug und Vergewaltigung. Solange diese aufrecht erhalten bleiben, wird es auch immer Krieg und Zwietracht, Empörung und Haß geben, und die Versöhnung zwischen den Völkern wird so lange aus-

bleiben, solange diesen elementaren Forderungen nicht Genüge geschehen ist. Wir können wohl mit dem einzelnen Engländer, Franzosen oder Italiener in gesitteter Form verkehren, wir werden gerade diesen Menschen gegenüber zeigen, daß wir nicht den Einzelnen entgelten lassen, was sein ganzes Volk an uns verbrochen hat. Aber Versöhnung und Schwinden der Feindschaft kann nur dann eintreten, wenn diese Menschen sich rückhaltlos auf den Boden der Wiedergutmachung des Unrechtes stellen, welches sie und ihre Regierungen — sie sind es selbst — uns angetan haben. Dann können wir gemeinsam mit ihnen an den Wiederaufbau des zerstörten Menschentums gehen, das jetzt geschändet am Boden liegt und nicht um Erbarmen, sondern nach Rache schreit. Denn wir Deutsche — ich wiederhole es — wir sind keine Christusse, sondern auch nur Menschen. Wenn man sich auf Christus beruft, so muß man auch tun, was er lehrte. Er aber verlangte von den Zöllnern die Wiedergutmachung des begangenen Unrechtes und die Rückgabe des auf unrechtem Wege erpreßten Gutes. Und wir verlangen nur, daß man uns Gerechtigkeit widerfahren läßt, eingegangene Versprechen hält und uns nicht allein die Last dieses ungeheuren Krieges aufbürdet, der in Wirklichkeit von allen Kriegsmächten verschuldet wurde.

Deswegen ist eine weitere unumgängliche Forderung und Voraussetzung der kommenden und auch von uns erhofften Versöhnung der Völker ein neutraler Untersuchungsausschuß über die Ursachen, die zum Kriege geführt haben. Solch einem neutralen Schiedsspruch könnten und müßten wir uns auch innerlich fügen, nicht aber einem einseitigen Verdammungs- und Vergewaltigungsakt, wo der Kläger gleichzeitig auch Richter ist. Das durch Betrug wehrlos gemachte deutsche Volk konnte ja garnicht anders, als äußerlich den ihm vorgelegten „Friedensvertrag“ von Versailles anzuerkennen — es mußte es, denn sonst bedrohte es Hungertod durch Fortsetzung der Hungerblockade und völlige Zerstückelung und Vernichtung. Aber kein Deutscher hält sich innerlich an dieses fälschlich „Friedensvertrag“ genannte Gewaltinstrument gebunden. Wie groß muß daher die innere moralische Empörung gegen die Ententeländer, gegen die Angehörigen eines solchen Vorgehens sein!

Die moralische Stufe eines Franz von Assisi haben wir noch nicht erreicht, der dem Räuber, der ihn ausgeplündert hatte, nachlief, um ihm noch den Groschen zu geben, den jener bei der Ausplünderung nicht entdeckt hatte. Unser moralisches Verhalten der Entente gegenüber kann — so wie wir sind und die Dinge in Wirklichkeit liegen — nur auf die Forderung von Gerechtigkeit und Freiheit für Alle gegründet werden. Werden diese Grundlagen des Gemeinschaftslebens der Völker auf die

Dauer untergraben und mißachtet — von wem es auch sei —, so kann und muß daraus wieder nur Unheil entstehen. Wir, die wir uns ehrlich auf diese Grundlagen gestellt haben, können trotz Vergewaltigung und Raub, trotz Elend und Armut getrost in die Zukunft schauen — denn die sittlichen Kräfte des anbrechenden Zeitalters sind mit uns. Nur dürfen wir uns in politischen Dingen keinen Illusionen hingeben. Eine Rückgängigmachung des Versailler Friedensvertrages kann nur auf zwei Wegen erreicht werden. Es muß entweder ein völliger Zusammenbruch der Ententemächte auf militärischem Wege erfolgen. Dies kann nur mit militärischen Machtmitteln durch eine Koalition Deutschlands, Rußlands und eventuell auch Japans erfolgen und würde die Schrecken eines neuen Krieges über die Welt bringen. Ein neuer Befreiungskrieg Deutschlands gegen die ihm aufgezwungene Fremdherrschaft der Entente könnte als heroische Verzweiflungstat eines ganzen Volkes im Verein mit allen den Völkern, die jetzt durch die Vergewaltigungspolitik der Entente ihrer Selbstbestimmung beraubt sind, zum Ziele führen. Aber einen neuen blutigen Krieg über die Erde bewußt heraufbeschwören, liegt nicht in der Richtung der Kultur, zu der wir mit allen Mitteln hinstreben müssen. Daher muß dieser Ausweg bewußt und ein für alle Mal abgelehnt werden.

Der zweite Weg, auf dem Deutschland zur Erreichung der Aufhebung des Betrugs- und Vergewaltigungstraktates von Versailles gelangen kann, ist der durch den Beitritt zum sich bildenden Völkerbund. Nicht dem „Militärbund“ der Entente. Diese Fehlgeburt, die jetzt nichts anderes ist, als ein Bündnis zur dauernden wirtschaftlichen und politischen Niederhaltung der früheren Zentralstaaten, birgt in sich dennoch die Keime einer Entwicklung zu einem künftigen Weltbund der Menschheit. Der Grundgedanke, daß alle Völker des Erdballs gemeinsam zu einem Bund zusammengeschlossen, am ehesten die Gefahren und Verwüstungen neuer Kriege beseitigen würden, ist richtig und gesund. Die Voraussetzung dazu aber ist, daß jedem zum Bunde gehörigen Volke auch volle Gerechtigkeit, d. h. Gleichberechtigung und Selbstbestimmung auf allen es angehenden kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Gebieten durch den Bund garantiert wird. Denn die Idee des Weltbundes der Völker kann eben nur auf dieses Prinzip gegründet werden, welches ihm allein die von Allen anerkannte — freiwillig anerkannte — Kraft verleihen kann, zu existieren. Denn sonst sinkt er sofort wieder zu einer Mächtekoalition herab, in welcher die Stärkeren den Schwächeren das politische und wirtschaftliche Gesetz nach Gutdünken diktieren, wie wir es jetzt in der sich „Völkerbund“ nennenden politischen Mächtekoalition der Entente sehen.

Wenn daher Deutschland aufgefordert werden sollte — es ist ja in Aussicht gestellt — dem Völkerbund der Entente beizutreten, so müßte es wenigstens den Versuch machen, auf diesem Wege zu seinem Recht zu gelangen. Indem es Mitglied dieses Bundes würde, müßte es unbedingte und prinzipielle Gleichstellung in allen kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Fragen für sich wie auch für alle anderen Staaten verlangen. Auf seiner Seite wären alle die Völker, die nicht vom chauvinistischen Taumel erfaßt, ebenfalls hierin ein sittliches und nicht hinwegzudisputierendes Gegengewicht gegen die einseitigen Machtgelüste der Entente als einzigen Ausweg aus der Gefahr eines sonst unvermeidbaren neuen Krieges sehen. Und je mehr es in diesen alle Völker der Erde angehenden Fragen zur offenen Aussprache im Völkerbunde kommt, umsomehr muß auch bei den Ententevölkern die Ahnung aufdämmern, daß man sich nur in sein eigenes Fleisch schneidet, wenn man einen Vergewaltigungs- und Betrugszustand, der die Welt mit neuen furchtbaren Katastrophen bedroht, in Permanenz erklärt.

Diesen Weg zu gehen, gehört für Deutschland — ich gestehe es offen — eine große Selbstverleugnung. Aber es ist der Weg der Kultur im Gegensatz zu dem der Barbarei des Krieges, in welchen verblendete Völker uns wieder hineinstoßen wollen. Mit Phrasen wird heute keine Politik bei uns auf Erfolg rechnen können. Nur die nüchternste Wirklichkeit kann uns den Weg zeigen, auf dem wir gehen müssen. Nun — nichts ist heute so wirklich, als daß die Menschheit immer mehr anfängt, Vergewaltigung, Knechtschaft und Ausbeutung zu verabscheuen, zu verachten. Wer mit den alten Mitteln der Gewalt und Knechtung, der Freiheitsberaubung und Ausbeutung ganzer Völker, ob großer oder kleiner, heute noch glaubt politisch arbeiten zu können, hat verspielt. Nur das Volk, welches sich auf die Idee der Freiheit, Gerechtigkeit und Wahrheit stützt, wird in Zukunft und schon heute geachtet werden und Erfolg haben. Wir Deutsche brauchen nicht zu verzweifeln. Denn wir vertreten das Neue im Leben der Menschheit, nicht das abgetane Alte, welches die Völker an den Rand des Abgrundes und Chaos geführt hat.

Univ.-Prof. Dr. Julius Donath (Budapest): Die rassenbiologischen Aussichten der im Weltkriege unterlegenen Völker.

Wie groß auch die militärischen, politischen, wirtschaftlichen und geographischen Verluste sein mögen, welche der Weltkrieg den besiegten Zentralmächten, vor allem Deutschland, Österreich und Ungarn gebracht hat — dabei nicht zu vergessen der moralischen Einbußen, die uns der großzügige Lügenfeldzug der Entente zugefügt —, so sind wahrlich nicht minder hoch die gesundheitlichen Schäden zu bewerten, welche die gegenwärtige und vielleicht noch kommende Generation zu erleiden haben. Es soll hier nicht so sehr von den beispiellosen Hekatomben an Menschenleben die Rede sein, die durch Waffen, Kriegsseuchen und sonstige im Felde erworbene Krankheiten zum Opfer fielen, auch nicht von den Verstümmelungen, dem Siechtum und durch all dies zerstörtem Menschenglück, sondern von den allmählich zutage tretenden, sozusagen chronischen Schäden, welche besonders die mangelhafte Ernährung, aber auch sonstige gesundheitswidrige Verhältnisse am Volkskörper bewirkt haben. Und vor allem soll die bange Frage erörtert werden, welche Folgen werden diese Schäden auf den Organismus des nächsten oder der weiteren Geschlechter oder gar der noch nicht Empfangenen zeitigen?

Die während des Krieges konstituierte dänische Studiengesellschaft für die sozialen Folgen des Krieges hat in ihrem in Kopenhagen 1919 herausgegebenen Berichte festgestellt, daß die Verluste Deutschlands im Felde, in der Heimat und durch Geburtenausfall 5,8 Millionen betragen, darunter 2 Millionen Kriegsgefangene. In Österreich und Ungarn ist der Gesamtverlust 5,2 Millionen, wovon 3,7 Millionen auf den Geburtenrückgang entfallen. Die Zahl der Kriegsgefangenen beträgt 812 000 für Österreich und 645 000 für Ungarn. Der Mangel an Lebensmitteln macht sich in Österreich noch stärker fühlbar als in Deutschland, etwas weniger in Ungarn.[1]) Außerordentlich schlimm war es in den Industriebezirken Deutsch-Böhmens, wo die Ödemkrankheit[2]) in seuchenartiger Verbreitung auftrat. Die Zunahme der Tuber-

[1]) Jedoch gilt dies im allgemeinen fürs Land, nicht aber für die stark notleidende Hauptstadt. Anmerk. d. Verf.

[2]) Nach den Versuchen von Rumpel in Hamburg kann dieser Zustand künstlich durch ungenügende Nahrungsaufnahme und reichliche Wasserzufuhr hervorgerufen werden. Doch ist auch nicht selten chronische Ruhr die Ursache von Kriegsödem, wie Kestner und Renner bei 42 Leichenöffnungen gefunden haben.

kulose war in den Jahren 1913—18 eine rasche u. z. betrug sie für Wien 6430 im Jahre 1913 und 11 423 im Jahre 1918, für Budapest 3422 bzw. 6248, für Prag 1975 (im Jahre 1914) und 3192 (im Jahre 1918).

Der Krieg, sagt Döringen in diesem Bericht, war also eine Auslese der Minderwertigen, die Geburtszunahme wird nur klein bleiben, die ganze Bevölkerung ist durch die Ernährung herabgekommen und die Vorbedingung eines Wiederaufbaues ist das wirtschaftliche und kulturelle Emporsteigen des arbeitenden Volkes. Nach den Beobachtungen von Rumpel in Hamburg betrug die Gewichtsabnahme bei Gesunden 11—20 v. H. des früheren Körpergewichtes, in einem Falle sogar 40 v. H. Infolge Fettschwundes im Unterleibe kam es häufig zu Eingeweidesenkungen und -vorfällen, sowie Brüchen mit Einklemmungen. Bei Kindern, bei denen die Gewichtsabnahme nicht so auffällig ist, fand ein Zurückbleiben des Längenwachstums und Zunahme der Blutarmut statt. In allen Altersklassen war die Sterblichkeit gesteigert, desgleichen hat die Tuberkulose in allen Formen und Altersstufen, sowie in ihren seltenen Lokalisationen zugenommen. Eine Vermehrung zeigten auch die Magenerkrankungen verschiedenster Art, die Störungen der Harnentleerung, der Harnsäureausscheidung und der geschlechtlichen Funktionen. Ferner wurde auf geistigem Gebiete Abnahme des Gedächtnisses, der Tatkraft und Ausdauer beobachtet.

Diese Unterernährung wird durch den viel zu geringen Gesamtbrennwert der Kriegsnahrung verursacht, welche arm an Eiweiß, Fett und anregenden Stoffen ist, eine zu geringe Auswahl bietet und vorwiegend vegetabilisch und daher zellulosereich ist.

Die Mehrsterblichkeit der deutschen Zivilbevölkerung während der Kriegsjahre bis Ende 1918 wurde von Gotschlich in einem in der Oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Gießen gehaltenen Vortrage auf 800 000 Todesfälle veranschlagt; besonders werden davon die älteren Leute (über 60 Jahre) und die Tuberkulose betroffen. Bemerkenswert daher ist die bedeutend geringere Sterblichkeit der Landbevölkerung, wofür die einzig mögliche Erklärung die bessere Ernährung derselben ist, die fast sämtlich Selbstversorger sind.

Gleichfalls der Unterernährung im Verein mit körperlichen Anstrengungen ist es zuzuschreiben, wenn bei früher kräftigen, lungengesunden Soldaten, wie es Zadek in Neukölln in 600 Fällen beobachtet hat, die Tuberkulose einen raschen und bösartigen Verlauf nahm. Auch bot der Krieg häufigere Gelegenheit zur tuberkulösen Infektion.

Daß die von mancher Seite angeschuldigten seelischen Leiden des Krieges für die vermehrte Sterblichkeit nicht wesentlich in Betracht kommen, beweist die vermehrte Sterblichkeit der Kleinkinder, bei denen ja dieses psychische Moment wegfällt, gleichzeitig aber auch der Umstand, daß die Todesfälle an Herz- und Gefäßerkrankungen sowie an Hirnschlag bis Ende 1917 keine oder nur eine ganz geringe Vermehrung erfahren haben.

Auch die Rachitis (englische Krankheit) erfuhr nach den Mitteilungen von Japha in Berlin eine Zunahme. Dabei fiel es auf, daß die Kinder, die zu rechter Zeit laufen lernten, allmählich nicht mehr laufen wollten, Schmerzen und Knochenbrüchigkeit vorhanden waren und die Krankheit länger als bis zum Ende des 2. Lebensjahres dauerte.

Auch neue Knochenerkrankungen kamen zur Beobachtung, welche sich besonders in Knochenauftreibungen, erschwerter Bewegungsfähigkeit und erhöhter Brüchigkeit kundgaben und von Mayer (München) als Hungerknochenkrankheit bezeichnet wurden. Desgleichen Knochenerweichungen (Osteomalazie), welche sonst vorwiegend bei Frauen, die häufige Schwangerschaften und langes Stillen bei ungenügender Ernährung durchgemacht haben, vorzukommen pflegen, kamen besonders in Wien gehäuft vor, ohne das weibliche Geschlecht bevorzugt zu haben. Auch zeigte sich in Wien nicht nur ein hoher Stand der Rachitis, sondern auch des Skorbuts. Diese beiden Krankheiten sind namentlich eine Folge des Mangels an Fett, Butter, frischem Gemüse und Fruchtsäften.

Für die gleichfalls häufiger vorgekommenen Nierenentzündungen (Feldnephritis) ist Toenissen (Erlangen) eher geneigt Infektion, denn Witterungsverhältnisse oder Erkältungen als Ursache anzunehmen.

Viel Aufsehen machten im Kriege die durch Granatexplosionen („Luftdruck") hervorgerufenen Störungen des Nervensystems, in Form von gänzlicher Aufhebung des Bewußtseins oder Trübung desselben („Dämmerzustände"), Taubheit, Stummheit, Taubstummheit, Stimmlosigkeit, Zitterzuständen und dgl. Sofern nicht schwere mechanische Erschütterungen des Schädels mit seinem Inhalte erfolgt sind, die dann mit Quetschungen des Gehirns, Zerreißungen der feinsten Blutgefäße (Capillaren) und Lymphbahnen und dergleichen makroskopischen oder mikroskopischen Veränderungen einhergehen, handelt es sich um rein seelische (psychogene) Störungen, sei es durch Gemütseinwirkungen bedingter oder intellektueller Art. Im ersteren Falle sind es Affekte, Schrecken, Angst, welche lähmend oder krankhaft erregend wirken, im letzeren sind es krankhafte Vorstellungen über die Bedeutung und mög-

lichen Folgen des Unfallerlebnisses, welche sich im Bewußtsein festsetzen und ihre selbstsuggerierende Wirkung ausüben. Zumeist trifft das Personen, die dazu schon von Haus aus veranlagt waren. Diese rein seelischen (traumatisch-hysterischen) Störungen sind ein dankbarer Gegenstand der ärztlichen Behandlung, indem sie durch psychisch-therapeutische Maßnahmen oder mit solchen kombinierten, physikalischen Methoden, autoritative Einwirkung, Wachsuggestion, Hypnose, Elektrizität usw. oft in einer Sitzung restlos heilen, ohne daß man zu eingreifenden Kuren greifen müßte, wie ich es beschrieben habe. Auf organischen Hirnveränderungen beruhende Geistesstörungen, namentlich Paralyse, können, wie Weygandt, Roese und ich beobachtet haben, einen beschleunigten üblen Verlauf nehmen; diesen letzteren positiven Befunden können manche negative Ergebnisse anderer Autoren nicht die Wage halten.

Die Tätigkeit der weiblichen Geschlechtsorgane wurde von den Kriegsereignissen stark beeinflußt. Schon im 2. Kriegsjahre machte sich eine aus dieser Ursache vorher unbekannte Erscheinung, die Kriegsamenorrhoe (Ausbleiben der Periode) geltend, die durch ihr häufiges Vorkommen auffiel. Auch die entgegengesetzte Erscheinung, die Kriegsmetrorrhagie (Blutsturz) kam zur Beobachtung. Sowohl seelische Eindrücke als die ungenügende Nahrungszufuhr besonders an Fett und Eiweiß spielten hierbei eine Rolle. Doch auch ein anderes unerwartetes Moment wurde mindestens für einen Teil der Fälle von Amenorrhoe festgestellt, nämlich der stärkere Mutterkorngehalt des Kriegsmehls, eine Folge der weniger sorgfältig ausführbaren Kornverarbeitung, wie dies von mühlenkundiger Seite bestätigt wurde. Die Entbindung schien leichter und schneller vor sich zu gehen, auch die Stillfähigkeit war nicht beeinträchtigt. Am interessantesten waren aber die Entwicklungsverhältnisse der Kinder.

Es ist selbstverständlich, daß die Kinder infolge ungenügender Ernährung im Längenwachstum und Körpergewicht zurückblieben, aber überraschenderweise hat die Frucht im Mutterleibe fast gar nicht gelitten. So fand H. Hofmann (Rostock), daß die Kriegskost wohl kaum Einfluß auf die Entwicklung der Frucht bei gesunder Mutter hatte, dagegen entwickelten sich die Kriegskinder in den ersten 10 Tagen nach der Geburt schlechter, wohl durch eine andere Zusammensetzung der Milch. F. Binz (München) sah die Länge der Neugeborenen nicht beeinflußt durch die schlechte Ernährung der Mutter, während das Gewicht und der Kopfumfang um 3 v. H. zurückgegangen war. Peller (Wien) beobachtete an den Gewichten der Neugeborenen von 1917—19 eine Abnahme von etwa 11 v. H. gegen die Friedensjahre. Bei den Kindern

sah E. Schlesinger im Jahre 1916 eine Hemmung des Längswachstums um durchschnittlich 2—3 cm, eine Gewichtseinbuße von 0,5—1,5 kg; letztere stieg im folgenden Jahre auf 5 kg. Momm (Freiburg) fand im Jahre 1916 keine Abnahme des Geburtsgewichtes der Kinder, desgleichen Schauta im Jahre 1917 am hohen Bestand seiner Wiener Gebärklinik. Nach Mataré hat auch die Verhältniszahl der an Lebensschwäche gestorbenen Neugeborenen während des Krieges nicht zugenommen. Angesichts dieser höchst bemerkenswerten Tatsache, daß die Unterernährung der Mutter auf die Frucht gar keinen oder nur einen geringfügigen Einfluß ausübt, sagt Schauta: „Das ist auch begreiflich, wenn man bedenkt, daß das Kind wie ein Parasit im Mutterleibe lebt, von der Mutter Nahrung aufnimmt, so viel es braucht, ohne dabei im wesentlichen von dem Ernährungszustand der Mutter abhängig zu sein." Es erinnert dies auch an das unbegrenzte Wachsen bösartiger Geschwülste auf Kosten des Organismus, welche ja ihr energisches Wachstum gleichfalls der embryonalen Natur ihres Gewebes verdanken. Aber es ist ja längst bekannt, worauf Schallmayer hinweist, daß Frauen, die während der ganzen Schwangerschaft an einer auszehrenden Krankheit litten, nichtsdestoweniger in der Regel Kinder mit ganz normalem Ernährungszustand zur Welt bringen, der in einem eindrucksvollen Kontrast steht zu dem kläglichen Ernährungszustand ihrer Mutter. Ja, möchte ich hinzufügen, es setzt sich dies biologisch auch im individuellen Leben fort, wenn die Mutter mit eigenem Entsagen ihr Kind nährt, oder in einem Bienenstock bei Nahrungsmangel die Königin zuletzt verhungert, weil die hungernden Arbeitsbienen bis zuletzt auf ihre Selbsterhaltung zu Gunsten der Königin verzichten.

Doch fällt auch ein schwacher Lichtblick in das Düster der Kriegsernährung. Bezüglich der Zuckerharnruhr wurde eine Besserung derselben durch die Kriegskost sowohl in Berlin (Magnus-Levy) als in Wien (H. Elias u. R. Singer) festgestellt. Dies ist auf die verringerte Zufuhr von Kohlenhydraten und Eiweiß und die dadurch ermöglichte bessere Ausnutzung zurückzuführen.

Wir fragen nun, nachdem die Erwachsenen während dieses Krieges Schaden genug an ihrer Gesundheit erlitten haben, was für Aussichten hat die nächste Generation und sind die deutschen sowie die übrigen Völker der ehemaligen Zentralmächte in ihrer Rasse, also für unabsehbare Zeiten geschädigt worden? Zunächst wollen wir die Meinung von Engländern hören, welche die Hungerblockade nicht nur, wie dies zu allen Zeiten und allüberall geschehen ist, planmäßig ausgeführt haben, um den Widerstand des Feindes zu brechen, sondern in der raffiniert-wissenschaft-

lich sein sollenden Absicht, auch die künftigen unschuldigen Generationen rassenmäßig zu schädigen. Dazu diente ja auch die unverändert aufrecht erhaltene Blockade, nachdem durch Übergabe aller Kriegsmittel unsere vollständige militärische Ohnmacht schon ohnehin sichergestellt war. Wir verdanken J. Schwalbe, dem verdienstvollen Herausgeber der Deutschen Medizinischen Wochenschrift, die in der Nummer vom 17. April 1919 veröffentlichten Auslassungen hervorragender Engländer, welche ihm aus einer Denkschrift des Auswärtigen Amtes zur Verfügung gestellt wurden. Indem sie hier dem Leser vorgelegt werden, soll damit meinerseits nicht frisches Öl in die nun abnehmende Lohe des Völkerhasses gegossen, sondern es soll bloß das prinzipiell Irrige derselben aufgezeigt werden.

Im „Weekly Dispatch" vom 8. September 1918 äußert sich F. W. Wille unter dem Titel „Die Hunnen von 1940" wie folgt: „Ich weiß, daß nicht nur Zehntausende von Deutschen, die bis jetzt ungeboren sind, für ein Leben physischer Minderwertigkeit prädestiniert sind, sondern daß auch Tausende von Deutschen, die sogar bis jetzt noch nicht empfangen sind, demselben Schicksale werden gegenüberstehen müssen. Englische Krankheit wird wohl die Krankheit sein, der man in der Zeit nach dem Kriege am öftesten an unfähigen Deutschen begegnen wird."

Der englischen Freude über das Leiden Unschuldiger und der Hoffnung auf den Niedergang der deutschen Rasse gibt Baden-Powell in folgenden Worten unverhüllten Ausdruck: „Wir werden bis 1940 warten müssen, um zu sehen, wer wirklich den Krieg gewonnen hat. Die tatsächlichen Folgen der Blockade Deutschlands wird diese verbrecherische Nation erst in Zukunft erfahren. Welches ist die Wirkung auf die deutsche Zivilbevölkerung, ausgeübt durch die tatsächliche völlige Unterbindung der Einfuhr von Nahrungsmitteln und durch die Einschränkung von inländischen Erzeugnissen (besonders Fleisch und Fett), durch den Mangel von ausländischen Futtermitteln? Der Erfolg ist, daß Krankheiten von höchst ansteckendem und verheerendem Charakter sich über das ganze Land ausbreiten. Deutschland ist heute ein verpestetes Land, die weiße Geißel, Tuberkulose ist epidemisch, Hungertyphus wirkt in zahlreichen Gegenden. Die Ruhr fordert Hunderte von Opfern. Die Fälle von Hautkrankheiten (hervorgerufen durch Mangel an Seife und Rasiermaterial) steigen rapide. Ansteckende Krankheiten, wie Diphtherie, Scharlach und verschiedene Arten von Typhus, wirken verheerend auf das Leben der Kinder. Mangel an Milch hat furchtbare Zustände an jungen Müttern, Kindern und Kranken geschaffen."

Dr. Saleeby sagt: „Die deutsche Rasse wird vernichtet, darüber besteht nicht der geringste Zweifel. Sogar der berühmte Gesundheitsgelehrte[1]) Dr. Weismann, der während des Krieges gestorben ist, konnte nicht ableugnen, daß die Menschheit auf ihre Nachkommen die zersetzenden Folgen der Unterernährung oder der Nahrungsmittelknappheit vererbt, mit anderen Worten, wenn auch die Geburtenziffer in Deutschland befriedigend ist, so ist das Maß des Schadens — des unübersehbaren Schadens — doch ganz anders und bedeutend ernster. Das heißt, daß es im Jahre 1940 wahrscheinlich eine deutsche Rasse geben wird, die an körperlicher Degeneration leidet. Das ist die englische Blockade, die in erster Linie für Deutschlands furchtbaren Ernährungszustand verantwortlich ist, mithin auch für ständige Folgen, die andauern werden. Einen furchtbaren Preis wird Deutschland zu zahlen haben dafür, daß es beabsichtigte, Weltmacht zu werden."

Das Irrige dieser hier zum Ausdruck gelangten Anschauungen, welche übrigens nicht nur von der Laienwelt, sondern sogar von einem Teil der Ärzte, die von den modernen rassenbiologischen und Erblichkeitsforschungen noch wenig Kenntnis genommen haben, geteilt werden, besteht in der Annahme, jede Eigenschaft der Eltern könne auf die Nachkommen übertragen werden. Und doch gilt dies nur für die Stammes-, Art- und Rassencharaktere, also für jene, welche durch eine lange Generationsreihe ununterbrochen vererbt und befestigt wurden. Auch die von Menschen zu irgend einem Nutzen oder Schönheitszweck oder zur Befriedigung einer Laune gezüchteten Rassen kommen dadurch zustande, daß in der Natur schon vorkommende geringfügige Abänderungen (Varietäten) sorgfältig ausgelesen, die ähnlichen miteinander gepaart werden und nun darauf geachtet wird, daß sie sich mit Individuen, die nicht im Besitze dieser gewünschten Eigentümlichkeit sind, nicht mehr mischen, also von da ab ein reiner Stammbaum gezüchtet wird. Freilich wird dieser genug oft so manche Rückschläge auf die ursprüngliche Art zeigen. So sind die unzähligen, zu unseren besonderen Zwecken umgemodelten Rassen unserer Haustiere und Kulturpflanzen entstanden. Aber schon diese Tiere müssen von Anfang an Eigenschaften gezeigt haben, die sie geeignet erscheinen ließen, Genossen und Helfer des Menschen zu werden. Der Lamarckismus, der eben die Entstehung der Arten durch Vererbung im Leben erworbener Eigenschaften und deren Weiterzüchtung in den folgenden Generationen erklären will, ist schon durch Weismann gründlich widerlegt worden. Es ist klar,

[1]) Will sagen: Zoologe, der gerade für die unveränderte Übertragung des Keimplasmas eingetreten ist. Anmerk. d. Verf.

daß die durch die Kriegseinwirkungen: Unterernährung, ansteckende Krankheiten, gesundheitsschädliche Verhältnisse hervorgerufenen Abänderungen keine ursprünglich überkommenen, bzw. verstärkten Merkmale der betreffenden Individuen sind, demnach auch nicht vererbt und durch ähnliche Paarungen verstärkt werden können. Doch will ich auf diesen Gegenstand später noch ausführlicher zurückkommen. Daß Verletzungen, sei es mechanischer, chemischer oder thermischer Art, nicht erblich sind, demnach unsere kriegsverstümmelten Invaliden, selbst wenn sie schwere Gehirnverletzungen davongetragen haben, welche mit epileptischen Erscheinungen einhergehen, getrost heiraten können, ohne eine Vererbung ihrer Defekte oder Funktionsstörungen befürchten zu müssen, ist schon so ziemlich ins allgemeine Bewußtsein gedrungen; dagegen kann z. B. die echte, auf angeborener Anlage beruhende Epilepsie wohl vererbt werden. Die durch Jahrtausende geübte Beschneidung orientalischer Völker, die Verkrüppelung der Füße chinesischer Mädchen, um deren Kleinheit als Rassenschönheit noch mehr hervortreten zu lassen, die künstlichen Schädelverbildungen mancher Indianerstämme, welche als Stammeskennzeichen gelten sollen, all diese mechanischen Einwirkungen auf den Organismus sind nicht vererbbar. Auch hat das Kind des schwielenhändigen Arbeiters eine ebenso zarte Hand wie das aristokratische Kind. Dasselbe gilt auch für die erworbenen Fähigkeiten und Kenntnisse. Wissen, selbst die Muttersprache, sowie Kunstfertigkeiten sind nicht übertragbar, ebensowenig wie die kraftstrotzenden Muskeln des Turners oder die hypertrophische Herzmuskulatur des an einem Klappenfehler Leidenden. Also nicht nur nützliche und erwünschte, sondern auch krankhafte und schädliche Merkmale, welche im Laufe der individuellen Entwicklung, vom ersten Anfang des embryonalen Lebens an, erworben wurden, sind unvererbbar; dies ermöglicht, daß der neuerstehende Organismus alle Schlacken, welche sich dem elterlichen Organismus angeheftet hatten, abwerfend, sich phönixartig in ursprünglicher Reinheit und Schöne wieder erhebe. Wäre es anders, so müßten die Nachkommen der alten Fürsten- und Adelsgeschlechter schon längst Riesen geworden und die der unter ungünstigen Verhältnissen lebenden Arbeiterbevölkerung schon längst verkümmert sein.

Dem Gesagten zufolge ist es wohl einleuchtend, daß eine den Organismus in beschränkter Ausdehnung treffende Veränderung nicht so leicht auf die entfernten, in den Geschlechtsdrüsen eingeschlossenen Keimzellen auswirken werde. Wie verhält es sich aber mit allgemein wirkenden Schädigungen: der Unterernährung, den Infektionen und Vergiftungen, deren Schädlichkeiten durch den Blut- oder Lymphstrom

auch zu den Keimzellen gelangen können? Daß die besser genährten Kinder der Wohlhabenden durchschnittlich ein größeres Längenmaß, ein höheres Körpergewicht, einen stärkeren Brustumfang, bedeutendere Druckkraft der Hände zeigen, ergab sich aus zahlreichen Messungen an den Schulkindern aller Kulturstaaten. Aber alle günstigen äußeren Umstände vermögen nicht die Entwicklung des Organismus über die durch die Vererbungsmöglichkeiten gezogenen Grenzen hinaus zu treiben. So erwähnt Martin, daß in Warschau sowohl bei den polnischen als auch bei den jüdischen Bewohnern in den wohlhabenden Stadtteilen erheblich höhere Durchschnittszahlen für Körperlänge gefunden wurden, als in den sehr armen Stadtteilen; jedoch blieb die Durchschnittsstatur der sozial am höchsten begünstigten jüdischen Bevölkerung Warschaus immer noch hinter der Durchschnittsstatur der allerärmsten Polen zurück. Ähnlich fand Ripley in London, daß die sozial sehr günstig stehenden Westendjuden durchschnittlich um mehr als 3 Zoll größer sind als ihre Stammgenossen im Ostend. Aber die Westendjuden können doch nicht die durchschnittliche Höhe der Engländer, d. i. 5 Fuß 9 Zoll, erreichen.

Die unter der Ungunst der Außenwelt erlittene Einbuße in der physischen Konstitution kann mit der Besserung der Verhältnisse wieder gut gemacht werden. So hat nach Bolk in den Niederlanden infolge der günstiger gewordenen Existenzbedingungen die Körperlänge in dem Zeitraum von 1850—1900 zugenommen. Die Zunahme war aber unbedeutend bei den maximalen Größen, also bei jenen, welche die rassenmäßig ereichbare Höhe so ziemlich erlangt haben (2 cm bei den Christen und 1 cm bei den Juden); bedeutend stärker war sie bei den mittleren Größen (10,9 cm bei den Christen und 6,4 cm bei den Juden) und am stärksten bei den minimalen Größen, also bei jenen, die vom rassenmäßig Erreichbaren am meisten zurückgeblieben sind (24 cm bei den Christen und 18 cm bei den Juden).

Welch' überraschenden Ergebnisse schon in derselben Generation zu erreichen sind, dafür führt Schallmayer[1]) folgenden Bericht von Alden und Hayward über die Gartenstadtbewegungen in England an. Der englische Großindustrielle W. H. Lewer beschäftigte in seiner Seifenfabrik in Liverpool Tausende von Arbeitern, die mit ihren Familien unter den sehr ungünstigen Wohnungsverhältnissen und den sonstigen Unzuträglichkeiten der Großstadt in hygienischer Beziehung außerordentlich litten. Das zeigte sich unter anderem in der großen Häufigkeit von Erkrankungen, besonders der Lungen, in der Höhe der Sterbeziffer und besonders in der enormen Kindersterblichkeit. Um diesen

[1]) W. Schallmayer, Vererbung und Auslese. 3. Auflage. 1918. S. 81.

Übelständen abzuhelfen, kaufte Lewer ein großes Stück Land an der Küste, verlegte seine Fabrik dorthin und errichtete da für seine Arbeiter eine musterhafte Gartenstadt, Port Sunlight, in der auch für eine hygienische Lebensweise der Arbeiterkinder in fast idealer Art Sorge getragen wurde, besonders auch in der Hinsicht, daß sie sich sehr viel im Freien beschäftigten, mit Gartenarbeit, Spielen und dgl. Den Erfolg zeigt eine Vergleichung der Körperlänge (in Zoll) dieser Arbeiterkinder (mittlere Zahlen von je 1000) mit der von gleichalterigen Schulkindern:

	7 Jahre	11 Jahre	14 Jahre
Schüler der reichen Bevölkerung Liverpools	47	55.5	61.7
Stadtschulen für Wohlhabende	45.3	53.1	58.2
„ „ besser gestellte Arbeiter . .	44.3	51.8	56.2
„ „ Arme	44	49.7	55.2
Schulen in Port Sunlight	47	57	62.2

Es haben also die Arbeiterkinder in Port Sunlight die Kinder selbst der Reichen in Liverpool um 0,5—1,5 Zoll übertroffen, während die Armen hinter den Reichen um 3—6,5 Zoll zurückgeblieben waren. Demnach handelt es sich in diesen Fällen nicht um Entartung (Degeneration), also etwa um Keimschädigung, sondern um Entwicklungshemmungen, die noch bei demselben Individuum während der Dauer der Entwicklung durch Fernhaltung der Schädlichkeiten aufgehoben werden können und bei den Nachkommen, sofern sie nicht denselben Schädlichkeiten ausgesetzt sind, nicht zutage treten. Es ist also gleichsam die Hülle geschädigt, der Keim aber unversehrt geblieben, oder wie es in der Vererbungslehre nach dem dänischen Botaniker W. Johannsen genannt wird, der Phänotypus, d. i. der nach der Reifung und Befruchtung des Eichens sich entwickelnde Organismus ist geschädigt, nicht aber der Genotypus, d. i. die Erbsubstanz, welche unverändert in das neue Individuum und so von Geschlecht zu Geschlecht übergeht.

Was für die Wirkungen von Schäden in der Ernährung, Luft- und Lichtzufuhr gilt, hat seine Geltung auch für Ansteckungen und Vergiftungen. Es ist bekannt, daß die Immunität gegen Masern, Blattern, Typhus, d. h. die durch die krankmachenden Kleinwesen im Blute erzeugten Schutzstoffe nicht auf die Kinder übergehen. Wo solches im Tierversuch beobachtet wird, handelt es sich um die Übertragung immunisierender Antitoxine (Gegengifte rein chemischer Natur) mittels des Blutkreislaufes des Mutterkuchens oder mittels der Milch auf die Jungen. So fand Ehrlich, daß die dem Muttertier durch Schutzimpfungen beigebrachte Immunität nur dann auf die Jungen überging, wenn es dieselben säugte, nicht aber, wenn sie von einer anderen, nicht immunisierten Mutter gesäugt wurden.

Von den praktisch wichtigen Vergiftungen sind besonders die mit Alkohol, Morphin, Kokain[1]), Blei, Quecksilber, Phosphor zu nennen. Es ist wohl bekannt, daß die Trunksucht der Eltern ihre Wirkungen auf die Nachkommen in der Form von Schwachsinn, Blödsinn, Epilepsie und anderen Gebrechen geltend machen kann. Jedoch handelt es sich hier nicht um Vererbung im rassenbiologischen Sinne, denn es werden ja nicht elterliche Eigenschaften auf Kinder oder Enkel übertragen, sondern es treten Schwächezustände oder Defekte ursprünglich in Erscheinung, welche sich durch Paarung mit ähnlichen Individuen vielleicht auch steigern lassen, aber zu keinen daseinsfähigen Rassenbildungen zu führen vermögen und solche mit schweren Organisatiosfehlern behaftete Individuen und etwaige Nachkommen, sofern sie sich nicht mit Gesunden mischten, dem Aussterben geweiht sind. Hier ist es zu einem brutalen Eingriff in die Keimsubstanz gekommen — von Forel trefflich Keimverderbnis (Blastophthorie) genannt — und nicht zu einer feinen Verschiebung oder Ausscheidung von einzelnen Erbelementen innerhalb der Erbmasse, die zum Auftreten von Varietäten führen kann. Aber auch bei diesen Schädigungen, wenn sie nicht schwerer Art sind, ist, wie erwähnt, eine Wiederherstellung nicht ausgeschlossen. So wies Mjoen für Norwegen nach, daß das mächtige Anwachsen des Schwachsinnes daselbst in den Jahren 1816—1835 mit dem Branntweingenuß gekommen und dank der energischen Alkoholbekämpfung mit diesem wieder zurückgegangen ist.

Der Alkohol ist durch seine eiweißfällende Wirkung zunächst ein Protoplasmagift und schädigt dadurch schon in geringen Mengen niedere Lebewesen, wie Hefezellen, Algen usw. Begnügt man sich aber nicht mit der einfachen Feststellung dieser Tatsache, sondern sieht nach, wie es Whitney getan, was mit den folgenden Generationen geschieht, dann gelangt man zu höchst interessanten Ergebnissen. Dieser Forscher setzte drei gleichen Reihen einer Reinkultur von Hydatina senta (Rädertierchen) $^1/_4$, ½ und 1 v. H. Alkohol zu, während eine vierte Reihe ohne Zusatz blieb. Der Alkohol in den stärkeren Dosen verringerte die Fortpflanzungsfähigkeit und erhöhte wesentlich die Empfindlichkeit gegen Kupfersalze. Im Laufe der Generationen wurden diese Schwächezustände immer deutlicher. Wurden nun aber die Rädertierchen in alkoholfreie Kulturen gebracht, so blieb zwar die erste jetzt gebildete Generation schwächlich, aber schon die zweite Generation war als genesen zu be-

[1]) In Deutschland hat leider der Kokainismus gegen Ende des Krieges, infolge Bekanntwerdens deutscher Krieger mit Gewohnheiten des feindlichen Auslandes, in erschreckender Weise zugenommen.

trachten. Es hat hier keine Änderung der Erbsubstanz stattgefunden, sondern nur eine Scheinvererbung durch Nachwirkung.

Zur Erklärung dieser Erscheinungen ist darauf hinzuweisen, daß sowohl die männliche als die weibliche Fortpflanzungszelle (Samenfäden und Eichen) aus einem Zelleibe (Zellplasma) und dem eingeschlossenen Kern bestehen. Dieser Zellkern enthält in Form von Kernstäbchen (Chromosome) die eigentlichen Träger der Erbsubstanz (Erbmasse). Bei der Befruchtung erfolgt die Verschmelzung der Kerne der beiderartigen Geschlechtszellen. Die nach der Befruchtung einsetzende Teilung des Eichens, also der keimende Organismus, welcher die Verwirklichung der in der Erbmasse schlummernden Entwicklungsmöglichkeiten darstellt, ist der vorhin erwähnte Phänotypus (Erscheinungsform), während der Genotypus (Erbmasse, Erbsubstanz) zur Keimzelle des neuen Organismus wird. Diese konsistenteren und durch den Zelleib geschützten Kernstäbchen zeichnen sich durch größere Widerstandsfähigkeit aus und nehmen von den durch den Zelleib zu ihnen dringenden Stoffen nur die ihnen entsprechenden auf und stoßen die überflüssigen, fremdartigen oder schädlichen ab, genau so, wie die fertigen Organe aus dem Blutstrom die von ihnen benötigten Bestandteile aufnehmen, oder die Pflanze aus den im Boden oder dem umgebenden Wasser ihr sich darbietenden Stoffen die gehörige Auswahl trifft. Natürlich hat dies Abwehrvermögen seine Grenzen und durch schwere Anstürme schädlicher Stoffe kann die Erbsubstanz tiefgehende Schädigung oder gar Vernichtung erleiden. Auf diese Weise können Schädigungen durch Vergiftungen oder Ansteckungen (Syphilis, Tuberkulose) erfolgen, aber diese sind wenig oder gar nicht imstande existenzfähige oder zur Fortpflanzung geeignete Abänderungen zu schaffen. Solche Abänderungen, welche durch äußere Einwirkungen entstehen, werden Mutationen genannt, im Gegensatz zu den Variationen, welche durch Verschiebungen der Erbelemente (Gene) innerhalb der Erbmasse, durch deren Ausscheidung oder Aufnahme neuer Erbelemente vom anderen Partner zustande kommen, und deshalb auch vererbbar sind.

Zweifelsohne gibt es ja auch pathologische Rassen, beispielsweise die japanischen Tanzmäuse, bei denen es sich wohl um den vererbten Mangel bezw. mangelhafte Ausbildung der Gleichgewichtszentren handelt. Auch beim Menschen gibt es zahlreiche vererbbare Anomalien: fehlende oder mangelhafte Entwicklung der Organe oder auch ein Übermaß oder eine Überzahl derselben, deren Vererbung mitunter durch 5 Generationen verfolgt werden konnte und die manchmal ausschließlich durch die weiblichen Mitglieder der Familie auf die männlichen übertragen werden

(gynophore Vererbung), ohne daß die weiblichen Mitglieder selbst die Erscheinung zeigen würden, dieselbe also bei ihnen im schlummernden Zustande (latent) vorhanden ist. Solche Anomalien sind: Sechsfingrigkeit, Sechszehigkeit, Augenzittern, Farbenblindheit, Nachtblindheit, Sehnervenschwund, Taubheit, Ausfall mancher Nervenzentren (Augenbewegungs-, Gesichtsnerv) oder Muskeln, im Entwicklungsalter sich einstellender allmählicher Muskelschwund, Pigmentmangel an Haaren, Haut und Regenbogenhaut (Albinos), übermäßiger Haarwuchs (Affenmenschen), Überzahl der Brustwarzen oder Brüste, manche Nerven- und Geisteskrankheiten, Bluterkrankheit (Haemophilie), wo auf geringfügige Gefäßverletzungen schwer stillbares, mitunter tötliches Bluten erfolgt, beruhend auf dem Mangel an Blutgerinnungsfermenten usw. Die Ursache dieser Anomalien sowie ihr Entstehungsmechanismus sind dunkel. Bei manchen scheint Alkoholismus oder Syphilis der Vorfahren im Spiele zu sein, jedoch kann von einer Rassenbildung nicht die Rede sein.

Auch ein Klimawechsel kann nur auf die Erscheinungsform, nicht aber auf die Erbmasse verändernd einwirken. Versetzt man einen Edelweißstock vom Gebirge ins Tiefland in fette Gartenerde, dann bekommt die Pflanze ein ganz verändertes Aussehen. Die Teile, welche sonst durch den dichten Haarfilz, der zum Schutze gegen die tiefe Außentemperatur dient, weiß erscheinen, werden grün, indem die Behaarung größtenteils schwindet, die Blätter werden breiter, die Form der Blütenstände ändert sich usw. Zurückverpflanzt ins Gebirge, gewinnt das Edelweiß sein ursprüngliches Aussehen wieder.

Eine Verschlechterung der deutschen, sowie der übrigen besiegten Rassen durch Unterernährung, wie von unseren Feinden frohlockend erwartet wurde, ist also nicht zu befürchten, ebensowenig durch Infektionskrankheiten, wenngleich ein gewisser physischer Rückgang in der nächsten, in ungenügender Ernährung aufgewachsenen Generation nicht ausgeschlossen ist, der aber für die künftigen Generationen durch Behebung der Schädlichkeiten wieder gutzumachen ist. Freilich, die schweren Lücken in der Bevölkerung, welche durch Kriegsverluste an Menschenleben, erhöhte Sterblichkeit im Hinterlande und durch den gewaltigen Geburtenrückgang gerissen wurden, werden erst allmählich auszufüllen sein. Mahnung genug zur möglichst baldigen Schaffung normaler Ernährungsverhältnisse, zur erneuten Aufnahme des noch nachdrücklicheren Kampfes gegen die Tuberkulose und die Geschlechtskrankheiten und zu einer viel ernsteren Bekämpfung des Alkoholismus, als es bisher geschehen ist, wofür besonders Norwegen und der mächtigste Siegerstaat, die Union, mit seinem nun gänzlichen Alkoholverbot leuchtende Beispiele gegeben haben.

Und wenn wir vielleicht mit dem Propheten Jonah aus der Tiefe des Abgrundes auch sagen mochten: „Bis auf den Grund der Berge kam ich hinab, die Erde hatte ihre Riegel mir vorgeschoben auf ewig", so winkt doch durch eigene Kraft die baldige Erlösung.

Professor Dr. Erich Waetzmann: Otto Lummer.

Am 17. Juli 1920 vollendete der Ordinarius an der Breslauer Universität und Direktor des physikalischen Instituts Geheimer Regierungsrat Dr. Otto Lummer sein 60. Lebensjahr.

Es kann an dieser Stelle nicht der Versuch gemacht werden, Lummer als Physiker und Forscher hinreichend zu würdigen. Es würde doch nicht gelingen, dem Laien in wenigen Zeilen ein einigermaßen deutliches Bild von Lummers Bedeutung zu geben, und für den Fachmann ist eine derartige „Würdigung" überflüssig. Einige Stichworte genügen, um vor dem geistigen Auge des Physikers eine Reihe glänzender Leistungen erstehen zu lassen. „Lummer'sche Platte", „Kurven gleicher Neigung und gleicher Dicke", „Schwarzer Körper", „Strahlungsmessungen", „Sonnentemperatur", „Interferenzspektroskopie", „Lummer-Brodhun'sches Photometer" — fast jede dieser Überschriften bedeutet nicht eine Einzelleistung, sondern ein ganzes wissenschaftliches Programm. Und obwohl fast jede der Lummer'schen Arbeiten irgend einen besonderen Zug seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit deutlich widerspiegelt, so haben sie doch alle eines gemeinsam. Ob er als glänzender Experimentator die Grundlage für weitschauende physikalische Theorien legt, ob er eigene theoretische Untersuchungen nutzbar macht, um der Spektroskopie wichtige Apparate für ihre Fortentwickelung zu schaffen, oder ob er mit genialem Wurf in dem genannten Photometer der Technik einen Apparat schenkt, dessen sie dringend zur wissenschaftlichen Vertiefung eines großen Gebietes bedarf, immer ist Lummer originell und schöpferisch, nie wandelt er ausgetretene Pfade, und nie genügt ihm die bloße sachliche Meisterung des Problems, von vollendeter Eleganz und Schönheit muß die Lösung sein.

In der Physik ist ihm nichts zu klein und nichts zu groß. Die echt wissenschaftliche Behandlung eines unscheinbaren und unbeachteten Phänomens ist ihm ebenso wichtig wie die Arbeit an einer brennenden Tagesfrage oder an einem umfangreichen Fragenkomplex. In dem Werke „Grundlagen, Ziele und Grenzen der Leuchttechnik" (R. Oldenbourg, München und Berlin 1918) wird von hoher Warte ein alle Fach-

kreise interessierendes großes Gebiet behandelt, während die Abbe'sche „Lehre von der Bildentstehung im Mikroskop" (gemeinsam mit F. Reiche herausgegeben; F. Vieweg und Sohn, Braunschweig 1910) nur für einen kleinen Kreis von Feinschmeckern bestimmt ist. In striktem Gegensatz hierzu hat die „Verflüssigung der Kohle und Herstellung der Sonnentemperatur" (F. Vieweg und Sohn, Braunschweig 1914) gerade weiteste Kreise lebhaft bewegt. Wenn in diesem Zusammenhange auch die über 1000 Seiten starke Lummer'sche „Optik" in Müller-Pouillets „Lehrbuch der Physik" genannt wird, so geschieht das besonders, um die Arbeitskraft Lummers zu kennzeichnen, die es ermöglicht hat, dieses Werk in kurzer Zeit neben tiefgehenden eigenen Forschungen erstehen zu lassen. Diese unverwüstliche Arbeitskraft und Arbeitsfreude, der seltene Ideenreichtum, der Blick für das Große, dem aber auch das Kleinste nicht entgeht, die sprühende Phantasie, die im rechten Moment durchdringendem logischen Denken Platz macht, das sind Eigenschaften, die Lummer zum gottbegnadeten Forscher machen. Doch da es mir unbescheiden vorkäme, ein eigenes Werturteil über Lummers wissenschaftlichen Geist zu fällen, und da es zudem jedem, der Lummer kennt, unpassend erscheinen würde, wenn in einer Notiz über Lummer der Name Helmholtz fehlte, so seien hier einige Worte angeführt, mit welchen sein großer Lehrer Helmholtz in der Beurteilung der Doktorarbeit schon den jungen Forscher kennzeichnet. Die „ungewöhnlich gute" Arbeit zeige „große Sicherheit und Selbständigkeit im wissenschaftlichen Denken, große Aufmerksamkeit im Beobachten und Geschick im Experimentieren" und führe zu Resultaten, die „von ganz erheblicher Wichtigkeit für die optische Praxis" sind.

Wenn die Redaktion dieser Zeitschrift von sich aus den Wunsch gehabt hat, an Lummers 60. Geburtstag nicht wortlos vorüberzugehen, und mich deshalb aufgefordert hat, die vorliegenden Zeilen zu schreiben, so läßt das schon vermuten, daß Lummers Bedeutung durch seine fachwissenschaftlichen Leistungen nicht erschöpft sein kann. Zwar ist ihm Forschen Lebensbedürfnis und die Wissenschaft sein Jungbrunnen und die Physik die Quelle, aus der er immer wieder neue Anregung und Begeisterung schöpft, und doch hieße es Lummer wenig gerecht werden, wenn man nur diese Seite seines Wesens und seiner Persönlichkeit ins Auge faßte. Was die Allgemeinheit viel mehr interessiert, das sind die Ausstrahlungen seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit ins Leben. Und Lummer strahlt so vollkommen wie der „schwarze Körper". Was der schwarze Körper absorbiert, das emittiert er auch. So muß Lummer, wenn er forscht, auch lehren. Er ist nicht nur der Lehrer seiner Breslauer

Studenten. In Amerika, Japan, Polen lehren schon jetzt Professoren der Physik, die vor wenigen Jahren nach Breslau zu Lummer kamen, um sich mit Stolz in die Schar seiner Schüler einzureihen. Lummers Lehrtätigkeit ist aber noch weiter zu fassen. Er ist einer der Lehrer der deutschen Technik. Seine engen Beziehungen zu Helmholtz und zum Hause Siemens, seine frühere Tätigkeit in leitender Stellung an der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt und am Patentamt, seine Spezialausbildung bei Abbe-Zeiß und Steinheil haben seinen angeborenen Blick für die wahren Bedürfnisse der Technik noch geschärft. So ist es nicht verwunderlich, daß eine ganze Anzahl seiner Breslauer Schüler den Weg in die Technik gefunden hat, daß einige schon jetzt in hervorragenden Stellungen tätig sind und daß sich führende Firmen der deutschen Technik in wichtigen Fragen besonders gern an Lummer wenden.

In unmittelbarster Berührung mit ihm stehen seine Studenten. Er spielt im Leben eines großen Teiles der Breslauer Studenten eine wirkliche Rolle. Er lehrt sie nicht nur Physik, sondern alles, was ihn und sie bewegt, das wird besprochen. Und es gibt nichts, was ihn nicht bewegt. Und es gibt, ganz abgesehen von allen Fragen der Physik und des Studiums, auch nichts, womit sich seine Studenten nicht an ihn wenden. Das Verhältnis des deutschen Studenten zu seinem Professor kann als ein Verhältnis „heiterer Ehrerbietung" gekennzeichnet werden. Wenn es dem Fernerstehenden leicht scheinen könnte, als ob im Verhältnis der Breslauer Studenten zu Lummer die Heiterkeit überwiegt, so weiß der Näherstehende, daß sie gegründet ist auf innige Ehrerbietung. Wer als Lummers Schüler nicht Freude an der Natur und Ehrfurcht vor ihren Geheimnissen bekommt, wer bei ihm nicht den sittlichen Wert der Arbeit erkennen lernt, dem ist nicht zu helfen.

Es ist natürlich nicht möglich, in wenigen Zeilen ein richtiges Bild des außergewöhnlichen Mannes zu zeichnen. Die nahen Beziehungen, in welchen der Schreiber dieser Zeilen zu Lummer steht, lassen es auch höchst unerwünscht erscheinen, auf Persönlich-Menschliches einzugehen. Aber doch sind gerade bei Lummer die einzelnen Züge seines Wesens und die Art seines Schaffens so eng in einander verschlungen, daß sein Bild gar zu unvollständig wäre, wenn jede Andeutung über den inneren Reichtum seines persönlichen Lebens fehlte. Daß er vieler Menschen Länder und Städte gesehen und ihre Sitten kennen gelernt hat, hat zwar mit dem Kern der Persönlichkeit nichts zu tun, hat aber doch den Blick in die Weite geschärft. Daß er Enthusiast auf jedem Gebiete der Kunst ist und daß ihm Beethoven höchste Offenbarung bedeutet, das hat

er mit manchem anderen gemein. Daß ihm aber in dem Schaffen eines Beethoven und eines Helmholtz der göttliche Funken der gleiche ist, und daß ihm wahre Wissenschaft auch höchste Kunst ist, diesen Standpunkt mag man teilen oder nicht, jedenfalls ist er charakteristisch für Lummer. Sein intuitives Schauen in der Physik, das ihm das Resultat zeigt, noch ehe der wissenschaftliche Weg zur Erreichung desselben durchschritten ist, hängt mit dieser Seite seines Wesens innig zusammen.

Lummer gehört zu den Persönlichkeiten, die in keine Schablone hineinpassen und mit denen sich jeder, der ihnen begegnet, auseinandersetzen muß. Manche lassen sich von den Ungleichheiten seines Wesens und den Ecken und Kanten seines Charakters abstoßen. Aber die Jugend, die er zu lehren berufen ist, hängt in Liebe und Begeisterung an ihrem Lehrer und Führer Otto Lummer.

Dr. Otto Hugo, M. d. R.: Hermann Hecht zum 70. Geburtstage.

Hermann Hecht ist der Inhaber eines der größten Berliner Exporthäuser, mit einem geschäftlichen Wirkungsbereich über die ganze Erde. Dazu ein Mann, ausgerüstet mit all den Fähigkeiten des Geistes, der Bildung und Begabung, um im großen Leben eine führende, bedeutende Rolle zu spielen. Trotzdem ist Hermann Hecht doch immer der schlichte, bescheidene Mensch geblieben, der seine Befriedigung fand in der Vollbringung einer ungeheuren Fülle von Lebensarbeit, im übrigen aber in vornehmer Zurückhaltung nicht nach Ruhm und Ehre geizte. Eine schöpferische Natur in seinem Wirkungskreis, die zu ihrem Teil redlich und erfolgreich mitgearbeitet hat, um den deutschen Namen in der Welt zu Ansehen und Bedeutung zu erheben.

Schon der äußere Werdegang von Hermann Hecht zeigt seine ungewöhnliche Begabung. In der Stille des thüringischen Dorfes Nesselröden am 8. Juli 1850 geboren, kam der Sechsjährige als Freischüler in die Samsonschule zu Wolfenbüttel, um nach weiteren 3 Jahren nach Hannover, wohin die Eltern verzogen waren, überzusiedeln. Nach Beendigung der Schulzeit, die ihn durch das Hannoversche Lyzeum führte, kam er in die Lehre nach Köln. Hier knüpfte er wertvolle Freundschaften mit Griesbach, Herz und Alex Ganz an und hielt als Jüngling seine ersten Vorträge über politische und ethische Fragen im Verein „Vorwärts". Als Neunzehnjähriger kehrte er nach Hannover zurück, um in das

väterliche Geschäft einzutreten. Von hier aus machte Hermann Hecht seine ersten Geschäftsreisen im Inland, aber es trieb ihn auch bereits ins Ausland. Er bereiste Holland, Rußland und Spanien, um nach seiner Rückkehr in die damals in der Entwicklung begriffene Hannoversche Gummi-Kompagnie einzutreten. Als Sechsundzwanzigjähriger wurde er bereits Direktor des Werkes. Hier offenbarte sich der junge Kaufmann als der Mensch und Politiker mit dem weiten sozialen Herzen. Er schuf in der Gummi-Co. die ersten Wohlfahrtseinrichtungen, hielt den Arbeitern soziale und bildende Vorträge, regte Arbeiter- und Angestelltenausschüsse an und errichtete Koch- und Wirtschaftsschulen für die Töchter der Arbeiter. Diese soziale Initiative des Dreißigjährigen wiegt doppelt, weil sie in das Ende der siebziger und Anfang der achtziger Jahre fällt und damals gewiß ein hohes Maß von sozialer Einsicht und persönlicher Unternehmungskraft bewies.

Der Kaufmann Hermann Hecht konnte sich aber erst ausleben mit seinem ganzen Maß der Fähigkeiten, als er im Jahre 1888 sich die Stätte seiner Wirksamkeit durch die Gründung der Exportfirma Hecht, Pfeiffer u. Co. in Berlin zusammen mit seinem Bruder, dem nachmaligen Kommerzienrat Ferdinand Hecht, schuf. Aus kleinen Anfängen baute Hermann Hecht in kurzer Zeit die Firma zu einem Hause von Weltruf aus. Anfänglich nur mit dem Export nach Nord-Amerika in Verbindung mit der Firma Georg Borgfeldt u. Co. beschäftigt, dehnte Hecht, Pfeiffer u. Co. recht bald die Handelsbeziehungen über alle anderen Erdteile aus, um schließlich alle wichtigen Wirtschaftsgebiete der Welt in sein Arbeitsbereich einzubeziehen. Zu dem Berliner Mutterhaus traten bald überseeische Unternehmungen und feste Geschäftsverbindungen mit führenden ausländischen Firmen. Dazu zog Hermann Hecht große deutsche Unternehmungen zur Mitarbeit an sein Haus heran und schuf so die breitesten Grundlagen und Wirkungsmöglichkeiten im Ein- und Verkauf für den deutschen Warenabsatz diesseits und jenseits der Ozeane. Bahnbrechend erschloß Hermann Hecht — als schöpferischer Kopf eigene Wege gehend — immer neue Kanäle des Warenabsatzes, um so der deutschen Wirtschaft für ihre Weltgeltung ein wertvoller Pionier und Vorkämpfer zu werden. Der Kaufmann Hermann Hecht war zugleich der glanzvolle Organisator. Noch heute laufen die Fäden des Geschäftes, die sich zu einem Netz über die ganze Erde verdichtet haben, in dem Privatkontor des Seniors zusammen. Von dieser Spitze aus beherrscht der Siebzigjährige noch immer das Getriebe der Weltfirma mit der ihm eigenen Geistesschärfe, Entschlußkraft und Erfahrung.

Neben der Betätigung an der Spitze seiner großen Unternehmung war Hecht ein Ratgeber als Mitglied der Handelskammer und als Führer des deutschen Exporthandels. Im Kriege stellte er sich mit seinen reichen Erfahrungen für den Einkauf notwendiger Waren der Regierung zur Verfügung und nach dem Kriege ist er einer der wertvollen Mahner für den Wiederaufbau der deutschen Weltwirtschaft geworden. Im Wirtschaftsrat beim Reichswirtschaftsministerium, in einer Fülle von Ausschüssen und Kommissionen hat Hermann Hecht aus seiner reichen Lebenserfahrung heraus sich als Wirtschaftspolitiker bewährt. Auch im kommenden Reichswirtschaftsrat steht der Siebzigjährige an der Spitze der Gruppe, die der deutsche Handel in diese Kammer der Arbeit zu entsenden hat. Die schöpferische Kraft, die in der Vergangenheit sich nur auf den ureigensten Gebieten der kaufmännischen Betätigung ausübte, zeigt Hermann Hecht hier wieder als einen Mann von politischem und wirtschaftlichem Weitblick, verbunden mit einem versöhnenden sozialen Sinn des Ausgleichs und der Verständigung.

Schließlich ist das Beste, was Hermann Hecht gibt, doch der Mensch. Eine prachtvolle, abgeklärte, liebenswürdige und dabei tief geistige und geistvolle Natur. Einer von den Lebensweisen, die deshalb mit ihrem Urteil mild und versöhnend sind, weil sie durch eigenes Wissen und hohen Idealismus zur höchsten sittlichen Reife gelangten. Eine von den Naturen, auf die das Wort gilt: „Mensch sein, heißt Kämpfer sein!" und die trotzdem in ihrer ganzen Wesensart die Abklärung freundlichster Versöhnung verkörpern. Ein Mann von harter Strenge und Pflichtbewußtsein gegen sich selbst, aber auch von anfeuernder Kraft für alle die, die mit ihm schaffen. Mag durch die wirtschaftliche Erschütterung manches verfallen sein von dem, was in nimmermüder, rastloser Arbeit und schöpferischem Wollen und Können Hermann Hecht in seinem Leben geschaffen hat, — er ist und bleibt ein Vorbild für alle die, denen in Gegenwart und Zukunft die Aufgabe zufällt, auf den Trümmern den Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft zu vollziehen.

Constantin Brunner: Die Juden und der Bolschewismus.*)

. . . Mehr wollte ich eigentlich heute nicht schreiben, will ich nun aber doch, muß ich doch schreiben Ihnen, dem Geistlichen, der damals zu mir gekommen um der Wahrheit willen, durch „die Lehre von den Geistigen und vom Volk"; der mir auch heute wieder schreibt: „Ich möchte um Alles in die Wahrheit dringen; und ich fühle, daß Sie ihr am nächsten stehen." Damit verpflichten Sie mich, Ihnen doch auch zu schreiben über den zweiten Punkt Ihres Schreibens (trotzdem mir der erste heute so viel wichtiger erscheint, daß ich mich eigentlich auf ihn beschränken wollte); denn ich fühle, ja ich weiß, daß Sie mit Ihren Bemerkungen über den Bolschewismus und den Anteil der Juden daran, und daß Sie darin den Kern der Judenfrage erblicken wollen — nein, mein lieber . . . .**), damit stehen Sie der Wahrheit nicht nahe, sondern der Konfusion und dem Unrecht.

Auch ohne Antisemit zu sein, dürfen Sie mit diesen Ansichten sich nicht einlassen, mit der Konfusion und dem Unrecht keine Berührung haben. Es ist aber Konfusion, den Kern der Judenfrage und die Entschuldigung für den Antisemitismus, den sie so schmerzlich beklagen („den Antisemitismus derer, die ich mit Ihnen ‚Volk' nenne"), im Anteil der Juden am Bolschewismus und in den „sich hervordrängenden" jüdischen Führern gerade der linksradikalen Parteien finden zu wollen. Ja, will denn das selbst in Ihrem Kopf kein Ende nehmen: einige Juden mit allen Juden und mit den den einigen schnurstracks entgegengesetzten und entgegenwirkenden andern Juden zu verwechseln? und dürfen die Menschen übrigens, die einen Bolschewisten, die andern Kapitalisten und Mammonisten sein, ohne daß man behauptet, alle Menschen seien Bolschewisten oder alle Menschen seien Kapitalisten und Mammonisten und der Kern der Menschenfrage liege im Bolschewismus oder im Kapitalismus und Mammonismus der Menschen — aber der Kern der Judenfrage soll nun im Bolschewismus entdeckt sein, ganz neuestens wieder so aus der Hand in den Tand entdeckt; denn mir ist doch so, als ob ihn gestern noch die Meisten im Mammonismus gefunden hätten, wo ihn doch wohl auch heute noch Viele finden wollen? Oder ist

*) Antwort auf das Schreiben eines Geistlichen. Entnommen der soeben erscheinenden neuen Schrift von Constantin Brunner: „Memscheleth sadon, Letztes Wort über den Judenhaß und die Juden", Verlag Neues Vaterland, E. Berger & Co., Berlin W 62.

**) Die Punkte bedeuten den Namen des Briefempfängers.

Kapitalismus und Bolschewismus dasselbe, und gehört wohl Beides zum Juden? Etwa wie die koptischen Christen tauften und beschnitten! Tatsächlich, als wollten sie zeigen, wie sie die Prüfung ihres Verstandes durch Unsinnigkeiten bestanden hätten, liest man heute so in den antisemitischen Blättern, daß Kapitalismus und Bolschewismus die schlauen Mittel der Juden seien, ans Regiment zu kommen, also Kapitalismus und Bolschewismus die vereinigten Kerne der Judenfrage — der Kern der Judenfrage ist die Antisemitenfrage und der Kern der Antisemitenfrage der Hochmut, Memscheleth sadon! — Was nicht alles noch wäre der Kern der Judenfrage, wenn man ihn überall da suchen und finden wollte, wo Juden stark beteiligt sind und führende Rollen spielen — ohne daß man sagen dürfte: weil sie sich hervordrängen. Die Juden spielen Rollen in sämtlichen Parteien (außer natürlich in solchen, von denen der Judenhaß sie fern hält): weil diese Parteien die Fähigkeiten der Juden nicht ungenützt lassen; wie könnten sie irgendwo eine führende Stellung einnehmen, wenn sie nicht von der Majorität, von den Nichtjuden hineingestellt würden, die ihrer Begabung und ihrem Charakter vertrauen? Mit dem bloßen Sich-Vordrängen würden sie bald wieder zurückgedrängt sich finden. Nein, wo Juden am Ruder der Partei stehen: dann, wenn die Partei, kurz oder lang, zur Herrschaft kommt, da stehen dann Juden, kurz oder lang, am Ruder der Herrschaft; eben weil sie vorher am Ruder der Partei gestanden hatten. Auch ist das Sich-Vordrängen gar nicht so einfach. Glauben Sie — aus irgend welchen Gründen oder Nichtgründen —, daß es doch einfach sei bei den Liberalen, den Demokraten, den Sozialisten, Unabhängigen, Kommunisten und Bolschewisten, so blieben noch die Konservativen, die es doch gewiß einem Juden nicht leicht machen dürften, zu ihrem Führer sich aufzuwerfen —: ist nun der Jude Friedrich Julius Stahl nur dadurch Gründer und erster Führer der konservativen Partei geworden, weil er sich vorgedrängt hatte? und will man nicht den Kern der Judenfrage u. a. auch darin erblicken, daß der Jude Stahl das Programm der konservativen Partei formuliert hat? Ach, mein lieber . . . ., wegen all des verschieden möglichen und verschieden wirklichen Menschlichen wollen die verschiedenen Menschen die Juden zum einheitlichen Unmenschen und zum Teufel machen, dem nur verdammte Seelen auch einmal eine Kerze aufstecken!

Gehen Sie mir mit den Juden als den Sündern, die das Unglück des Bolschewismus verschuldet hätten! Und obwohl wir Beide überzeugt davon sind, daß der Bolschewismus das Unglück für unsere Kultur bedeutet, wie er denn ganz gewiß unser Aller Unglück bedeuten würde — aber, was bedeutet denn unsere Überzeugung? Ich erinnere Sie an

das, was ich darüber ausgeführt habe, auf welche Art die Überzeugungen sich bilden; wie sie nach Andrem nicht als lediglich nach den Interessen sich bilden (selbstverständlich rede ich nur von den auf das Praktische gehenden Überzeugungen, nicht von den geistigen Gedanken und von unsrer Besinnung auf das Ewige). Wenn Sie beim Heraufkommen des Judentums im Römerreich gelebt hätten, so würden Sie allerhöchstwahrscheinlich mit der ganzen damaligen Welt überzeugt gewesen sein von der Verderblichkeit und Schändlichkeit jener Juden, welche mit ihrem Blödsinn eine Erneuerung der Welt anstrebten und für die Überzeugung von ihrem Blödsinn den Tod so wenig scheuten — wie unsre Bolschewisten und wahrlich auch die Juden unter diesen ihn nicht scheuten; es sind gerade viele Juden als Blutzeugen für den Bolschewismus gestorben, weil eben viele Juden führende Bolschewisten sind. — Danach hat sich die ganze Welt überzeugen lassen von der Richtigkeit jenes Judentums alias Christentums, und heute noch sind Sie z. B. ein christlicher Priester, also ein Priester jenes Judentums.

Ich bin der Letzte, der etwa den Bolschewismus auf eine Stufe mit dem Christentum oder Judentum stellen will, tausendmal will ich das nicht: ich rede nur von der Relativität unsrer Überzeugungen und von dem Unrecht, Andere wegen anderer Überzeugungen zu verdammen; da doch Überzeugung in einem jeden Überzeugten Überzeugung ist, in einem Bolschewisten nicht anders — hinsichtlich des Überzeugtseins — wie in Ihnen und mir. Und ganz gewiß ist es höchstes Unrecht, der Judenheit, den Juden als Gesamtheit die Schuld am Bolschewismus beizumessen und darin nun den Kern der Judenfrage erblicken zu wollen. Gehen Sie doch nicht mit unter die Aufknacker von all den Kernen der Judenfrage — es ist gar keine Judenfrage: es ist eine . . . frage!*) Es ist die Frage, ob Sie die Augen aufmachen und sehen, was ist: daß nämlich die Juden, gerade als wären sie Menschen wie andre Menschen, all das verschiedene Menschenmögliche auch menschenwirklich sein können. Es gilt die Augen aufzumachen und zu sehen, daß die Menschen so verschieden denken, wie sie verschieden interessiert sind, und gilt, die Augen nicht wieder zuzumachen, wenn es um Juden sich handelt. Die Juden müssen endlich Menschen sein dürfen, gleichberechtigt Factotum, nicht nur Facbonum, gleichberechtigt auch zu allem Unsinn und unreifem Treiben wie andre Menschen und unter Umständen sogar so vernünftig, nützlich und bewunderungswürdig wie der Urteiler — ohne daß dieser sagt, sie seien eben doch unsinnig und gefährlich, weil ja andere Juden in andern Parteien und unsinnig und gefährlich seien. Man

*) Name des Briefempfängers.

darf nicht immer nur die Sorte Juden „die Juden" sein lassen, deren Überzeugung uns, doch aber nicht minder andern Juden zuwider ist. Wollen Sie wirklich die Juden zum Wischtuch für Ihren Zorn über den Bolschewismus machen? Auch die liberalen, die demokratischen, die sozialdemokratischen, die unabhängig sozialdemokratischen Juden? Auch die zionistischen Juden? Wissen Sie, daß zurzeit neunzig Prozent sämtlicher Juden Zionisten sind?! Wenn Sie nun von den noch übrig bleibenden 10 % die liberalen, demokratischen, sozialdemokratischen und unabhängig sozialdemokratischen Juden abziehen: wollen Sie dann wirklich immer noch die ganze Judenheit schuldig finden? In Deutschland gibt es, vereinigt im „Zentralverband deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens" — ich weiß nicht: 200 000 oder 300 000 Juden, die sich zur deutschen Nationalität und zum jüdischen Glauben bekennen, und von denen ganz gewiß kein einziger ein Bolschewist genannt werden kann — wollen Sie immer noch? Ihr Gott wollte wegen zehn Gerechter Sodom und Gomorrha verschonen, und Sie wollen wegen der Teilnahme einiger Juden am Bolschewismus die ganze Judenheit zum bolschewistischen Sodom und Gomorrha machen! — Sie dürfen so nicht weiter sprechen über die Juden. So über die Juden sprechen zeugt von einer beschämenden Trägheit und Leichtfertigkeit des Urteils und führt zur bösartigen Ungerechtigkeit und zur Niederträchtigkeit der Praxis, wenn nicht uns selber, so doch Andere durch uns; so daß also, auch wer nicht nötig hätte, seines eigenen Handelns sich zu schämen, nun nicht etwa nur seines Urteils sich zu schämen hätte. Gegen Beides, gegen die niederträchtige Praxis wie gegen das unsinnige Urteil der Welt haben wir uns zu kehren, nicht an Beidem teilzunehmen; denn in der Tat stärken wir selber auch die niederträchtige Praxis der Welt, wenn wir uns schwach erweisen gegenüber ihrem Urteil und Vorurteil. Wir müssen ihre Wege verlassen und die königliche Straße des Denkens gehen. Sie müssen, auch in diesen Dingen, selber denken, mein lieber . . . ., und dürfen nicht der Lektüre Ihrer Zeitungen und Ihrem Umgang immer von neuem unterliegen. Was wollen Sie damit sagen, daß Sie gerade nun in diesem Schreiben wieder „die hohe Warte" meines Judenbuches rühmen? Doch nicht etwa, daß Sie nun für eine Betrachtung sich selber auf eine niedrige Warte stellen wollen?

Ich sage Ihnen das alles so deutsch heraus, sonst hätte ja auch unser Verhältnis und unsre Freundschaft keinen Sinn, sondern Unsinn. Betrachten Sie immerhin auch das hier zu Betrachtende einmal nicht von der Warte herunter, die Sie ja auch übrigens nicht mehr zu Ihren

Betrachtungen benützen. Das ist schwer freilich; noch schwerer fast, als sich theoretisch philosophisch von den gewöhnlichen Vorstellungen der Menschen zu trennen und sich zu sagen, daß diesen Vorstellungen keinerlei Wahrheit zukomme, außer für die Praxis des menschlichen Wesens; das heißt gewissermaßen sich trennen von den Menschen. Aber so weit müssen wir uns trennen von den Menschen, um von Tag zu Tag der wirklichen Wahrheit und des Lebens nach der Wahrheit in der ewigen Lebensfülle gewisser zu werden und um uns auf die beste Weise den Menschen wiederum hingeben und ihnen das Beste hingeben zu können. Es ist unsäglich schwer, in den Einzelheiten der Anschauung und der Praxis nicht immer wieder der Ansteckung unsrer Umgebung zu unterliegen — wie Sie in unsrem Fall unterlegen sind. Lesen Sie bitte noch einmal, hören Sie, die Stelle der Broschüre „Deutschenhaß, Judenhaß und Judenhaß der Deutschen", S. 58—60 (denn Sie haben vom Judenbuch, glaub ich, nur die erste Auflage):

„Von der konservativen Partei muß gefordert werden, daß sie sich trenne von den Antisemiten. Das haben die Konservativen wahrlich noch nicht getan, vielmehr (weswegen man denn schärfer gegen sie reden muß) enger als je mit den Antisemiten sich zusammengeschlossen gerade jetzt, wo der Judenhaß wieder so in die Höhe flammt, begreiflicherweise: weil wieder, so wie kaum früher, gehetzt wird zur Menschenhatz, wozu die Menschen immer zu haben sind, gehetzt aber zur Menschenhatz auf die Juden wird dieses Mal, weil ja die Juden schuld seien am Kommunismus. Warum aber sollen denn die Juden nicht schuld sein am Kommunismus? Warum allein am Kommunismus nicht? Da ja die Juden schuld sind an allem, wozu der Kommunismus gehört. Die Juden sind ja auch schuld an der Sozialdemokratie, die Juden sind ja auch schuld am Liberalismus, die Juden sind ja auch schuld an der konservativen Partei! Die steht immer noch auf dem Programm des Juden Stahl. Warum sollten Juden nicht den Kommunismus einzuführen suchen und führende Kommunisten werden, da sie doch auch führende Sozialdemokraten, führende Liberale, führende Konservative und die Begründer dieser Parteien werden konnten. Juden können offenbar alles werden: Antisemiten können nichts werden, nur Antisemiten sein. Sie können nichts werden, auch nichts gegen die Juden, ob sie es auch zu Pogromen bringen, — vielleicht darum nicht, weil die Juden alles werden können, nur keine Antisemiten. Könnten Juden Antisemiten werden, so könnten vielleicht auch die Antisemiten noch etwas werden; so ließe sich vielleicht ein Jude finden, der den Antise-

miten den Antisemitismus besorgte und eine richtige antisemitische Partei machte (die Antisemiten sind noch keine Partei, wie ich gezeigt habe: die besseren unter ihnen gehören nicht zur ‚antisemitischen Partei', sondern den andern Parteien an), ganz so wie Juden auch die übrigen politischen Parteien gemacht haben, und überhaupt — was haben die Juden nicht alles gemacht! Nicht allein das Judentum, sondern auch das Christentum. Die Juden können eben alles machen, die Antisemiten können nichts machen, basta! — Wie lächerlich das alles! Juden sind eben gar nicht so einseitig eindeutig ‚die Juden', wie die Antisemiten die Antisemiten sind, solch ein Spezialismus in der Welt sind Juden keineswegs, sondern Juden sind Menschen und können, wie andre Menschen auch, alles Mögliche sein, werden und machen. Juden sind nun und bleiben Menschen in unsrer Welt; daran ändert kein Antisemitismus. Wie lächerlich darum im allgemeinen, Antisemit zu sein, der die Juden zu Nichtmenschen macht, und wie lächerlich im besonderen, nun Antisemit zu sein wegen des Kommunismus der Juden, nachdem man alle die Zeit so ernsthaft Antisemit gewesen wegen des Kapitalismus der Juden! Kommunismus der Juden, das müßte ja den Judenhaß vermindern, statt ihn zu vermehren? Ich weiß nichts, außer dem im Werk Gesagten, auch nicht zu dem jetzt wieder etwas vermehrten Antisemitismus, durch den sich kein Deutscher jüdischer Abstammung darf irre machen lassen, weder an Deutschland noch in seiner Pflicht als Deutscher. Etwas mehr oder etwas weniger Antisemitismus: Neues ist auch zu dem jetzigen Mehr nicht zu sagen (das Besser oder Schlimmer der Verhältnisse, der Sommer oder Winter): man kennt die alten Lieder — es sind die alten Vögel, die sie singen. Aber die Konservativen sollten nicht mitsingen, sondern ganz stille bleiben; nicht das Lied auf die Juden mitsingen, welches nun, gleichen Text und gleiche Melodie, von aller Welt ganz besonders auf die Konservativen Deutschlands gesungen wird. Du deutscher Konservativer, sollte dich einmal einer besuchen aus einem Lande, wo keine Juden sind, der würde fragen, wenn du anfingest von Juden, was sind das: Juden? so brauchtest du nur dein Lied auf die Juden zu singen, und dir könnte begegnen, daß er sagt: O, eure Juden hab ich in dem Lied schon angetroffen, nur noch nicht in eurer Wirklichkeit, und wußte nicht, daß ihr hier Juden nennt, was wir bei uns die deutschen Konservativen nennen! In keinem Lande wäre Antisemitismus so lächerlich wie in Deutschland und so selbstmörderisch: wenn Deutschland nichts weiter zur Verdammung der Juden vorzubringen weiß, als was es gegen sie bis jetzt vorgebracht hat, so muß es aufhören zu verdammen, oder es verdammt immer sich selber mit. Was soll man in Zukunft noch andres

zu Deutschland sprechen als dieses Eine? was läßt sich ihm antworten, wenn es fortfährt, ‚die Judenfrage' zu lösen mit Verleumdung — — — Judenfrage, blödsinniges Wort! Daß es Juden gibt, ist so wenig eine Frage, wie daß es Antisemiten gibt; und übrigens gibt es Judenfrage nur für Solche, für die es Antisemitenantwort gibt. Und je mehr Judenfrage und Antisemitenantwort in Deutschland, desto eher mag man alle andern Worte und Waffen schweigen heißen und endlich nur dieses Einzige sagen: Schafft ihr erst einmal den Deutschenhaß aus der Welt, damit wir euren Judenhaß, euer Hassen, unterscheiden können von eurem Gehaßtwerden, und habt ihr Deutsche untereinander, unter euren Parteien, nur erst weniger Haß, Verleumdung und Hochmut — dann soll euer Haß, Verleumdung und Hochmut gegen die Juden etwas Besonderes an euch sein!"

Schmerz und Scham jedes denkenden Deutschen, in dem das Gefühl für die Einheit des Vaterlandes brennt; der, weil er den Gedanken des Vaterlandes nach seiner Tiefe und Breite erfaßt hat und sein Vaterland und sein Volk liebt, auch alle Parteien seines Vaterlandes und Volkes liebt, — Schmerz und Scham, daß nun unsre ganze konservative Partei so tief heruntergestiegen! Ich rede immer noch von den Konservativen; denn die Konservativen müssen und werden die Konservativen bleiben, nicht aufgehen in diesem Deutschnationalismus und auch endlich, von der Not gezwungen, die jetzige und vielleicht dereinst jegliche Verbindung mit den Antisemiten lösen. Möchten nur auch Juden an solch eine Zukunft denken und, was an ihrem Teil ist, sie herbeiführen helfen (womit ich nichts weniger als gesagt haben will, daß sie vordrängerisch sein sollen), den Groll gegen die Konservativen, bei denen ja das Vorurteil am festesten sitzt, nicht allzusehr in sich vertiefen und sich sagen, daß in schlimmen Zeiten die schlimmen Seiten der menschlichen Natur sich hervortun; das Deutschland jetzt ist nicht das Deutschland für immer. Diejenigen Juden müßten so an die konservative Partei denken, welche eigentlich zur konservativen Partei gehören. Denn Juden gehören zur konservativen Partei genau so wohl, wie Juden zu den übrigen Parteien gehören, je nach ihren Interessen und nach den Überzeugungen, welche diesen Interessen gemäß in ihnen sich bilden (in den übrigen Konservativen bilden sich die Überzeugungen auch nur nach ihren Interessen); und das nun ist die Schuld und die Strafe der Konservativen, daß zurzeit Juden unnatürlicherweise der konservativen Partei nicht angehören können, wodurch den Konservativen die Hilfe von Juden fehlt und um so mehr Juden ihnen empfindlich auf die Finger klopfen. Auch die konservative Partei kommt auf die Dauer ohne weitere Juden

nicht aus; sie wird nicht genug haben an dem einen Juden, welcher ihr Theoretiker ist.

Wir müssen und müssen heraus aus diesem Zustande der Parteizerrissenheit. Wie soll aber Verständigung werden ohne guten Willen dazu? Nur mit Parteigründen, die doch bei Jedem nur aus seinem Egoismus kommen — ohne guten Willen, mit bösem Willen und mit unsrer Krankheit gegeneinander? Wenn ich zum guten Willen rate, so meine ich ja auch nicht den guten Willen der Liebeszärtlichkeit, sondern den guten Willen der Gesundheit und Vernunft, der nicht aus kurzsichtiger Parteiverblendung das Vaterland und damit auch die eigene Partei zerschlägt — Sie wissen, wie ich's im Judenbuch über die politischen Parteien und den Staat gesagt habe. Wir müssen heraus aus dieser (durch die Teilnahme der Frauen nicht reifer gewordenen) Politik und aus d i e s e m Denken unsres Volkes über politische und wirtschaftliche Probleme, welches wahrlich kein Denken eines Volkes, sondern eine Volksseuche ist; an der denn die Konservativen ihr gerüttelt und geschüttelt Maß Anteil haben. Ich möchte fast sagen: die Konservativen haben wieder mal einen Juden nötig als Theoretiker und als vernünftigen Menschen, der zu ihnen spricht: Redet doch nicht, als ob ihr so toll wirklich wäret, wie ihr ja nicht seid, zu glauben, daß die Juden ins Ghetto und nach Palästina zurückgebracht werden können. Ihr wißt doch ganz wohl, daß ihr mit den Juden rechnen müßt. Sind viele unter euch, denen die Juden nicht gefallen, so gefallt ihr euch untereinander ja auch nicht immer, und ihr könnt ganz gewiß sein, daß auch ihr vielen Juden nicht gefallt (wie ihr denn ja auch vielen eurer übrigen Volksgenossen nicht gefallt und unser ganzes Volk ja nicht gerade die Wonne der Menschheit genannt wird); das kommt also wie alles Menschliche, bei euch wie bei den Juden, ganz genau auf das Nämliche hinaus. Aber ihr müßt nicht allein mit den Juden überhaupt rechnen, sondern habt auch Juden in eurer Partei nötig, nicht nur als Theoretiker, sondern auch als Praktiker und als Mitglieder eurer Partei! Ich freue mich, in der Schrift des Konservativen v. Oppeln-Bronikowski „Antisemitismus?" (Deutsche Verlagsgesellschaft, Charlottenburg, 1920) dieselben Gedanken und Forderungen entwickelt zu finden, wie ich sie in meinem Werke „Der Judenhaß und die Juden" ausgesprochen habe; genau so nötig gebraucht die konservative Partei Juden, wie die Juden, welche von der konservativen Partei gebraucht werden, ihrerseits diese konservative Partei nötig gebrauchen. Die deutschen Konservativen müssen nun aber auch nicht länger nur die nehmende Seite sein wollen (nur ihre Theorie vom Juden nehmen): sie müssen auch geben und es Deutschen

jüdischer Abstammung ermöglichen, daß die mit Selbstachtung in ihre Partei eintreten können; die Konservativen müssen, mit Oppeln-Bronikowski zu reden, von dem „Wahnsinn des Antisemitismus" lassen, sie müssen davon herunter, all ihren Mut an den Hochmut zu legen und auf sich aufpassen, daß nicht immer gleich ihr Patriotismus übergehe in Frechheit und kranke Wut, sie dürfen nicht länger von Ahlwardt sich arzneien lassen: über die Juden her — die Juden können sich nicht wehren! Die Konservativen machen sich damit über unser Vaterland her, über das unglückliche, das diesen Krieg verloren hat und noch gar nicht weiß, was das heißt: diesen Krieg verloren haben, nur zu glauben scheint, noch nicht genug habe es verloren, und an nichts zu denken scheint, als wie es gegen sich den Vernichtungskrieg selber zu Ende führen kann. Ein sich selber zerschlagendes Volk, wie soll das wieder aufkommen in der Welt? Wenn wir selber über unser Vaterland uns hermachen, wie soll unser Vaterland sich wehren? Denn unser deutsches Vaterland, das sind wir Deutsche von jeglicher, ob auch in den meisten noch so verschiedener, bunt gemischter Abstammung, auch wir Deutsche von jüdischer Abstammung, mag diese in einzelnen Juden noch so rein sein. Denn wir Deutsche sind Gemisch und Kreuzungsprodukt aus den verschiedensten Rassen, aus vorgermanischen, vorindogermanischen Ureinwohnern, Germanen, Wenden, Polen, Litauern, Kassuben, Kelten, Juden; wir sind die deutsche Einheitsgruppe innerhalb der großen weißen Rasse, und übrigens sage ich immer noch mit Friedrich Müller: „Die Rassentheorie ist purer Schwindel!" Ich bin gewiß, es würde kein Hahn nach ihr krähen, wenn sie nicht den Judenhassern, den Menschenhassern die Kehle anfeuchten würde zu ihrem Kraht: über die Juden her — die Juden können sich nicht wehren!

Dr. Karl Strupp:
Josef Kohler. Ein Erinnerungsblatt.

Am 3. August jährt sich der Tag, da Josef Kohler aus dem Leben geschieden. Ein unersetzlicher Verlust nicht nur für uns, d. h. den kleinen Kreis derer, denen das Glück zuteil ward, seiner Freundschaft gewürdigt zu werden. Dem ganzen deutschen Volke ist Kohler zu früh entrissen worden — auch er ein Opfer des unglücklichen Kriegsausgangs und der Revolution, die diesen glühenden Patrioten gefällt haben. Ihn, dem das Vaterland über alles ging, der mit ihm stand, litt und fiel, dessen Herz im wahren Sinne des Wortes brach, als er sah, wie wir auf allen Gebieten mit rasender Schnelligkeit dem Abgrund zutrieben. Doch nicht nur deshalb, weil er zu den wenig Treuen gehörte, die den Zusammenbruch des Reiches nicht überleben konnten, und die in der Vollkraft ihres Lebens — denn in dieser stand Kohler, obwohl er, der Greis im Silberhaar, erst wenige Monate vorher den 70. Geburtstag gefeiert hatte — den dunklen Pfad zum Jenseits beschritten, gehörte der Verblichene dem ganzen Volke. Als einer der größten Juristen vor allem, die Deutschland jemals besessen, wird er im Buche der Geschichte verzeichnet stehen. Und vielleicht als sein vielseitigster. Denn was Kohler vor so manchen, die wir mit Stolz unter den großen Rechtslehrern der neuesten Zeit nennen dürfen, auszeichnete, das war letzten Endes doch seine unerreichte und vielleicht auch gar nicht wieder erreichbare Universalität des Wissens, diese weltumspannende Vielseitigkeit, die ihn nicht nur das Recht entlegenster Völker, malayischer Halbbarbaren wie hochkultivierter Mexikaner, afrikanischer Neger wie nordischer Eskimos kennen und bis in alle Einzelheiten beleuchten ließ. Das ermöglichte ihm einmal souveräne Sprachbeherrschung, vor allem aber ein kaum faßbares psychologisches Verständnis völkischer Eigenart, die ihn wiederum zum Studium und zu feinsinnigsten schriftstellerischen Äußerungen der Kultur (und damit auch der Kunst) jener Staaten befähigten, deren Rechten er nachspürte. Künstler*natur* und selbst in Musik und Dichtung *ausübender* Künstler, hat er es verstanden, all seine Schriften mit einem Hauch dieses seines Wesens zu erfüllen, ohne unwissenschaftlich zu werden oder die reale Wirklichkeit aus den Augen zu verlieren. Wie er denn gerade deshalb, weil das Gefühl für das Praktische in ihm so überaus stark war, wie wenige befruchtend auf die Praxis einzuwirken vermocht hat. Man hat Kohler wohl als Polyhistor bezeichnet. Diese Charakterisierung wird seiner nur bedingt

gerecht. Denn ein umfassendes Wissen von der Art, wie es dieser geistige Titane besaß, konnte von seinen mittelalterlichen Vorgängern deshalb schon auch nicht nur annähernd erreicht werden, weil die tatsächliche Möglichkeit zu solcher Universalität eben damals überhaupt nicht bestand.

Doch nicht im Aufnehmen eminenten Universalwissens, zu dem ihn ein fabelhaftes Gedächtnis befähigte, und in dessen Auswerten in allen seinen Publikationen erschöpfte sich Kohlers ungeheuere Arbeitsleistung: Eine umfangreiche Lehr- und Vortragstätigkeit kam noch hinzu. Freilich mochten ihm, dessen bis zu Deutschlands Sturz eiserner Gesundheit ein paar Stunden Schlaf genügten, die erstaunlich hohe Zahl von 18 wöchentlichen Vorlesungsstunden an der Universität (wer selber lehrt, weiß, was das besagt) und daneben viele öffentliche Vorträge und Berufssitzungen als geistige Entspannung und Erholung erscheinen.

Schließlich ist auch seine Tätigkeit als Gutachter, Herausgeber von sechs juristischen Zeitschriften (Archiv für Bürgerliches Recht, Rheinische Zeitschrift für Zivilrecht und Prozeß, Goltdammers Archiv für Strafrecht, Zeitschrift für Völkerrecht, Archiv für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie, Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft) und Organisator juristischer Sammelwerke hervorzuheben, so der „Encyklopädie der Rechtswissenschaft", der „Patentgesetze aller Völker" und der langen Bändereihe der „Handelsgesetze des Erdballs."

Daß bei solch überwältigender Fülle geistigen Schaffens nicht alle seine Publikationen gleichen Wert trugen, ja in Ausnahmefällen selbst bedenkliche Schwächen aufwiesen, auf die sich kleine Geister mit besonderer Freude zu stürzen pflegten, kann nicht erstaunen, ja erscheint als selbstverständlich. Seiner Bedeutung vermögen sie keinen Abbruch zu tun, vor allem schon deshalb nicht, weil keine Arbeit dieses Geistesfürsten, und mochte es sich um die kleinste handeln, das Licht der Öffentlichkeit erblickte, in der nicht irgend eine neue großzügige Schöpferidee, eine wertvolle, ausbauwürdige Anregung enthalten gewesen wäre. Das war auch der Grund, weshalb Kohler so überaus befruchtend auch auf die jetzigen Rechtsbeflissenen gewirkt und, vor allem in seinem Seminar, in dem Hörer aus allen Weltteilen zusammensaßen, in seinen Bann gerissen hat.

Aber die Rechtspraxis wie die Gesetzgebung schulden ihm nicht weniger Dank. Sie würden es schon dann müssen, wenn Kohlers Verdienste sich lediglich darauf beschränkten, überhaupt erst ein Patent r e c h t geschaffen und zu einem selbständigen Rechtszweig erhoben zu haben, wie dafür, daß er seinen Forschergeist, seine Kenntnisse und seine Kraft der Rechtsvergleichung mit besonderer Liebe gewidmet hat, als deren

Schöpfer oder doch Mitschöpfer man ihn geradezu bezeichnen darf. Was er hier geschaffen vor allem, besitzt Ewigkeitswert. Und die bereits erwähnte nahezu in jeder Nummer von ihm mit Beiträgen versehene „Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft“ sorgt dafür, daß das Werk, das er unternommen, kein Torso bleibt.

Neben seiner juristischen Tätigkeit, die allein schon genügt hätte, die Zeit einer ganzen Anzahl Bedeutender voll auszufüllen, hat er es aber nicht nur fertig gebracht, seinen künstlerischen Neigungen ausübend nachzuleben, sondern auf vielmonatlichen Reisen, die ihn nach allen Weltteilen führten, mochten jene nur zur Erholung oder zu Kongreß- oder Vortragszwecken unternommen sein, mit offenen Augen all das Schöne in sich aufzunehmen, das die Länder, und hier vor allen das von ihm so heiß geliebte Italien, boten. Und was er einmal gesehen, das behielt er dauernd. Noch erinnere ich mich eines gemeinsamen Besuches in einer berühmten Galerie, die er 20 Jahre nicht gesehen: — sein erster Besuch hatte genügt, um ihn nach dieser langen Zeitspanne noch die Stellen ohne Führer finden zu lassen, an denen selbst wenig berühmte Gemälde ihm damals aufgefallen waren.

Doch nicht nur dem großen Gelehrten, dem glühenden Patrioten gilt mein letzter Gruß: Er gilt dem väterlichen Freunde, dem Menschen überhaupt. Dem Menschen mit dem gütigen Herzen. Denn das hatte Kohler sich bis an sein Lebensende bewahrt. Das zeigte sich nicht nur in seinem nun verwaisten Heim an der Seite seiner verständnisvollen, immer mit ihm gehenden Lebensgefährtin, das zeigte sich auch sonst, nur hier häufig von Außen- und Fernstehenden nicht erkannt, weil Kohlers Güte häufig durch seine Kampfnatur nicht verdunkelt, nein, aber verdeckt wurde. Mochte er zuweilen, namentlich im Streit um wissenschaftliche Überzeugungen (zu dem es umso häufiger kam, je mehr Kohler eigene, neue Wege ging) oder im Weltkriege bei der literarischen Bekämpfung unserer Gegner im Tone sich vergreifen und temperamentvoller, schroffer, ja ausfallender werden, als es nicht nur vom wissenschaftlichen Standpunkte aus die gewollt hätten, die ihm nahe standen: der Mensch war gut. Und es steckte nicht selten hinter der Schroffe der Äußerungen ein Stück Schmerz über eine erlittene Enttäuschung, wie er dann bis an sein Lebensende den Abfall Italiens nicht verwunden hat, das er selbst so oft besungen und dessen größten Dichters unsterbliches Werk er liebevoll in unsere Sprache übertragen hatte.

Aus einem Guß steht Kohler vor uns: groß als Mensch, als Patriot, unerreicht als Gelehrter. Was er qualitativ geleistet, kann nur der ermessen, der seine Schriften kennt, seine Vielseitigkeit und Produktivität ohne Gleichen.

Die im Jahre 1903 im „Juristischen Literaturblatt" veröffentlichte Bibliographie aller Schriften, Aufsätze, Besprechungen von ihm umfaßte schon 526 Nummern. Eine neue, die in Bearbeitung ist, soll gegen 3000 enthalten. Außer Schriften und Abhandlungen auf allen Gebieten des Rechts behandelte er Themata, die zur Geschichte, Volkskunde, Ästhetik gehören, dichtete und komponierte er. Bekannt sind seine Nachdichtungen Dantes und Petrarkas geworden. Doch lag in der Rechtswissenschaft, die er auch populär zu machen versuchte, der Schwerpunkt seines Wirkens. Für Laien kommen insbesondere folgende Werke in Betracht: „Shakespeare vor dem Forum der Jurisprudenz" [1]), „Einführung in die Rechtswissenschaft" [2]), „Moderne Rechtsprobleme" [3]), „Das Recht" [4]), „Lehrbuch der Rechtsphilosophie" [5]), „Recht und Persönlichkeit in der Kultur der Gegenwart" [6]).

Geboren war Josef Kohler in Offenburg am 9. März 1849. 1874 wurde er Amtsrichter, später Kreisgerichtsrat in Mannheim. 1878 kam er als ordentlicher Professor nach Würzburg, 1888 nach Berlin. Er war Ehrendoktor und Mitglied in- und ausländischer Hochschulen und Akademien. In Berlin und Offenburg wurde sein Andenken durch Gedächtnisfeiern geehrt. Seine umfangreiche Korrespondenz mit allen Kulturländern und sein handschriftlicher Nachlaß werden der preußischen Staatsbibliothek als „Josef Kohler Archiv" einverleibt werden.

[1]) Berlin, Rothschild, 2. Aufl. 1919.
[2]) Leipzig, Deichert, 5. Aufl. 1919.
[3]) In Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt", Leipzig, Teubner, 2. Aufl., 1914.
[4]) In Sammlung „Die Gesellschaft", Frankfurt a. M., Rütten & Loening, 1909.
[5]) Berlin, Rothschild, 2. Aufl., 1917.
[6]) Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1914.

Marie von Bunsen: Briefe aus Ostasien.

An ihre Geschwister gerichtet.

(Fortsetzung.)

Tokio, 25. April.

Unterdessen habe ich doch überaus Interessantes erlebt, immer häufiger entdecke ich Überbleibsel der schönen einstmaligen Stadt, und ein Bild ragt stets in das unharmonische Gewirr der öden breiten, staubigen Straßen, mit ihren Telegraphenstangen und schlechten europäischen Renaissance- und Barockgebäuden hinein — das Bild der alten Schogunburg, ihre gewaltigen Mauern und Gräben und Brücken. Das ist jedesmal ein Eindruck.

Captain Delmé Ratcliff empfahl mir seinen Freund und Führer, einen gebildeten jungen Japaner aus Samuraifamilie, mit dem mache ich regelmäßig interessante Ausflüge nach Tempeln und anderen Sehenswürdigkeiten, er erzählt und erklärt mir vieles. Zufälligerweise hatte ist das Glück, mit ihm auf die Ahnenfeier des ehemaligen Schogungeschlechtes, der Tokugawa zu kommen. Priester in weißen, hellgrünen und orangegelben seidenen Gewändern opferten feierlich mit schönen Gebärden in einem kleinen Tempel des Uenoparkes, dann erschienen im Zug die Tokugawa in der uralten Daimiotracht. (Nur an diesem Tag legen sie sie an). Das Haupt der Familie, den Kojama (mein Führer) freundschaftlich begrüßte, trug lilablaue Seide, andere hatten grünlich und gelbliche Brokatgewänder, alle hatten Schwerter und Gehänge und die Daimiokappe auf dem Haupt. So schritten sie aus dem Hain, zogen an mir vorüber, um vor dem Tempelaltar zu knien. Es war unwahrscheinlich schön.

Nachher frühstückte ich in der Englischen Botschaft, und Sir Claude Macdonald war neiderfüllt, nie hätte er von dieser Feierlichkeit gehört, nie diese ihm wohlbekannten Tokugawas als Daimios gesehen. Während wir beim Frühstück saßen, gab es ein kleines Erdbeben — auf diese bin ich ja geeicht. Der Haushofmeister der englischen Botschaft ist der erste gut aussehende Japaner, den ich bisher gesehen habe, er hat den langen, schmalen Idealschnitt, der auf japanischen Bildern und auf ihrer Bühne zu sehen ist, im Leben jedoch nur selten. Er trug den üblichen braunseidenen Kimono, weiße Socken und Sandalenschuhe, hatte vollendete Formen, ist auch aus vornehmem Samuraigeschlecht. Großen Herren zu dienen, ist keine Demütigung, nie hätte er bei einem Kaufmann auch die glänzendste Stellung angenommen.

Die Häßlichkeit dieser Mongolenrasse, vor allem die der Männer, bildet eine der einschneidenden Trennungen zwischen ihnen und uns. Denn, so sagen mir Kenner, ihnen ist unser Rassetypus ebenso fatal. In merkwürdigem Gegensatz zu dem meistens brutal plumpen Mund, den derben unregelmäßigen Zügen, steht ihr feiner freundlicher Ausdruck, ihre Höflichkeit, die uralte Lebenskultur, welche ich Tag für Tag, besonders in Kamakura, jedoch auch hier an unendlich vielen Zügen beobachtet und bewundert habe. Die Frauen sind weit seltener häßlich und gefallen durch ihre dezente Anmut, durch den Reiz ihrer Kleider (sozusagen ausnahmslos tragen sie japanische Tracht). Die Kinder sind einfach süß.

Eigenartig war ein Abend im modern fortschrittlichen Theater — Raum, Sitze etc. ganz europäisch, dabei waren Herr v. Otto und ich die einzigen Nichtjapaner. Zuerst ein sehr bezeichnendes Lustspiel, die Rückkehr eines Japaners zu den Sitten seiner Väter, als er die Entartung des vom Berliner Aufenthalt zurückkehrenden Freiers seiner Tochter bemerkte. Da zog er sich den Kimono wieder an, Stuhl und Tische wurden fortgerückt, die Familie kniete wieder auf ihren Kissen und benahm sich höflich gesittet japanisch. Es folgte Hoffmannthals „Tor und Tod!" Sie spielten es in europäischer Tracht und doch wirkte die Schauspielkunst durchaus orientalisch, oft durch die ihnen fremde Tracht unfreiwillig komisch. Gut war nach unserm Gefühl nur der Tod, mit grinsenden Zähnen, in weiße Gewänder gehüllt, in der Art der Spukgestalten japanischer Bilder. Die Frauenrollen wurden natürlich durch junge Männer gegeben, das merkte man nur an der Stimme.

Nun nahte sich das große Ereignis, wegen dessen die Touristenscharen jetzt die Hotels anfüllen, das kaiserliche Kirschblütenfest. Von nichts anderem war die Rede, kreischende Amerikanerstimmen besprachen das Kommende morgens, mittags und abends. Ich hatte es schon bis dahinaus über. Schließlich war es eine Enttäuschung. Sonniges Wetter, aber ein orkanartiger Wind, mir sagte M. Gerard, der französische Botschafter, daraufhin hätte er das Nichterscheinen der Majestäten vorausgesagt. Der Sohn des Himmels und seine Gemahlin zeigen sich nur bei Wetter, das gelassene Würde ermöglicht, heute wären die allerhöchsten Röcke nur so herumgeflogen und die Halbgötter hätten nach ihren Hüten greifen müssen. Im Grunde war es also ein ziemlich übliches großes Gartenfest, das ganze diplomatische Korps, die europäische Kolonie, Zelte, Erfrischungen, Militärmusik, man stand und ging umher. Einiges war jedoch gutes Japan, die Außenmauern, das mächtige Portal, der Park mit seinen kleinen Seen, Azaleengruppen, gekrümmten Kiefern,

Steinlaternen, Teehäuschen, Brücken und Glycinienranken. Es wird mir ewiglich leid tun, den Kaiser nicht gesehen zu haben, obwohl er mordsgarstig und gewöhnlich wirken soll. Er hat ja die ganze unfaßliche Entwicklung durchgemacht, wenn auch andere die treibenden Kräfte waren, hat er doch den Entschluß gefaßt, den verschlossenen Heiligkeitskäfig seines Kiotopalastes zu verlassen und verfassungsgemäß über ein neues Japan zu herrschen. So ist er immerhin einer der merkwürdigsten historischen Symbole. Nur wenige der Fremden werden den Majestäten vorgestellt, die Botschaften und Gesandtschaften übergeben dem Hofmarschallamt eine sorgfältig geprüfte Liste; ich stand auf dieser.

Abends war ich auf einem großen eleganten europäischen Diner beim Grafen Aoki. Die Japanerinnen gingen in Tracht, in diesem Jahr ist tiefblau Atlas das Modernste für junge Damen, für die älteren schwarz Atlas mit etwas gelb. Nachher zeigte ein alter Künstler seine Kakemono. ich kam nicht mit, sie schienen mir schematisch, all diese Motive hatte ich ja unendlich oft gesehen. Professor Grosse, unser erster Kenner ostasiatischer Kunst belehrte mich jedoch, daß es nur auf das Wie, nicht auf das Was ankäme, gingen diese Bilder auch alle auf endlos oft benutzte Vorbilder zurück, die Handfertigkeit dieses alten Künstlers sei erstklassig, er sei mit Recht berühmt. Trotzdem er kein Wort einer europäischen Sprache kennt, reiste er nach Paris, um die alten Meister zu sehen. Sie machten ihm einen großen Eindruck, jedoch hielt er nichts von den Neuen. Als er jedoch bei Aokis unvermutet auf die Reproduktion einer Lenbach'schen Bismarckskizze kam, leuchteten seine Augen, er sagte: „Das hat ein Künstler gemalt." Die Sicherheit, die Qualität der Strichführung ersah er sofort.

Herr von Mohl hatte mich bei seinem einstigen Kollegen, dem Zeremonienmeister Nagasaki eingeführt, ich war dort manchmal zum Tee, wurde auf das Freundlichste begrüßt. (Für den Empfang von Europäern haben sie europäische Zimmer, leben aber sonst vermutlich beinah ganz japanisch). Da sah er, wie ich mich für alles Altjapanische interessierte, versprach er mir freundlichst eine Sonderaufführung der K a i s e r l i c h e n H o f k a p e l l e, ich forderte Admiral und Frau von Krosigk und noch einige andere Deutsche dazu auf, es war eine fabelhafte Sache! Uralte Instrumente, große Lauten, perlmuttereingelegte Trommeln, Flöten, die in dunkelblau-braunvioletten Kimonos gekleideten Künstler aus uraltem Hofmusikantengeschlecht. Seit der Naraperiode, seit dem 8. Jhr. hat sich von Vater zu Sohn diese Kunst vererbt. Bildmäßig wirkte der Aufbau in der halboffenen Halle, in der ihre Übungen stattfinden, sie spielen 1500 Weisen, immer ohne Noten, der eine Gongspieler

gibt (fast unmerklich) das Zeichen. Für ein europäisches (nicht schottisches) Ohr ist ja die Sackpfeife empfindlich, die übrigen Instrumente haben angenehme Töne. Es wurde rein gespielt, wenn auch wohl mit einigen uneuropäischen Intervallen, sehr kunstvoll war das Anschwellen und Abschwellen, zum Schluß verklang ein Instrument nach dem andern, zuletzt, hauchhaft, ein einziger Ton.

So, der Brief ist endlos geworden — alles Gute Eure

M. B.

Tokio, 29. April.

Ihr Lieben! Freudig wurden Eure Briefe begrüßt . . .

Inzwischen ist es mir vorzüglich ergangen; Herr v. Mohl hatte mich an den Oberhofmeister der Kaiserin und an deren Hofdamen empfohlen, so ließen diese mich zum Tee ins Schloß bitten. Ich wurde durch einen mit goldenen Chrysanthemenwappen geschmückten Hofwagen abgeholt und fuhr, ehrfurchtsvoll von der Menge begrüßt, davon. Im Schloßbezirk zwischen uralten Mauern kam ich durch das innere alte Shoguntor und hielt vor dem großen niedrigen, gutjapanischen Gebäude. Hier empfingen mich mehrere kleine japanische Herren in langen Gehröcken mit wundervollen Verbeugungen, führten mich zu den Hofdamen, welche helle, schleppende europäische Kleider trugen; (da leider Gottes die Kaiserin in der Sündenblüte der Neuerungen europäische Frauentracht anempfahl, wird hier bei Hof noch daran festghalten, sonst kommt sie kaum vor). Freundlicherweise erbot man sich, mir das Schloß zu zeigen, und ich wurde durch lange Fluchten, durch Prunkräume und kleine Gemächer geführt. Das Meiste war japanisch und gut, große herrliche Wandteppiche, die Jagden des Joritomo, auch einige Lack- und Porzellankostbarkeiten; vollkommen harmonisch wirkte jedoch kein Raum, fast immer störte irgend eine europäische Geschmacklosigkeit, welche jedoch bei eintretender nationalen Strömung leicht zu beseitigen wäre. Zwischendurch kam ich an entzückenden Gärtenhöfen mit blühenden Büschen, mit alten Pinien und sanftgeröteten Ahornen vorbei. Darauf führten sie mich auch draußen umher. Unberührt war das Wächterhaus an der einen Durchfahrt, dicht dabei ein Luginsland, der alte Graf Kagawa machte mir dramatisch vor, wie ehedem, in seiner Jugend, die Wachen mit Pfeil und Bogen dagestanden hätten. Hier sind alle Daimios, alle Shugune aus- und eingegangen; an der Stelle des neuen, eben von mir besehenen Palastes stand der in den Unruhen verbrannte alte Palast (Graf Kagawa schilderte es mir), die Stufen waren nicht aus Stein, sondern aus erlesenem, poliertem Holz. (Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Wirtschaftliche Rundschau.
Von Arthur Neumann, Charlottenburg.

Wer glaubte, daß mit den Wahlen zum ersten Reichstag der deutschen Republick eine Entspannung der wirtschaftlichen Lage eintreten würde, sieht sich bitter enttäuscht. Wenn man der Ansicht ist, daß das Wahlergebnis für unsere wirtschaftliche und politische Zukunft allein nur ausschlaggebend ist, so müßte man fast verzweifeln, da danach die Lage verworrener als zuvor aussieht. Dem ist nun aber nicht so. Der wirtschaftliche Kampf wird nach wie vor mit den wirtschaftlichen Machtmitteln ausgefochten, der im weitaus größten Maße außerhalb des Einflusses der Regierungspolitik geführt wird. Eins aber zeigt das Wahlergebnis mit Deutlichkeit, und das ist die scharfe Trennung zwischen Bürgertum und Proletariat. Für den, der diese Entwicklung genau verfolgt, zeichnet sich hier die Zukunft doch recht klar schon auf. Der Kampf, der letzten Endes ein politischer sein wird, das heißt ein Kampf mit physischen Kräften, wird zwischen diesen beiden Gegnern in dem Höhepunkt der Wirtschaftskrisis zum Austrag kommen. Das Problem der Zwangswirtschaft verschwindet aus der öffentlichen Diskussion nicht mehr. Leider wird diese Frage nicht mit der unbedingt notwendigen Sachlichkeit behandelt. Eine rühmliche Ausnahme macht dazu das Ergebnis der Zwangswirtschaftsdebatte des kürzlich beendeten Konsumgenossenschaftstages in Harzburg, der sich fast einmütig für den schleunigen Abbau der Zwangswirtschaft aussprach. Für die fast allgemeine Aufhebung der Zwangswirtschaft ist gerade der gegenwärtige Zeitpunkt besonders geeignet. Das Preisniveau zwischen den Waren der öffentlichen Bewirtschaftung und denen des sogenannten freien Handels ist fast gleich. Das Streben nach Annäherung an die Weltmarktpreise und damit weitere Verteuerungen kommen in Wegfall, da die Weltmarktpreise mit nur wenigen Ausnahmen erreicht sind und zum Teil die Inlandpreise über den Weltmarktpreisen stehen. Die Erreichung der Weltmarktpreise ist nicht zum mindesten mit der Anlaß der jetzigen Geschäftsmattigkeit. Es muß allerdings auch damit gerechnet werden, daß mit der Aufhebung der Zwangswirtschaft die Existenz verschiedentlicher Unternehmen auf dem Spiele steht. Doch wie ich schon des öfteren hier ausführte, läßt dies sich nicht umgehen; die Natur der Wirtschaft wird sich wohl oder übel doch einen Ausweg suchen, wobei auch Opfer zurückbleiben werden. Es wäre grundverkehrt, wenn man hier unter dem Namen Sozialpolitik eine kleinliche Vertuschungspolitik treiben würde, die nach geraumer Zeit nur noch verworrenere Verhältnisse zeitigen würde.

Am Arbeitsmarkt machte sich im Monat April eine etwas stärkere Nachfrage als im Monat März geltend. Ganz besonders nahm die Arbeitsnachfrage in der Bekleidungs- und Spinnstoffindustrie zu, während der Andrang der Metallarbeiter unverändert hoch blieb. Im allgemeinen zeigt die Entwicklung am Arbeitsmarkt folgendes Bild:

Andrang auf je 100 offene Stellen:

1920	männlich	weiblich
Januar	183	109
Februar	174	91
März	162	83
April	167	91

Nach den Berichten der Gewerkschaften hat die Arbeitslosigkeit, die bisher leidliche Rückgänge aufzuweisen hatte, im April eine leichte Zunahme erfahren, welche sich bei den gegenwärtigen Produktionsverhältnissen noch weiter verschärfen wird.

Für die Eisenindustrie spielt mehr denn je die Erzversorgung eine gewichtige Rolle. Mit der allmählichen Verbesserung der Transportverhältnisse läßt sich erhoffen, daß die Versorgung mit Inlanderzen in geregelte Bahnen gelenkt wird. Die Erzgruben im Siegerland sowie im Lahn- und Dillgebiet zeigten in den letzten Monaten, abgesehen von den unruhigen Wochen, erfreuliche Zunahmen. Die Versorgung mit Minetteerzen aus Lothringen war im Monat April infolge des Streiks der Lothringer Eisenbahner und Bergarbeiter und der unruhigen Lage im Ruhrgebiet sehr schlecht. Im übrigen ist das bisher mit Frankreich bestandene Übereinkommen über die Lieferung von Minetteerzen außer Kraft getreten; die Minetteausfuhr ist gesperrt. Die Schwedenerzeinfuhr war bisher mangels Schiffsraumes unbefriedigend. Die Frachten gingen in letzter Zeit etwas herunter und infolge des Steigens der Valuta stellen sich heute die Frachten für die neutralen Dampfer billiger als für deutschen Schiffsraum. Infolge des Streiks der Hafenarbeiter in Holland kam es im April zu einer nur minimalen Einfuhr spanischer

Erze. Die Grundlage unserer Erzversorgung ist uns somit entzogen, da der Rest unserer Inlandsförderung den Ansprüchen nicht genügen kann. — Bei verschiedenen Halb- und Fertigfabrikaten ist eine Preissenkung eingetreten. Auf Grund der neuen Preise stellen sich ab Anfang Juni Rohblöcke auf 2435 Mk., Formeisen auf 2105 Mk., Stabeisen auf 3200 Mk., Grobbleche auf 4040 Mk., Feinbleche auf 4840 Mk., Walzdraht auf 3585 Mk.

Einen gewaltigen Rückschlag hat der Geschäftsgang in der Holzindustrie erfahren. Vor wenigen Wochen noch hatte dieser Industriezweig eine Hochkonjunktur, die man nie für möglich gehalten hätte, jetzt ist ein rapider Sturz erfolgt. In den letzten Wochen ist das Geschäft fast völlig zum Stillstand gekommen. Die Möbelfabriken und Tischlereien sind nur noch zum geringen Teil beschäftigt. Anfangs erwartete man eine Belebung des Geschäftes zum Herbst, doch werden bereits jetzt hierauf keine sonderlichen Hoffnungen mehr gesetzt. Die Exportaufträge bleiben infolge der Besserung des Markkurses gänzlich aus.

Das Bekleidungsgewerbe steht ganz besonders unter dem Druck, der durch die Zurückhaltung der Käuferschaft entstanden ist. Kennzeichnend ist der Ausfall der Frankfurter Messe, die unter dem Symptome der allgemeinen Zurückhaltung stand. Auch die Leipziger Rauchwaren-Ostermesse hatte sehr ruhigen Beginn, ohne daß sich die Erwartungen für die Belebung des Geschäfts in der zweiten Hälfte der Messe erfüllt hätten. In der Herren- und Damenkonfektion sind vielfach noch alte Aufträge vorhanden, die gegenwärtig verarbeitet werden; Neueingänge sind fast nicht zu verzeichnen. Die Wäschefabriken verzeichnen ebenfalls Rückgänge im Umsatz; Annullierungen von Aufträgen sind an der Tagesordnung, trotzdem war der Geschäftsgang in diesem Geschäftszweig besser als im Vorjahre.

Am Geldmarkt hat, wie zu erwarten, die Aufwärtsbewegung der deutschen Mark einen Stillstand erfahren. Leichte Aufbesserung wechselt mit leichter Senkung Die deutschen Devisen zeigen folgende Entwicklung:

		Amsterdam	Stockholm	Zürich
Ende	Januar	3.12½	7.50	6.80
„	Februar	2.72½	5.40	6.15
„	März	3.70	6.45	7.90
„	April	4.85	8.20	9.80
„	Mai	6.05	10.25	11.10
„	Juni	7.30	12.—	14.40

Entsprechend der Aufwärtsentwicklung der deutschen Mark ist der Rückgang der fremden Noten an den deutschen Börsen. Hier zeigt sich folgendes Bild:

Ende	Holland	Dänemark	Schweden	Schweiz
Januar	3206.50	1328.25	1648.25	1498.25
Februar	3696.—	1488.50	1865.50	1620.75
März	2647.—	1313.50	1541.—	1258.50
April	2112.75	934.—	1238.75	1033.75
Mai	1448.50	641.80	864.10	664.30
Juni	1346.15	611.85	841.65	679.30

Der allgemeine Warenmarkt zeigt nach wie vor, was die Preise anbetrifft, kein sonderlich verändertes Aussehen. Es wird mit Eifer versucht, die hohen Preise solange wie möglich zu halten. Der in den nichtbemittelten Volksschichten angesammelte Unwille hat ganz besonders infolge der hohen Obstpreise in verschiedenen Städten zu unliebsamen Zusammenstößen geführt.

Geschichtliche Rundschau XVIII.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Die Literatur über den Kriegsausbruch, insbesondere auch über die Schuld am Kriege, wächst von Tag zu Tag mehr an. Die deutschen Akten über die letzte Zeit vor dem Kriegsausbruche sind vollständig veröffentlicht worden und bilden eine wertvolle, wenn auch nur einseitige Grundlage für die Beurteilung der Fragen. Deutscherseits sind allein über 900 Dokumente der Öffentlichkeit übergeben worden. Sich durch diese hindurchzufinden ist nicht leicht und dürfte den meisten zu zeitraubend sein. Karl Kautsky hatte es ja versucht, diese Dokumente für das breitere Publikum zugänglicher zu machen und zusammenzufassen. Wie er sich dieser Aufgabe entledigt hat, beleuchtet Graf Max Montgelas in seinen bei der Deutschen Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte (Charlottenburg) erschienenen „Glossen zum Kautsky-Buch", in denen der als Schriftsteller bestens bekannte Verfasser zu dem Ergebnisse gelangt, „daß das Kautskysche Buch wegen seiner Beschränkung auf nur einen Teil der längst allgemein zugänglichen Quellen nicht als ein Ergebnis unparteiischer Forschung gelten kann." Mit Recht führt Montgelas aus, daß Kautsky keineswegs dem deutschen Volke „durch seine einseitige Darstellung der Vorgänge, die alle Fehler und Schlechtigkeiten der Gegenpartei verschweigt", einen Dienst erwiesen habe. Diesem Urteile

kann man unumwunden beipflichten, und man geht kaum zu weit mit der Behauptung, daß Kautsky in seiner blinden Parteiwut sogar dem deutschen Volke sehr geschadet hat.

Im gleichen Verlage ist nunmehr jedoch ein Buch erschienen, das in unparteiischer Weise „die Grundlinien der diplomatischen Verhandlungen bei Kriegsausbruch" darstellt und als guter Führer durch die vielen bisher veröffentlichten amtlichen Dokumente gelten kann. Sein Verfasser ist B. W. von Bülow, der sich mit diesem Buche zweifellos ein Verdienst erworben hat. Bülow geht mit Recht von dem Gesichtspunkte aus, daß es zur Zeit noch unmöglich ist, ein abschließendes Urteil zu fällen über die Fragen, die zum Kriege geführt haben, und wem die Schuld am Kriege zuzuschieben sei, und er vertritt den Standpunkt, daß sich der Historiker und Politiker jetzt darauf beschränken muß, das vorläufig vorliegende Material zu sichten und zu verarbeiten, das Endurteil und die Kritik jedoch einer späteren Generation zu überlassen. Diese Arbeit des Sichtens wird leider noch meist — wenigstens von dem Laien — unterschätzt. Wir können das Bülow'sche Buch jedoch allen unseren Lesern empfehlen, die sich über die diplomatischen Aktenstücke vor Kriegsausbruch in aller Kürze ein klares Bild verschaffen wollen.

Als eine wichtige Quellensammlung beginnen die „Materialien, betreffend die Waffenstillstandsverhandlungen" bei der Deutschen Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte zu erscheinen, wo vor etwa Jahresfrist auch die „Materialien, betreffend die Friedensverhandlungen" veröffentlicht worden sind. Wir haben damals bereits darauf hingewiesen, eine wie reiche Fundgrube diese Sammlungen für jeden sind, der sich mit dem Abschluß des Weltkrieges beschäftigen will, insbesondere für den Politiker und Historiker, der späterhin diese Zeit zum Gegenstand seiner Arbeit und Untersuchung machen wird. Aus diesem Grunde begrüßen wir auch diese neue Veröffentlichung des Verlages und hoffen, daß dem bis jetzt vorliegenden Teil VIII, der den Bericht der deutschen Waffenstillstandskommission über ihre Tätigkeit vom Abschluß des Waffenstillstandsvertrages bis zum Inkrafttreten des Friedens enthält, die übrigen Teile recht schnell folgen mögen. Sie werden dem Leser zeigen, welch umfangreiche Arbeit von der deutschen „Wako" geleistet worden ist, wie viele Fragen bearbeitet und beantwortet sein wollten, und daß man die Arbeit anerkennen muß, mag man auch im Stillen wünschen, daß dieser oder jener Punkt eine andere Erledigung gefunden hätte, als er durch Matthias Erzberger tatsächlich gefunden hat.

Schließlich sei aus diesem für die Veröffentlichung politischer und geschichtswissenschaftlicher Werke so rührigem Verlage noch ein Buch des Grafen Brockdorff-Rantzau kurz erwähnt, das den einfachen Titel „Dokumente" führt. Es enthält Schreiben, Interviews, Ansprachen, Reden und sonstige Veröffentlichungen dieses hervorragenden Diplomaten während seiner leider nur allzu kurzen Zeit als Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, welchen Posten er bereits nach 6 Monaten niederlegte, weil er seinen Namen nicht unter den Schmachfrieden von Versailles setzen wollte. Sie geben dem Leser ein gutes Bild für die von dem Verfasser verfolgte Politik, die zu retten versuchte, was noch zu retten war. Daß beim Frieden nicht mehr herausgeschlagen werden konnte, ist nicht die Schuld des Verfassers, an dessen diplomatischen Fähigkeiten wohl niemand zweifeln wird. Es steht zu hoffen, daß Graf Rantzau — trotz seiner im „Nachwort" niedergelegten Ansicht — doch bald seine reichen diplomatischen Erfahrungen und sein politisches Wissen durch Veröffentlichung der Praxis und der Wissenschaft zugänglich macht.

Ein recht trauriges Kapitel des Weltkrieges behandelt das Buch „Belgische Landesverteidigung u. Bürgerwacht 1914", das von Oberst Bernhard Schwertfeger im amtlichen Auftrage bearbeitet und im Verlage von Reimar Holbing (Berlin) veröffentlicht worden ist. Oberst Schwertfeger hat lange Zeit dem Generalgouvernement in Belgien angehört, er hat alle dort befindlichen Akten durchgearbeitet und der Niederschlag dieser ungeheuren, mühseligen Arbeit sind die Veröffentlichungen, die er in letzter Zeit dem deutschen Leser zugänglich gemacht hat. Wir besprachen vor geraumer Zeit an dieser Stelle die „Unveröffentlichten Dokumente zur europäischen Politik" und hoben bei dieser Gelegenheit die Gründlichkeit und die große Bedeutung hervor, die diese Veröffentlichungen Schwertfegers für die Wissenschaft haben. Dasselbe Lob können wir unbeschränkt auch der neuesten Schrift des Verfassers erteilen. An der Hand der reichen Quellen, die zum großen Teil als „Anlagen" dem Buche beigegeben sind und so auch den überzeugen müssen, der etwa an der unparteilichen Darstellung zweifeln

sollte, zeigt der Verfasser, wie die Landesverteidigung von der belgischen Regierung für den Kriegsfall vorbereitet, wie systematisch an der Einrichtung und Ausbildung der garde civique gearbeitet war, und er kommt zu dem Ergebnis, daß „in der nicht genügenden geistigen Durchdringung der Kriegsvorbereitungen ... eine sehr wesentliche Ursache für das Verhalten der belgischen Bevölkerung erblickt werden muß.“ Die belgische Regierung trifft also eine Hauptschuld an den traurigen Vorgängen, die sich in der ersten Zeit des Krieges in Belgien abspielten, an den Zerstörungen, die lediglich durch die militärische Notwendigkeit erforderlich geworden waren, und an der Behandlung belgischer Zivilisten, die — blindlings die unklaren belgischen Regierungsanordnungen ausführend — ihrem traurigen, aber vollauf gerechten Schicksale verfielen. Für jeden, der den Einmarsch in Belgien miterlebt, für jeden, der in späterer Zeit des Krieges in Belgien tätig war und die traurigen Stätten, die Folgen jener entfesselten Volksleidenschaft gesehen hat, wird das Buch Schwertfegers von großem Interesse sein, und die uns feindliche Welt wird erkennen, daß das „arme kleine Belgien“ doch nicht ganz so schuldlos an seinem Schicksal ist, wie es die englische Propaganda hingestellt hat.

Von neuerer militärischer Literatur über den Weltkrieg wäre zunächst das „von einem Generalstäbler“ herausgegebene Buch: „Kritik des Weltkrieges. Das Erbe Moltkes und Schlieffens im großen Kriege.“ (Verlag von K. F. Köhler in Leipzig) zu nennen. Eine ganz ausgezeichnete kritische Darstellung, die man mit Recht als ein „Generalstabswerk im kleinen“ bezeichnet hat. Der Verfasser gibt in den ersten drei Teilen seines Werkes dem Leser einen Überblick über die Aufgaben des Generalstabes im Frieden und im Kriege, er zeigt, welch ungeheure Arbeit in der „großen Bude“ geleistet worden ist, um das Heer kampfkräftig zu machen und diese Kampfkraft zu erhalten. In kurzen Strichen zeichnet er die Entwicklung der strategischen ued taktischen Lehren seit den Kriegen von 1866 und 1870, die von Moltke dem Generalstabe gelehrt, von Schlieffen weitergebildet worden sind. Schlieffen hat leider keinen ebenbürtigen Erben hinterlassen, dem deutschen Heere fehlte im Augenblicke der Not der große geniale Stratege, der das Testament Schlieffens in richtiger Weise zur Durchführung brachte. Der vierte Teil ist alsdann den Operationen des Weltkrieges gewidmet, dessen strategischen Verlauf der Verfasser in außerordentlich klarer Form zur Darstellung bringt. Mit fachmännischer, stets rein sachgemäßer Kritik beleuchtet er die einzelnen Entschlüsse der Obersten Heeresleitung, nur hier und da sich auf einzelne Kampfhandlungen einlassend, lobend, was zu loben ist, aber auch die Fehler nicht verschweigend, die gemacht wurden. Das Buch ist nicht etwa nur für den Militär geschrieben, vielmehr wird jeder Gebildete aus ihm viel lernen können und viel Aufklärung finden über Fragen, die ihm sonst nicht ohne weiteres klar geworden sind.

Eine nicht minder wertvolle Bereicherung unserer militärischen Literatur über den Weltkrieg ist das ausgezeichnete Buch Liman von Sanders „Fünf Jahre Türkei“, das bei August Scherl in Berlin erschienen ist. Mit zahlreichen Skizzen und Karten versehen, gibt es einen klaren Überblick über die Kriegsereignisse bei unseren türkischen Bundesgenossen. Besser als irgend ein anderer ist der Verfasser in der Lage, über die mannigfachen Schwierigkeiten zu urteilen, mit der auf dem Kriegsschauplatze an den Dardanellen, in Syrien, Mesopotamien und am Kaukasus zu kämpfen war. Das Wertvolle an den türkischen Truppen vollauf anerkennend, weist der Verfasser doch auf die großen Mängel und Schattenseiten in der türkischen Armee hin, auf die er schon während des Krieges pflichtgetreu stets aufmerksam gemacht hat, ohne an den maßgeblichen Stellen in Deutschland Gehör zu finden, wo man den orientalisch ausgeschmückten, übertriebenen, rosigen Berichten des türkischen Kriegsministers mehr Glauben schenkte, als den wahrheitsgemäßen, allerdings nicht so günstig klingenden Warnungen des deutschen Generals, der immer wieder die Grenzen der türkischen Leistungsfähigkeit hervorhob, die in keinem Verhältnis stand zu dem, was die Türkei und infolgedessen die deutsche Oberste Heeresleitung der türkischen Armee zumuten zu dürfen glaubte. Hätte man auf die Warnungen des Verfassers mehr gehört, so hätte man sich sicher nicht in so manches Abenteuer in Asien eingelassen, das durch die Zersplitterung der Kräfte das türkische Heer auf keinem der Kriegsschauplätze schließlich dem Gegner gewachsen sein ließ. Mit außerordentlich großem Interesse verfolgt man insbesondere die vom Verfasser als Oberbefehlshaber geleiteten Kämpfe an der Palästinafront im letzten Kriegsjahr. Wenn man dem Verfasser vorgeworfen hat, er habe die Tätigkeit der deutschen Truppen in seinem Buche

nicht genügend gewürdigt, so können wir diesem Vorwurfe nicht beipflichten. Der Verfasser wollte und konnte nicht in dem ihm gesteckten Rahmen sich auf Einzelheiten einlassen; es war nicht seine Absicht, eine alles erschöpfende Kriegsgeschichte zu schreiben, seine Aufgabe war weit enger gezogen: er wollte lediglich einen Überblick über die Kriegsereignisse bei unseren türkischen Bundesgenossen geben und die Fehler darlegen, die wir hier während des Krieges gemacht haben, damit wir in Zukunft aus ihnen lernen können. Das ist dem Verfasser in trefflicher Weise gelungen; Politiker und Militärs werden aus diesem sachgemäß geschriebenen Buche in gleicher Weise reiche Belehrung schöpfen.

* * *

„Bismarcks auswärtige Politik nach der Reichsgründung" hat der leider zu früh dahingegangene Hans Plehn zum Gegenstand einer eingehenden Untersuchung gemacht, die jetzt nach dem Tode des Verfassers im Verlage von R. Oldenbourg (München) erschienen ist. Die Gründlichkeit, mit der Plehn die zahlreichen Quellen der Bismarckliteratur durchforscht und verarbeitet hat, die kritische Beherrschung dieses Stoffes und die hochentwickelte Fähigkeit des verstorbenen Verfassers, die Zusammenhänge außenpolitischer Probleme zu erfassen, geben diesem letzten Werke Plehns ein Anrecht auf einen hervorragenden Platz in der Literatur jener Zeitepoche nach der Gründung des Deutschen Reiches. Mit bewunderungswürdiger Klarheit und Schärfe gibt Plehn eine Darstellung der europäischen Politik in den 70er und 80er Jahren, deren Mittelpunkt ja der bedeutendste Staatsmann seiner Zeit war: Bismarck. Die wichtigste Frage dieser beiden Jahrzehnte war die orientalische Frage, die auf dem Berliner Kongreß ganz und gar nicht endgültig geregelt worden war; denn bereits wenige Jahre nach diesem Kongresse versetzt die bulgarische Frage Europa von neuem in schwere Unruhe. Der Verfasser zeigt nun, wie Bismarck in dieser schwierigen Lage als Leiter der deutschen Politik gehandelt hat, wie er es immer wieder verstanden hat, Europa vor dem mehr als einmal drohenden europäischen Kriege zu bewahren. Allerdings gehörte dazu ein Mann, wie es der eiserne Kanzler war, der das Ansehen ganz Europas genoß, bezw. von ihm gefürchtet wurde. Die deutschen Politiker können aus diesem Buche manches für die Praxis lernen, und jeder, der noch Interesse für die Größe Deutschlands hat, wird das fesselnd geschriebene Buch mit Genuß und vor allem mit Gewinn lesen.

Nicht dem großen Staatsmanne, sondern dem großen Menschen gilt das Buch von Karl Groos „Bismarck im eigenen Urteil", das soeben im Verlage der Cotta'schen Buchhandlung erschienen ist. Es sind feine, scharfsinnige psychologische Studien, die der Verfasser an der Hand der Aussagen des großen Kanzlers über seine Eigenschaften und Fähigkeiten, über die Persönlichkeit des Reichsgründers macht, und aus denen uns das Bild des großen Staatsmannes in klaren, ungeschminkten Zügen entgegentritt. Auch dieses Büchlein darf als interessante, lesenswerte Bereicherung unserer Bismarck-Literatur gelten.

Unter dem Titel „Das Ende des russischen Kaisertums" veröffentlicht der Chef der russischen Geheimpolizei General Komaroff-Kurloff im Verlage von August Scherl seine Memoiren. Der Verlag hat sich ein dankenswertes Verdienst erworben, daß er diese Memoiren, die einen tiefen Einblick in die geheimen Vorgänge des russischen Staatslebens gewähren, den deutschen Lesern zugänglich gemacht hat. Denn, wenn sich auch das Buch des ehemaligen Polizeigewaltigen im Zarenreiche von subjektiver Anschauungs- und Urteilsweise nicht hat freihalten können, so ist es doch von großem Wert für das Verständnis und die Beurteilung des zaristischen Rußlands in den letzten Jahren seines Bestehens. In den verschiedenen einflußreichen Stellungen, die der Verfasser in der russischen Verwaltung eingenommen hat, war er in der Lage, besser Einblick in das oft dunkle Wirken der Regierung und ihrer Gegner zu erlangen als die meisten anderen Menschen. So führt Komaroff den Leser von der Revolution des Jahres 1905 bis zum Umsturz von 1917, den er nur für eine Fortsetzung der revolutionären Bewegung von 1905 ansieht. Eine überraschende Fülle von Einzelheiten, die zum größten Teil dem Leser noch nicht bekannt sein dürften, wird in lebendiger Form geschildert; der Verfasser versteht es, den Leser zu fesseln und ihn immer mehr für den Stoff seiner Darstellung zu interessieren, sodaß er das Buch nicht früher aus der Hand legt, als bis er auf Seite 368 angelangt ist, mit der das Buch schließt.

Von der Sammlung „Menschen", die im Verlage von Ullstein & Co. in Berlin erscheint, und deren ersten drei Bände wir seinerzeit besprochen haben, liegen zwei

neue Bände vor, die alle Vorzüge ihrer Vorgänger teilen. Zunächst gibt Paul Wiegler ein Lebensbild von „Wallenstein", von dem noch Schiller sagt: „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte." Das war damals; inzwischen haben die schwedischen und sächsischen Archive reiches Material zur Geschichte Wallensteins zu Tage gefördert, das durch die Ermittelungen im Staatsarchiv von Hannover noch vervollständigt wurde. Dieses Material hat Wiegler verarbeitet und bietet im vorliegenden eine lesenswerte Studie über die machtvolle und rätselhafte Persönlichkeit Wallensteins. Auch die Behauptung des Schiller'schen Wallensteins: „Ich gebe nichts Schriftliches von mir" wird durch den Abdruck von zahlreichen Briefen Wallensteins, von Schreiben des Friedländers an seine Vertrauten, an seine Generäle und an den Kaiser widerlegt. Aus diesen Briefen und aus den Berichten der Zeitgenossen, von denen auch eine ganze Anzahl zum Abdruck gelangt sind, kann sich der Leser ein gutes Bild von dem Leben und Wirken dieses großen Feldherrn machen, dessen Ziel es war, gemeinsam mit Sachsen und Brandenburg auf Grund der Religionsfreiheit den Krieg zu beenden, der seit Jahren Deutschland verwüstete.

Der andere neu erschienene Band ist dem Dichter „Heine" gewidmet. C. F. Reinhold hat es verstanden, ein lebendiges Bild vom Leben und innersten Wesen Heinrich Heines nach seinen Briefen, seinen autobiographischen Niederschriften und nach den Mitteilungen und Äußerungen anderer Schriftsteller zu geben, die mit ihm zusammengetroffen sind, so von Varnhagen, Immermann, Gentz, Andersen, Laube, Grillparzer, Gutzkow, Hebbel, um nur ein paar allgemein bekannte Namen herauszugreifen. Auch Männern wie Marx, Lassalle, Balzac und Alexander Dumas begegnen wir, kurz eine Fülle von Persönlichkeiten, deren Urteil über den Dichter von Interesse und zu seiner Charakterisierung von Wichtigkeit ist. Nicht unerwähnt soll die lesenswerte Einleitung bleiben, die Reinhold dem Buche vorausschickt, und in der er versucht, den komplizierten Charakter Heines zu analysieren und klarzulegen.

Zum Schluß sei noch auf eine wichtige volkswirtschaftliche Neuerscheinung hingewiesen, deren Bedeutung man wohl schon daraus ermessen kann, daß bereits wenige Wochen nach dem Erscheinen eine zweite Auflage notwendig geworden ist, die in dankenswerter Weise das gegebene statistische Material usw. bis in die neueste Zeit fortführt. Es ist dies das im Verlage von Th. Lißner (Berlin) erschienene Buch des Kammerpräsidenten Dr. K. Kleefeld: „Die Volkswirtschaft des deutschen Wiederaufbaus." Den Wiederaufbau unserer Wirtschaft, die durch den Weltkrieg, den Friedensvertrag, die Revolution und ihre Folgen zu einem Trümmerfeld geworden ist, und deren letzte Reste wahnwitzige Fanatiker noch zu zerstören suchen, bezeichnet Kleefeld mit Recht als die wichtigste Forderung der Gegenwart. Wie sich der Verfasser dies denkt, zeigt er in aller Kürze — manchmal leider allzu kurz — in dem Wirtschafts- und Landeskulturprogramm, das er in seiner Schrift aufstellt. Auf die einzelnen Punkte dieses Programms heute näher einzugehen, verbietet uns der beschränkte Raum, doch hoffen wir, an anderer Stelle ausführlicher auf die Gedanken Kleefelds zurückzukommen. Mancher seiner Vorschläge wird vermutlich bei vielen auf Widerstand stoßen, insbesondere seine Forderung der allgemeinen wirtschaftlichen Dienstpflicht, aber das kann den Wert des Buches als solchen nicht herabsetzen. Besonders hervorzuheben wäre noch, daß Kleefeld seine Behauptungen durch zahlreiche neue statistische Tabellen belegt, die seinen Betrachtungen erhöhten Nachdruck verleihen.

Literarische Rundschau.

Von Prof. Dr. Heinrich Brömse.

Schlagworte verderben die Kunst nicht minder als die Politik. Sollten wir uns bei allem Streit zwischen den verschiedenen Richtungen nicht immer gegenwärtig halten, daß ein Werk darum noch nicht gut oder schlecht ist, weil es zu dieser oder jener gehört, um welchen Ismus es sich auch handeln möge? Grillparzer hat einmal einen Spruch geschrieben, der vielen auch heute noch als Mahnung dienen kann; man braucht nur für die damaligen Schlagworte die unserer Tage einzusetzen:

Romantisch, klassisch und modern
Scheint schon ein Urteil diesen Herrn,
Und sie übersehen in stolzem Mut
Die wahren Gattungen: schlecht und gut.

Auf einem Gange durch neue Lyrik haften besonders folgende Eindrücke. Die „Lieder eines Dorfpoeten" von Franz Peter Kürten (2. vermehrte Auflage, Eifel-Verlag, Düren-Birkesdorf, 1919) sind alte

Schule, Nachklang des Volksliedes, schlicht und gefühlvoll, ohne viel Eigenart und Unterscheidungssinn für Mattes (auch Plattes) und Kräftiges, aber doch in manchen Gedichten von Liebe und Tod, auch in Kinderliedern von ansprechender Innigkeit. Etwa mit Lautenbegleitung werden sie gewiß für viele erfreulich sein.

Weitab von dieser deutschen Dorfheimatdichtung liegt die äußere und seelische Landschaft der zionistischen Gedichte „Der Rote Mond" von Eugen Hoeflich (M. J. Ben Gawriel Hezron). (Leipzig, Wien, Zürich, Ilf-Verlag, 1920). „Fremder Zonen fremde Söhne / wanken wir taumelnd durch die Gänge / fremden Geistes ... Denn niemals waren deine Stunden, / o Europa, / uns Stunden zielahnender Erwartung ... O Osten, nimm wieder uns in deine Sonne!" Jubelnd wird das Morgenland im „Abend der Erfüllung" begrüßt: „O Heimat, Heimat! / Noch glutet dein ungeheurer Mond / hinter den Dattelpalmen, / schwer atmen deine Felder / im Drucke unerlöster Nächte. / Den Schluchten deiner Berge / entquellt (?) noch der Bach, / der unsere Väter getränkt, / und aus dem Blute unserer Helden / singt noch deine rote Erde. / Heimat, Heimat!" Auch diese Gedichte sind im Ausdruck wohl mehr Nachklang als Eigenart, im Inhalt aber bedeutungsvoll. Man spürt es ihnen an, daß sie aus unmittelbarem Erleben im Morgenland hervorgegangen sind.

Kunstvolle „Sonette" schreibt Karl Willy Straub (Heidelberg, Hermann Meister, 1920). Er erinnert in seiner farbenreichen und formgewandten Art an die französischen Parnassiens, Leconte de Lisle und andere. Er ist zugleich ein entzückter Lobredner aller Erdenschönheit und ein Mystiker, „gottheitdurchdrungen nach den letzten ew'gen Dingen." Auf den Höhepunkten steht er neben Angelus Silesius.

> „Ich bin von Dir, o Gott, bis an den Rand gefüllt
> Wie ein Gefäß aus glasgeschliffnen Wänden,
> Du glühst aus mir in tausend Prismen-Bränden
> Und schreitest vorwärts frei und unverhüllt."

In den Kreis derer um Stefan George und Hofmannsthal gehören die „Jugendgedichte" von Rudolf Borchardt (Berlin, Ernst Rowohlt, 1920), sehr wählerisch und zum Teil geziert in der Form, etwas absonderlich oder besser: sich absondernd in der Stimmung, oft zu drei altertümelnd und mehr gedankenschwer als anschaulich, bewußt allem Volkstümlichen abhold. Kunst für Künstler. Aber auch hier ist manch erlesenes Kleinod.

Auf der Grenze zwischen Dichtung und Philosophie steht „Das Buch Eros" von Lenore Kühn (Studien zur Liebesgeschichte von Seele, Welt, Gott. Jena, Eugen Diederichs, 1920). Es hat an der Dichtung teil nicht nur, weil es in seiner edlen, rhythmischen Sprache durchaus das Gepräge hochgestimmter Gedankenlyrik trägt, sondern auch, weil es in seinem Inhalt nicht verstandesmäßige Wissenschaft, sondern Ausdruck einer Künstlerseele ist. Eros ist hier der Inbegriff der ewigen, göttlichen Liebe, die zugleich alles Irdische durchdringen soll, kein flacher Flattergeist, kein Genußsinn, sondern das verklärende Licht, das dem Leben überhaupt erst Wert verleiht, das in Freundschaft und Liebe, in Andacht und künstlerischem Gefühl, in Ehrfurcht vor allen Wundern des Lebens, im Gemeinschaftssinn, im Verhältnis zum Vaterland, zur Menschheit Göttliches im Irdischen verwirklicht. Gewiß wird mancher gelegentlich mehr Bestimmtheit der Darstellung wünschen, aber in Anlage und Geist ist es ein gutes und heilsames Buch, und in vielen Einzelbetrachtungen über Dichter und Denker, über Kunst und Leben werden die allgemeinen Gesichtspunkte treffend erläutert.

Ein „Schwabenroman" von Carl Siber, „Die wunderlichen Schicksale des Balduin Lechleitner" (Stuttgart, Franckh'sche Buchhandlung) erzählt von dem krausen Lebenslauf eines selbstwilligen Jungen und Jünglings, von den Taten und Erlebnissen des Lehrlings, der ein kleiner Spitzbube wird, des Landstreichers, des Buchhändlers, des Soldaten im Kriege, des Athleten, des Landmanns, des unglücklichen und glücklichen Liebhabers. Durch Irrungen und Wirrungen kommt er zu äußerem Erfolg und innerer Tüchtigkeit. Die einzelnen Abenteuer sind meist frisch und froh erzählt, aber das Ganze fällt doch zu sehr in Einzelheiten auseinander.

Die Erzählung „Mira" von Carl Hagen-Thürnau (Charlottenburg, Raben-Verlag) ist ein Erstlingswerk, das Hoffnungen erweckt, zum Teil auch schon erfüllt. Man denkt an Kellermann (den Kellermann der „Ingeborg"), an seine lyrische Überschwenglichkeit sowohl wie an manche seiner Motive. Der Alltag ist diesen Menschen fern, ihren Gefühlen wie

ihren Worten. Es sind Romantiker des Lebens, frei von engbürgerlicher Herkömmlichkeit, große Kinder, die mit dem Schicksal und mit dem eigenen Herzen nicht recht fertig werden, voll Zartheit und seelischer Tiefe, aber ohne zwingende Kraft des Wollens und Handelns. Zwei Menschen finden sich in höchstem Glück, verlieren sich und finden sich wieder. Der Einklang ist schön, vielleicht zuweilen etwas eintönig dargestellt, der Zwiespalt voll tiefem Weh, aber doch nicht überzeugend genug begründet. Im ganzen verdient die dichterische Begabung, die sich hier zweifellos kundgibt, beachtet und gefördert zu werden.

In der Schriftensammlung „Tribüne der Kunst und Zeit" (herausgegeben von Kasimir Edschmid, Berlin, Erich Reiß), die der neuen Ausdruckskunst dienen will, ist ein Heft mit Selbstbekenntnissen von führenden Geistern dieser Richtung, Dichtern und bildenden Künstlern, erschienen, das zwar im ganzen nicht viel Klarheit schafft, aber doch manchen bezeichnenden und bedeutungsvollen Beitrag enthält („Schöpferische Konfession"). Daß sich hier mit Fragen der Kunst vielfach politische Betrachtungen verbinden, braucht kaum betont zu werden; das neue künstlerische Junge Deutschland ist so wie einst das alte oft zum Schaden der Kunst viel zu sehr auf Stoff und politische Belehrung eingestellt. „Liebe entdeckt das Gefühl, die Dichtung verleiht ihm Ausdruck, die Politik schaffe sein Statut", lehrt in völkerversöhnendem Geist René Schickele. Das beste, was er sagt, ist das Bekenntnis vom Rausch und von der Qual des künstlerischen Schaffens. Gleich ihm stimmt Max Pechstein einen Lobgesang auf die wonnevollen Schmerzen der Arbeit an. Besonders hervorgehoben zu werden verdienen die Beiträge von Georg Kaiser und Fritz von Unruh. Jener betont die Einheitlichkeit des künstlerischen Leitgedankens (der „Vision"), die allen noch so verschieden scheinenden Werken zugrunde liegt. „Von welcher Art ist die Vision? Es gibt nur eine: die von der Erneuerung des Menschen." Ergänzend bekennt Unruh, daß ihm „strenge Arbeit und der energische Drang zur Form als die entscheidenden Handwerker jeglicher Inspiration erscheinen". Auch auf Zeilen aus dem Nachlaß von Franz Marc, auf Sternheims und Paul Klees Mitteilungen sei hingewiesen. Anderes wirkt mehr seltsam. Toller rühmt sich seiner politischen Hetzarbeit. Benn fabelt von einem „Problem des südlichen Worts", dem einzigen, vor dem er stehe, wogegen Däubler behauptet, daß er nur eines auszudrücken habe, „die Idee des Nordlichts" In seinen etwas zusammenhangslosen Betrachtungen betont er unter anderm den Wert der Sprache, insbesondere den Reichtum der deutschen Sprache und verlangt mit Recht, daß die Dichter den Schatz der Sprache zu verwalten und zu behüten haben. In auffallendem Gegensatz dazu steht die arge Sprachverhunzung, die er sich in einem der Prosa eingereihten Gedicht leistet. Übertroffen wird diese noch von Becher in seinem Beitrag „Der Dichter".

Einige andere Hefte der Sammlung sind in neuer Auflage erschienen, so Gottfried Benns zum Teil geistreiche und aufrüttelnde, im ganzen aber unbegründet anspruchsvolle Phantasien über „Das moderne Ich" und die gut aufklärenden Einführungen in „Die neue Plastik" von Willi Wolfradt, in „Die neue deutsche Graphik" von Gustav Hartlaub.

* * *

Aus der Reclamschen Universal-Bibliothek, deren hochverdienter Herausgeber, Hans Heinrich Reclam, kurz vor seinem achtzigsten Geburtstag am 30. März dieses Jahres gestorben ist, mögen zum Schluß noch folgende Neuerscheinungen mit warmer Empfehlung genannt sein: die Gedichte und die Novelle „Ein Doppelgänger" von Theodor Storm, herausgegeben und eingeleitet von Walther Herrmann, Ludwig Anzengrubers Dorfgeschichten „Der Sternsteinhof" und „Der Schandfleck" mit Einführungen von Carl W. Neumann, eine „Tragödie armer junger Leute" „Das hohe Ziel" von Georg Hirschfeld, ein sinniges Märchenbuch von Toni Rothmund, endlich als 36. Band der „Musiker-Biographien" das Lebensbild des noch wenig allgemein gewürdigten Hermann Goetz von Georg Richard Kruse. Seine Oper „Francesca" wird, obwohl sie nur selten aufgeführt worden ist, von dem Verfasser zu den edelsten und reifsten Schöpfungen der neueren deuschent Opernmusik gerechnet.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Für den volkswirtschaftlichen Teil: Dr. jur. Emil Erich Hölscher, Berlin-Zehlendorf, Sophie-Charlottestr. 20 (Fernruf Zehlendorf Nr. 1017). — Für den Inseratenteil: Karl Vater, Breslau 10. — Druck und Verlag: Schlesische Buchdruckerei- und Verlagsgesellschaft m. b. H. (Karl Vater & Co.), Breslau 10, Matthiasstraße 12 (Fernruf Amt Ring 11822).



Geh. Reg.-Rat
Prof. Dr. Otto Lummer

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei- und Verlagsgesellschaft
m. b. H. (Karl Vater & Co.) ~ Breslau 10, Matthiasstraße 12.

Leipzig C. F. Steinacker. München Berthold Sutter. Berlin W. 10. Budapest Grill'sche k.k. Hofbuchhandl. Kopenhagen Erslev & Hasselbalch
Stockholm C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania Jacob Dybwad Buchhdlg. Konstantinopel Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
für die Schweiz: Akadem. Antiquariat und Buchhandlung Herm. Paur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

44. Jahrgang. Band 174. Heft 552. September 1920

Professor Dr. Ludwig Stein: Monarchismus und Anarchismus.

Der monarchische Absolutismus ist ein Erzeugnis des kriegerischen Typus des Menschengeschlechts.

In den Kriegen stellt sich das Bedürfnis einer Zentralisierung der Gewalt ein. Ohne Kommando ist keine Schlachtordnung zu erzielen, folglich muß dem Häuptling das Recht eingeräumt werden, über sämtliche Streitkräfte nach eigenem Gutdünken zu verfügen. Das ist der eklatanteste Bruch mit der ursprünglichen Gentilverfassung. In dem Augenblick, da man den Gesamtwillen der Gens freiwillig und bleibend dem Einzelwillen des Häuptlings unterordnete und demselben solchergestalt unumschränkte Macht einräumte, war das Schicksal der Gens entschieden, war die Bahn beschritten, die notwendig vom demokratischen Kommunismus zum monarchischen Absolutismus führte.

Die Macht nämlich ist ein gefährliches, verführerisches Ding. Hat ein Individuum sie einmal an sich gerissen, dann läßt es das berauschend schöne Spielzeug so bald nicht wieder aus der Hand. Aus dem „Ersten unter Gleichen" entpuppt sich allmählich der Despot. Von dem ersten mit königlicher Gewalt ausgestatteten Häuptling der alten Gens bis zu jener Sitte, „wo ein Burghmann, wenn er den König anredet, sich so glatt wie ein Flunder auf den Boden hinstreckt und den Staub küssend in dieser Lage verbleibt, bis sein Geschäft mit seinem Herrscher beendet ist", ist nur ein gradueller, kein prinzipieller Abstand. Einmal die individuelle Habgier und Ländersucht wachgerufen und aufgestachelt, kennt sie keine Grenzen mehr. Zunächst entwickelt sich das individuelle Eigentum des Häuptlings und nachmaligen Königs, der in der Akkumulation des Reichtums ein neues Machtmittel zur Sicherung seiner Stellung entdeckt, sodann folgt die Beuteverteilung an die Kriegführer, die dem Häuptling den Reichtum

16*

neiden und deren gefährlichen Neid jener dadurch am besten besänftigen kann, daß er sie an der Beute partizipieren läßt. Jetzt hat also auch schon der höhere Kriegerstand Privateigentum. Das zieht aber immer weitere Kreise. Der niedere Krieger, das „natürliche Anhängsel aller ritterlichen Macht“, die Soldateska, die bei kümmerlichstem Nachdenken zu dem naheliegenden Schluß kommen muß, daß man ohne sie keinen Krieg führen kann, sieht mit scheelen Augen die Reichtumsanhäufung der oberen Krieger und fordert gleichfalls ihren Anteil, den sie auch nach langem Ringen erhält. Und so geht es immer weiter. Der Handwerkerstand, der sich bei dem kriegerischen Typus der Gesellschaft herausbilden muß, da der Krieger weder seine Kleidung, noch seine Kriegsgerätschaften selbst anzufertigen die Zeit findet, fordert auch seinen Teil. Dazu kommt der Landmann, der für den Lebensunterhalt des ganzen Stammes sorgt, und mag ebenfalls nicht leer ausgehen. Gewerke, Künste, Handel werden erforderlich, um die Bedürfnisse der Krieger zu decken. Ein Lehrstand muß sich ausbilden, da die Krieger nicht mehr für die Erziehung ihrer Kinder selbst sorgen können. Und so differenzieren sich die drei ersten Grundlagen der Gesellschaft: Priester, Krieger, Händler. Am längsten verharrt noch der Sklave in dumpfer sozialer Untätigkeit, und das ist sehr begreiflich; denn je härter die Arbeit, desto niedriger die Intelligenz, desto geringer die Auflehnung gegen bestehende Mißstände, die man in stumpfer Resignation als unabänderlich und unabwendbar ansieht. Es gibt eben auch im sozialen Gewebe ein rudis indigestaque moles, d. h. ein Gesetz der geistigen Trägheit, das auf der Macht der Gewohnheit beruht.

Bildeten die Sklaven auf der einen Seite den Reichtum eines Volkes, so waren sie auf der anderen eine eminente Gefahr für dasselbe, da sie bei ihrer numerischen Ueberlegenheit das ganze Volk hätten zerreiben können, wenn sie zum Bewußtsein ihrer Macht gekommen wären und Gelegenheit zu einer geschlossenen Organisation gefunden hätten. Beides mußte verhütet werden. Auf der einen Seite war der Sklave unentbehrlich, weil sich der Bürger das Arbeiten abgewöhnt hatte und — wie die moralischen Vorstellungen gleichen Schritt mit der sozialen Evolution zu halten pflegen — zugleich in der Arbeit etwas Schändendes sah, eben weil diese von den Sklaven besorgt wurde; auf der anderen Seite war der Sklave das ständige Schreckgespenst, das den Bestand der „Freien“ bedrohte.

Um nun zwischen diesen Faktoren ein Gleichgewicht herzustellen, greift die staatliche Organisation mit ihren öffentlichen Gewalten ein. Diese sollen teils die Rechtssphäre der einzelnen Klassen und Individuen gegen die zahlreichen Kollisionen der einander durchkreuzenden Interessen abgrenzen, teils in exekutiver Weise die Einhaltung der in Religion, Sitte

und Recht festgestellten Normen überwachen und die Widerstrebenden strafen. Je größer der zu überwachende Grund und Boden ist, je mehr Eigentum sich anhäuft, desto mehr erweitert sich naturgemäß die Aufgabe des Staates, dessen historische Stellung wir ja dahin definiert haben, daß er Grund und Boden gegen die Angriffe von außen, Leben und Eigentum aber gegen die vielen kollidierenden Interessen nach innen und außen zu schützen hat. Auf einer gewissen Stufe der Zivilisation angelangt, erwächst dem Staate die neue Aufgabe, neben den materiellen auch die geistigen und sittlichen Güter des Volkstums zu fördern und zu beschützen. Vermittels des durch das Privateigentum beförderten kriegerischen Typus der Menschheit reiben sich hunderte von Gentes im Kampfe ums Dasein so lange auf, bis sie endlich durch eine gewaltige Persönlichkeit, einen absoluten Herrscher unterjocht und zu einem größeren kompakten Staatsgebilde zusammengeschmolzen werden. Zuerst setzt der Stadtstaat ein und aus diesem entwickelt sich der Staatenbund, und dieser endlich modifiziert sich allmählich zum Bundesstaat. Je größer und einheitlicher aber der Staat wird, desto mehr verflüchtigt sich der ursprüngliche Kommunismus, sofern die Oekonomie des Staates die Scheidung in verschiedene Stände und zahllose gegeneinander abgestufte Berufe fordert und durchsetzt. Auf den kürzesten Ausdruck gebracht, heißt dies: Mit fortschreitender Kultur beginnt die Teilung und Dezentralisation der Arbeit, aber die Zentralisation der Gewalt und der Interessen.

Man wundere sich nicht, daß ich dem absolutistischen Königtum eine hohe kulturhistorische Mission zuerkenne. Es ist nämlich nur gleißender Irrtum, daß die Humanität immer gleichen Schritt mit der Zivilisation halte. Es gibt präsoziale Völkerschaften, wie die Wald-Weddahs, die gegen jedermann freundlich, offenherzig, ehrlich sind und vor allen Dingen niemals lügen. Leider sind die Wege der Zivilisation fast durchweg inhuman gewesen; jeder Fußbreit auf der Bahn der staatlichen Integration ist mit Menschenblut gedüngt. Ein Alexander, Cäsar und Napoleon haben mittelbar vielleicht mehr Blut vergossen, als alle Galeerensträflinge, Zuchthäusler und Gefängnisinsassen zusammengenommen. Und doch reiht man jene Männer ins Pantheon ein und errichtet ihnen Statuen, und zwar mit einem instinktiven Recht. Denn solche grandiosen Menschenschlächter stauen die Zivilisation mit einem kräftigen Ruck gleich um Jahrhunderte weiter. Lieber auf einmal Massenopfer, die eine plötzliche staatliche Integration herbeiführen, als das schleichende Gift des perpetuellen Guerillakrieges unter den kleinen Stämmen und Natiönchen. Denn je größer die Staatsgebilde sind, desto mehr müssen sie ihren kriegerischen Typus verlieren. Ja, die staatliche Integration hat einen

doppelten kulturlichen Vorzug: einerseits ist ein großes, kompaktes Staatsgebilde zu massiv, zu schwerfällig, um leichtfertig einen Krieg vom Zaun zu brechen; andererseits haben wenigstens diejenigen Stämme, die nunmehr zu einer kompakten Masse vereinigt sind, voreinander Ruhe. Die Staatengründungen bildeten den einzigen Ausweg, dem durch Menschenüberzahl nahegelegten Vernichtungskampf zu entrinnen, durch Organisation vermochte man den Hunger auch der „Allzuvielen“ zu stillen. So paradox es auch klingen mag, so bleibt es darum nicht weniger wahr, daß die genialen Welteroberer, welche über Berge von Leichen dahinschreiten, durch die von ihnen bewirkte staatliche Integration den kriegerischen Typus der Gesellschaft immer mehr abschwächen und so der wirklichen humanen Zivilisation ungewollt durchgreifender und wirksamer vorarbeiten, als ein ganzes Heer von sentimentalen Weichlingen. Der Absolutismus war ein notwendiger Durchgangspunkt im sozialen Entwicklungsprozeß, weil er das beste Mittel war, die Integration des Staatsgebildes in raschester Weise zu fördern. In der regelrechten Linie des Evolutionsprozesses bedeutet der absolute Herrscher für die staatliche Daseinsform der menschlichen Beziehungen das, was für die sexuellen Beziehungen die monogamische Eheform und für die Beziehungen der Personen zur Sache das Privateigentum, d. h. die offenbare Tendenz nach unausgesetzter Verpersönlichung. Die Tendenz der sozialen Entwicklung des Menschengeschlechts liegt nunmehr klar zu Tage. Durch Wildheit und Barbarei haben sich die führenden Völker der Erde zur Zivilisation durchgerungen. Ihre Instinkte der Selbsterhaltung, wie der Wildheitszustand sie kannte, haben sie in ihrer primitiven Gesellschaftsverfassung, wie die Gens oder die Horde sie darstellen, in Sitte, Religion, Recht und Moral ergossen, nach und nach zu sozialen Imperativen der „Gesellschaft“ verdichtet. Und als diese Imperative sich zu locker erwiesen, den Grund und Boden zu schützen, wurden die Imperative noch fester. Es kam der Staat mit seiner „disziplinierten Zwangsgewalt“.

Kann man nach unserer sozialphilosophischen Grundlegung noch Zweifel darüber hegen, in welcher Richtung sich der Prozeß der sozialen Evolution vollziehen wird, so scheint uns ein Zweifel darüber nicht mehr zulässig, daß eine dieser Richtungen völlig ausgeschlossen ist: ein Zurücklenken in die überwundenen, ausgelebten, teleologisch als unhaltbar erwiesenen früheren sozialen Daseinsformen. Jenes: Zurück zur Herrschaftslosigkeit, wie es Anarchisten etwa träumen, ist soziale Fata morgana. Es gibt hier nur noch ein Vorwärts, unter keinen Umständen ein Zurück! Nachdem man einmal den Segen von gesellschaftlichen Konventionen und staatlichen Regeln erkannt und dem Zwange, den alle wie auch gearteten Regeln unvermeidlich in sich schließen, sich allmählich angepaßt hat, wird es keinem

Vernünftigen mehr beifallen, das Recht disziplinierender Regeln zu bestreiten und deren Aufhebung zu fordern. Sowenig man heute von jemand verlangen wird, er solle ungrammatikalisch sprechen, weil die Regeln der Grammatik ihn drücken, ebensowenig kann man dem Kulturmenschen mit seinem feinfühligen Wesen und seiner zart empfindenden Psyche zumuten, entweder, wie die Anarchisten es wollen, in präsoziale Regellosigkeit oder, wie der utopistische Sozialismus wollte, in die einfacheren, alles Individuelle erstickenden Lineamente kommunistischer Zustände „zurückzuwachsen". Das hieße vom Mann verlangen, er solle Kind, vom Kind, es solle Embryo, vom Embryo, er solle Zelle werden.

Man kann es einzelnen Individuen warm nachfühlen, wenn sie in Momenten pessimistischer Verstimmung über das soziale Leid der Gegenwart sich grimmig beklagen, daß sie in einem so reifen Zeitalter höchst verwickelter sozialer Reglementierungen geboren wurden und damit ihrer Urfreiheit verlustig gegangen sind, statt in jenem von uns geschilderten goldenen Zeitalter der freiheitlichen Gentilverfassung zur Welt gekommen zu sein. Doch könnte man mit der gleichen Logik die Frage noch weiter zurückschrauben, ob man nämlich nicht besser daran gewesen wäre, im Zustande des Urplasmas zu verbleiben, oder noch besser mit den Ekklesiasten (Kohelet), gar nicht geboren zu werden. Dergleichen Tiraden können doch niemals die soziale Tatsache aus der Welt schaffen, daß wir *da* sind und daß wir *so* sind, wie die immanente soziale Zweckmäßigkeit uns nun einmal geknetet hat.

Dem Einwande, daß man auch ohne die zahlreichen Reglementierungen, welche die Signatur der Kultur bilden, auskäme, müssen wir folgendes entgegenhalten. Gewiß können viele sich in ihrer Sprache leidlich korrekt ausdrücken, ohne Grammatik zu kennen, eine Rede halten, ohne Rhetorik zu studieren, einen Gedankengang folgerichtig entwickeln, ohne formale Logik zu verstehen, eine gute psychologische Beobachtung machen, ohne die Gesetze der Psychologie auch nur zu ahnen, technische Erfindungen machen, ohne die Gesetze der Mechanik zu kennen, religiös, moralisch und rechtlich handeln, ohne Theologie, Ethik oder Jurisprudenz studiert zu haben, ein gesundes Kunsturteil fällen, ohne Aesthetik zu treiben, sogar einige Melodien erfinden, ohne Kenntnis vom Wesen des Kontrapunkts zu besitzen. Wird nun jemand ernstlich den Vorschlag wagen — es sei denn im Fieberwahn — alle diese Fertigkeiten, Wissenschaften, Künste bewußt zu beseitigen, weil ein einzelner, in völliger Verkennung des Umstandes, daß er schon in diesem Milieu aufgewachsen ist und in seinen Assoziationsbahnen diese angepaßten Funktionen schon vorfindet, sich herausnimmt, auch ohne deren bewußte Aneignung fertig zu werden? Imperative aller

Art (Kunstregeln, religiöse, moralische, rechtliche Vorschriften, wissenschaftliche Gesetze, konventionelle Verhaltungsmaßregeln 2c.) sind nun in strengerer oder milderer Form vom Wesen der Kultur nicht zu trennen, und je mehr sich diese steigert, umso unausbleiblicher häufen sich diese Imperative.

Bei der scharfen seelischen Zuspitzung des heutigen Individuums, dessen Vorfahren noch im Kannibalismus eine selbstverständliche Beziehung von Menschen zueinander sahen, während das heutige Individuum schon durch eine wegwerfende Aeußerung oder eine beleidigende Geste tödlich getroffen werden kann, ist ein Zurückschrauben jener Imperative auf ein geringeres Maß schlechterdings ausgeschlossen. Je mehr wir uns verpersönlichen, desto unübersehbarer wird die Zahl der Imperative, deren Aufgabe es ist, die Formen und Grenzen der Beziehungen dieser stark ausgeprägten Individualitäten zu regeln. Die Imperative können geschmeidigt werden, je nachdem das soziale Ethos eine solche Sittigung fordert und durchsetzt. Nur eines vermögen diese Imperative nicht: die Menschennatur in ihrer geschichtlichen Gewordenheit zu durchbrechen, um sie in frühere, aber endgültig überwundene Daseinsstufen zurückzuwerfen. „Zum Menschen sagen: ‚ändere dich', heißt verlangen, daß alles sich ändert, sogar rückwärts noch . . . keine kleine Tollheit das!" (Nietzsche.)

Professor Dr. Max Schneidewin: Hugo Stinnes' wirtschaftliche und politische Denkweise.

Der Großindustrielle Herr Hugo Stinnes hat in der Morgensitzung vom 11. Juli der Konferenz zu Spaa durch sein ebenso furchtlos energisches wie sachlich überzeugendes und auch auf der Gegenseite ihre Wirkung nicht verfehlendes Auftreten mit seiner Rede über die hochwichtige Frage der Kohlenlieferungen dem deutschen Volke einen der seit Anfang Oktober 1918 seltenen Lichtblicke, ein hoffnungsvolleres Aufatmen bereitet. Es wird interessant sein, das Grundsätzliche der ganzen politischen und wirtschaftlichen Denkweise dieses Mannes, der mit einem Male die dankbare Aufmerksamkeit seines Volkes so mächtig auf sich gelenkt hat, kennen zu lernen. Dazu bietet in erwünschtester Weise Stoff

ein bei gedrängter Kürze und schlagender Bestimmtheit überaus inhaltsschwerer „Offener Brief" an den Herausgeber der Monatsschrift „Nord und Süd", Herrn Professor Ludwig Stein, in dem Sonderheft dieser Zeitschrift vom Herbst 1912, welches dieser unter dem Titel „Krieg oder Frieden? Die deutsch-englische Verständigung" herausgab, indem er ein Anschreiben an 36 führende Staatsmänner, Gelehrte und Großindustrielle beider Länder richtete, um von diesen je einen Beitrag ihrer Ansichten zu dieser großen Frage zu erbitten und das Furchtbare zu verhüten, das nun doch zwei Jahre später infolge unvorherzusehender Verwickelungen über die Menschenwelt gekommen ist. Indem ich hiermit auf das angelegentlichste auf dieses bei so veränderter Lage — und gerade infolge von ihr — noch in ungeahnter Weise aktuelle und lichtschaffende Gedanken der mannigfachsten Art enthaltende Sonderheft hinweise, will ich hier nur noch einen noch kürzeren Auszug des Stinnesschen Offenen Briefes vorführen, der das Wesentliche der Gesinnung und Urteile des Mannes, der am 11. Juli d. J. das deutsche vaterländische Gefühl so gehoben hat, großenteils mit seinen eigenen Worten wiedergeben soll. Er schrieb also damals:

England und Deutschland sind die beiden Länder, die den weitaus größten Teil der europäischen Ausfuhr stellen und damit der Seeschiffahrt eine sichere Beschäftigungsgrundlage geben. Dem Gewichte nach übertrifft als Ausfuhrgut die Kohle alle anderen Ausfuhrgüter um ein Vielfaches.

Mit der steigenden Ausbeutung der deutschen Kohlenreviere, die an Ausdehnung und Ergiebigkeit alle anderen Kohlenreviere Europas übertreffen, muß sich das Verhältnis der Ausfuhr allmählich zu gunsten Deutschlands verschieben.

Die großen sich schnell entwickelnden Industrien Deutschlands haben die Aufgabe, dem starken Zuwachs an Bevölkerung sichere und lohnende Beschäftigung zu verschaffen. Alle diese Industrien sind mehr oder weniger abhängig von der ungestörten Seeeinfuhr und -Ausfuhr.

Nach Maßgabe seiner industriellen Entwickelung und seiner zunehmenden Kohlenausfuhr wird Deutschland durch eine Absperrung seiner Zufuhr und Abfuhr verwundbarer, und es muß trachten, einen Versuch der Absperrung gefährlich zu machen für den, der sie unternimmt.

Das einzige Abwehrmittel ist eine starke Flotte. Beschäftigung und Leben großer Bevölkerungsteile kann ein aufstrebendes Volk wie das deutsche nicht abhängig machen von dem guten Willen und der Gewissenhaftigkeit eines fremden Volkes.

Die großen industriellen Fortschritte Deutschlands sind erreicht worden durch überaus mühevolle Arbeit, der sich England dank seiner durchweg günstigeren Produktionsbedingungen nicht zu unterziehen brauchte.

Die Industrien beider Länder stehen auf der ganzen Welt im Wettbewerb, und naturgemäß fühlt sich die in ihrem alten reichen Besitzstande angegriffene englische Industrie beschwert durch die allenthalben eindringende deutsche Industrie. Andererseits sind die beiden Länder gegenseitig die besten und, wie oft anerkannt wird, die angenehmsten Kunden.

Natürliche Entwickelungen, wie eine solche, zu der Deutschland durch seine stark zunehmende durchweg arbeitsame Bevölkerung gezwungen ist, lassen sich nicht mit Gewalt beseitigen, auf längere Zeit selbst nicht durch einen unglücklichen Krieg. Der für beide Teile vorteilhafte Ausgleich kann nur in der friedlichen Verständigung gefunden werden.

Nach langen wirtschaftlichen Konkurrenzkämpfen hat sich in Deutschland in steigendem Maße die Industrie zusammengetan zur gemeinsamen Arbeit im In- und Ausland. Warum soll es nicht möglich sein, die englische und deutsche Industrie demnächst ebenso zu gemeinsamer nutzbringender Arbeit zusammenzuschließen?

Der aus einem gut organisierten industriellen Zusammenschluß sich ergebende unendliche Vorteil für beide Länder, die heute vielfach ihre Naturschätze und die Produkte ihres Fleißes in sinnloser Konkurrenz an fremde Völker verschleudern, wird auf die Dauer nicht mißachtet werden können.

Wenn erst die Intelligenz beider Länder es als ihre Hauptaufgabe erkennt, die übrige Welt ihrem Gewerbsfleiße zahlungspflichtig zu machen, dann entsteht ein unvergleichlich besserer Zustand als etwa nach einem Kriege, der auch den Sieger über die Maßen schwächen und Mächten zum Weltübergewicht verhelfen würde, die dieses Übergewicht sicherlich in gleichem Maße zum Nachteil der Bevölkerung Englands und Deutschlands gebrauchen würden.

Dies alles war nun gewiß ein die Grundzüge der deutsch-englischen Frage festlegendes, überwältigend einleuchtendes Programm eines Privatpolitikers in einer Zeit vor dem Weltkriege, wo, auch nach dem Zeugnisse der allergewichtigsten Stimmen des Sonderheftes, die friedliche Lösung dieser Frage in ein besonders hoffnungsfrohes Stadium gekommen zu sein schien. Jetzt könnte uns ein unnennbares Weh ergreifen, wie das so ganz anders als in diesem Sinne echt menschlicher Vernunft und Hochgesinnung gekommen ist, für deren Aufnahme unser Zeitalter, dem doch so viele herrliche und über die Gesichtskreise national-egoistischer Klugheitsberechnungen weit erhabene Genien der großen Kulturvölker die Schätze ihrer Gedanken über die beste Gestaltung der menschlichen Dinge hinterlassen hatten, hätte reif gewesen sein können. Denn die allergrößten Gedanken sind eigentlich immer auch einfache, die in jeden wohlveranlagten Menschensinn eingehen.

Aber auch jetzt noch könnten die goldenen Wünsche, die Herr Hugo Stinnes vor 8 Jahren über ein sinnvolles Zusammengehen der größten führenden Nationen hegte, auf den besten der noch möglichen Wege, unser Volk, aber auch die ganze Menschenwelt, aus dem ungeheueren Unglück, welches das ungeahnte Erbe des nicht von Deutschland, dem Lande des in Summa noch idealsten Geistes, gewonnenen Weltkrieges geworden ist, emporzuführen, erleuchtend hinweisen. Deutschland hatte im Vertrauen auf den ihm vor Augen geführten, jetzt müssen wir sagen: vorgespiegelten Gedanken des zukünftigen Völkerbundes von gleich zu gleich und vom solidarischen Gefühl der Völker für einander und einer glanzvollen Harmonie im Zusammenklange ihrer selbständigen und eigenartigen nationalen Stimmen den Waffenstillstand geschlossen, aus dem dann aber durch das Übergewicht der paar leitenden Gewaltnaturen diese Spottgeburt von Dreck und Feuer, dieses der Kultur des zwanzigsten Jahrhunderts aufs schnödeste unwürdige Monstrum des Versailler Friedens geworden ist. Alle guten Geister innerhalb der beteiligten und der draußen stehenden kleinen, aber eben deshalb vom Machtrausch weniger umnebelten Völker — aber auch unter den ersteren gibt es namhafte gute Geister die Fülle — sollten die oft als die allerhöchste gepriesene Macht der I d e e einsetzen, um die Stimmung der Mehrheiten der Völker zum Einbiegen in die Gefolgschaft des Fahnenrufes eines echten, gerechten Völkerbundes hineinzuzwingen. Wirklich gerechte Bedingungen eines nun einmal guterletzt verlorenen Krieges ist Deutschland ja immer bereit nach besten Kräften zu erfüllen. Erst nach solchen könnten alle Völker mit gutem Gewissen aus diesem Zusammenbruch aller vernünftigen menschlichen Gemeinschaft aufatmen.

Dr. W. Stein:
Diktatur des Proletariats.

Der Wahlkampf ist vorüber; die Ziele, um die es ging, sind geblieben. Wir haben zwar keine sozialistische Regierung, aber wir haben im ersten deutschen Reichstage einhundertzweiundneunzig Sozialdemokraten, die zwei kommunistischen Sitze eingerechnet. Und in der breiten Masse dieser fast elf Millionen Wähler leben, aller gegenteiligen Versicherungen der alten sozialdemokratischen Partei ungeachtet, die Schlagworte, an denen sich das Volk berauscht, und deren gefährlichstes die „Diktatur des Proletariats" ist, seitdem dieses Schlagwort aus dem Schattendasein eines theoretischen Prinzips, das es in der literarischen Waffenkammer der modernen Arbeiterbewegung führte, zu einer brennenden Tagesforderung erhoben wurde.

Es ist schlechterdings erstaunlich, daß so viele besonnene und ruhige Handarbeiter, die sich ja durchweg zum Proletariat rechnen, so kurzsichtig sind, an die Möglichkeit einer Verwirklichung eines solchen Phantoms zu glauben, daß denkende Führer allen Ernstes der Meinung sind, es sei möglich, durch soziale Umwälzung die Lösung der sozialen Frage sofort herbeizuführen, um die sich doch schon wirkliche Geistesgrößen so oft vergeblich bemühten. Denn die Brennpunkte der sozialistischen Arbeiterbewegung stehen mit dem Anstreben der Diktatur des Proletariats sowohl als mit dem Wesen des Staates selbst in schreiendem Widerspruch. Der Staat als Träger der öffentlichen Gewalt ist ein ewig in der Entwicklung stehendes Gebilde. Der Staat soll Allgemeinwillen und Einzelwillen, die in jedem Gemeinschaftsleben, selbst im kleinsten Verein, einander widerstreben, überbrücken. Das ist natürlich unmöglich, wenn im Staat eine einzige Bevölkerungsklasse der alleinige Träger der öffentlichen Gewalt ist und auch noch die politische Herrschaft über alle anderen Klassen ausübt. Davon war auch in den Forderungen der sozialistischen Arbeiterbewegung nicht die Rede. Diese hielten sich vielmehr durchaus im angemessenen Rahmen: die Befreiung der Arbeiterklasse, der sogenannten Emanzipation des vierten Standes, der Aufhebung der Klassengegensätze, vor allem der wirtschaftlichen Gleichstellung der arbeitenden und besitzenden Klassen und der Beseitigung des Unsozialen in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung.

Aber den Arbeitern wird heute eingeredet, daß es vor der Revolution eine „herrschende" Klasse gegeben habe. Es wird ihnen bewußt verschwiegen, daß die Arbeiterklasse sich sowohl durch das allgemeine gleiche

Wahlrecht als auch durch ihre Organisationen in hervorragendem Maße im Rahmen des Staatsganzen Geltung zu verschaffen gewußt hat, daß also von einer anderen „herrschenden" Klasse nicht die Rede sein konnte. Wenn aber die Arbeiterschaft Beseitigung der Klassengegensätze, wie billig, fordert, wie verträgt sich diese Forderung mit der „Diktatur des Proletariats"? Heißt das nicht aus angeblich Unterdrückten die Unterdrücker machen, heißt das nicht die anderen Gruppen unterjochen und nur die Arbeiter befreien? So beginnt die sozialistische Arbeiterklasse die Aufhebung der Klassen mit der Schaffung einer neuen rechtlosen Klasse des Bürgertums, d. h. aller derjenigen, die nicht Handarbeiter sind. So beraubt die Arbeiterklasse jetzt programmäßig ganze Gesellschaftsschichten, insbesondere die Kopfarbeiter, jeder Existenzmöglichkeit und geht damit viel weiter als frühere Machthaber jemals gewagt haben. Dabei fordert sie von eben diesen Klassen das Vertrauen zu ihrer immer und immer wiederholten Zusicherung, die Diktatur des Proletariats solle nur ein zeitweiliger Zustand sein, bis alle Schichten proletarisiert, soll wohl heißen jedes Strebens und jedes Verantwortungsgefühls entkleidet seien. Als ob eine zur Macht gelangte Klasse sich jemals freiwillig der errungenen Macht entäußert hätte!

Nein, mit Sozialismus, mit staatlichem Gemeinschaftsleben, in dem alle Erwerbsgruppen sich gleichberechtigt gegenüberstehen, hat der Gedanke „Diktatur des Proletariats" nichts zu tun. Er ist nicht sozialistisch, sondern antisozialistisch, denn er schafft neue Sklaven; er macht, wie sich jüngst ein Politiker ausdrückte, aus der Sache der Menschheit eine Sache der Lohnarbeiter, er schafft keinen Sozialismus, sondern einen Kapitalismus der Arbeiter. Das ist das Ziel und nicht die Befreiung der Menschheit, wie sie als angeblich geschichtliche Mission des Proletariats den Arbeitern vorgegaukelt wird.

Man sollte meinen, daß die Herrschaft der Straße, ein Gedanke, der kein Erzeugnis des deutschen Volksgeistes ist, sondern der uns aus Rußland zugeführt wurde, auch den anständigen Arbeiter mit Abscheu erfüllen muß, wenn er sich des Treibens der Arbeiter- und Soldatenräte erinnert, als sie sich der Regierung bemächtigten und mit Hilfe der Roten Garde und der Matrosen eine Willkürherrschaft einrichteten, wie sie widerwärtiger kaum der französische Konvent von 1793 in der „Großen französischen Revolution" geübt hatte. Diktatur des Proletariats, Räterepublik ist aber nur eine wohlklingende Umschreibung des Zustandes der Herrschaft der Straße, der von dem unabhängigen Abgeordneten Koenen-Halle in der Nationalversammlung am 11. August 1919 angekündigten „großen Umwälzung", für welche die Arbeiterräte die Plattform sein sollten.

Die Diktatur des Proletariats kann die großen sozialen Aufgaben des Jahrhunderts nicht lösen. Diese heißen Erweiterung der Menschenrechte und Hebung der Volksmassen, geistig und sittlich. Sie können nur erfüllt werden, wenn alle Kräfte im Staate, der sich zunächst andern Staaten gegenüber behaupten muß, gemeinsam gleichberechtigt wirksam werden.

Reinhold Lorenz: Österreichs Anschluß–Deutschlands Einheit.

Über dem neuen Deutschland, das vor Jahresfrist seine Prägung erhielt, leuchtet nicht mehr die Kaiserkrone. Keine Fürsten und Diplomaten, sondern die gewählten Vertreter schlichter Bürger, Arbeiter und Bauern haben die schwarz-rot-goldene Fahne über dem Reiche gehißt. Unter den rauschenden Fanfaren des Sieges hatte 1871 der Deutsche zu einem jahrelang vorbereiteten und nun mit Blut gekitteten Werke den Schlußstein gesetzt. 1919 galt es, in dem Meer von Blut und Tränen einen Stützpunkt zu finden und zu sichern, damit sich um ihn her wieder alles sammle, was noch an Werten den chartischen Umsturz überdauert hatte. Wohl betont mißtrauische und mißgünstige Beurteilung gern den ursächlichen und persönlichen Zusammenhang zwischen Zusammenbruch, Revolution und Weimarer Verfassungsarbeit. Aber bedeutete der Weg vom spartakistisch verseuchten Spreebabel ins thüringische Musenstädtchen zum Herzen Deutschlands nicht schon Umkehr auf der Bahn des Unheils, kein schwächliches Rückzugsgefecht, doch Selbstbesinnung und Rettung vor dem Abgrund? Soll es wirklich für den jungen Freistaat ein Makel sein, wenn er in der größten Demütigung des Volkes den Anspruch auf dessen Selbstbestimmung und -verantwortung erhebt und wenn er, noch vom Fluche der Niederlage behaftet, kühn die Flügel in die Zukunft reckt und die deutsche Einheit zu seinem Leitstern macht? Die neue Verfassung, ein Kind der Not, wird sich kaum alle Sympathien erhalten, destoweniger kommen wir um die Frage herum, ob diesmal die Aufgabe überhaupt richtig gestellt wurde, ob die erhobenen Forderungen tatsächlich Erfüllung heischen, ob der hier gefundene Zusammenhang zwischen Staatsform und Staatsgedanken berechtigt und unentbehrlich ist? Unser Bekenntnis zu Alldeutschland bliebe bloßes Lippengebet, wenn wir uns nicht rückhaltlos über seinen praktischen Inhalt klar zu werden suchten. Die nationale Sache steht zu hoch, als daß ihr mit Schlagworten gedient wäre (einmal haben wir uns schon damit enttäuscht) — folgerichtiges Denken wird ihr besser frommen.

Wir Deutschösterreicher werden gerade in diesem Belangen hellsichtiger sein als die Brüder im Reiche! Durch fremden Machtspruch und eigene Unentschlossenheit noch vom Vaterhause ausgeschlossen, bewahrten wir den Vorteil des Abstandes, ohne die warme Liebe des Beteiligten missen zu lassen. Bei der Gestaltung des Einzelnen mitzusprechen, ist uns versagt und vorläufig auch überflüssig — was uns aber die Hauptsache sein muß, ist auch fürs Ganze entscheidend. Sind dem neuen Deutschland die Voraussetzungen mitgegeben, die über kurz oder lang trotz allem unsern Anschluß herbeiführen werden, dann ist auch seine nationale Sendung erwiesen und das Aufgeben des bismarckschen Reichsgedankens gerechtfertigt. Was „national" ist, kann ja als eine Steigerung von Lebenswerten durch gesellschaftliches Zusammenwirken über Generationen nie begrifflich festgelegt, sondern nur historisch entwickelt werden. Daher darf auch die Erörterung einer völkischen Lebensfrage nicht auf den Maßstab verzichten, den ihr der Verlauf der deutschen Geschichte an die Hand gibt.

Drei Gewalten sind nacheinander für die politische Gliederung unsres Volkes bestimmend geworden, wobei die frühere immer noch auch in der späteren nachwirkt. Das Reich der sächsisch-ottonischen, fränkisch-salischen, schwäbisch-staufischen Könige und Kaiser war ein Bund der Stämme. Bei wenig ausgebildeter innerer Regierungsgewalt genügte ein oberster Lehens- und Gerichtsherr, der starker Vertreter der Reichspolitik nach außen war. Erschütternde Krisen im Reiche fehlten nicht. Der christliche Imperialismus erneuerte und bekundete doch wieder den Zusammenhalt der widerstrebenden Reichsglieder. Der Italiener sprach von Tedeschi, während der Franzose nur von Allemands wußte. Erst als nach Abschluß des großen Siedlungswerkes im Osten „die Neustämme" Träger der Entwicklung wurden, trat die Auflösung der Stammesgebiete in „Territorien" ein, die im Innern geschlossener, die große gemeinsame Zielrichtung vermissen ließen und zwischen deren wichtigsten Vertretern die vom Papst unabhängig gewordene Kaiserkrone hin- und herwanderte. Nach dem Zurücktreten von Wittelsbach-Bayern und Aussterben von Luxemburg-Böhmen behauptete das Haus Habsburg-Österreich das Feld, um die Gunst des Schicksals wenigstens zum Ausbau einer vielsprachigen Südost-Großmacht zu nutzen. Diese hat sich freilich erst entschieden auf der politischen Karte abgehoben, als ein neues Ferment in die Entwicklung eindrang: Reformation und Gegenreformation, Glaubensspaltung und Verbindung durch den Glauben! Die Territorien bildeten sich nun zu souveränen Mächten um, und während West- und Mitteldeutschland zersplitterten, schienen in den Antipoden Österreich und Brandenburg-Preußen sich auch die Stammes- und Glaubensunterschiede zwischen Nord und Süd zu verkörpern. Das alte Reich war abgetan! Stamm, Landschaft

und Glaube haben dann endlich zusammengewirkt, um neue Geschlechter heraufzuführen, die über allem Trennenden des gemeinsamen Volkstums sich bewußt wurden, aber naturgemäß in ihrem politischen Denken an die beiden Monarchien als bereits vorhandene Mächte anknüpften. Die Fehde zwischen Prussianismus und Austrophilismus, zwischen Groß- und Kleindeutschen hätte die deutsche „Einheit" einleiten sollen . . . .

Die historische Sendung des preußischen Königtums ist es gewesen, um sich als Kern von ganz bestimmtem volklichen, territorialen, konfessionellen und politischen Charakter in immer weiteren Kreisen mit entsprechend abgestuftem Einfluß den Großteil aller deutschen Bildungen anzuordnen. Solange es in Mitteleuropa zwei politische Pole gab, welche die dazwischen liegenden Felder anzogen und abstießen, ist die deutsche Einheit nur mit wesentlicher Einschränkung zu erreichen gewesen. Dies erkannte gegenüber den Ideologen der Paulskirche „der Zwietracht eiserner Bezwinger" ganz richtig, indem er preußisch-deutsche Zweieinigkeit auf der einen, das deutsch-österreichische Dauerbündnis auf der anderen Seite anstrebte, ausdrücklich aber gegenseitige Einmischung in die inneren Angelegenheiten ablehnte. Dieses glücklich erreichte Werk zeigt unvergeßliche Größe an sich: es erzog die Reichsdeutschen zur Staatsnation und bewahrte die Österreicher vor einer gegen Deutschland gerichteten Donaukonföderation. Das Verhängnis jedoch, das diese Schöpfung in sich barg, hat erst der Weltkrieg heraufbeschworen! Je mehr durch den Bundesstaat das allgemeine Aufstreben von Deutschlands Industrie und Landwirtschaft, Größe und Freizügigkeit von Handel und Verkehr, Vereinheitlichung des konfessionellen, Organisations- und Parteiwesens gefördert war — umso überflüssiger wurden „die dynastischen Bindemittel", sichtbarer der Widerspruch zwischen dem konservativen preußischen Landtag und dem demokratischen Reichstag, schwieriger die Stellung des von Kaiser und König ernannten, an den fürstlichen Bundesrat gehaltenen Reichskanzlers gegenüber der steigenden Bedeutung der Volksvertretung. Da wurde der Hohenzollernstaat in den Todeskampf des Reiches verstrickt, dessen Fortbestand die Abtrennung von zehn Millionen Deutschen für unabsehbare Zeit verbürgt hatte! Wie ein unaufhaltsamer Bergstrom brach nach dem Durchstoß der Front im Oktober 1918 die Katastrophe über Mitteleuropa herein. Das Morsche und Faule ist hinweggespült worden, aber die freigewordene Bahn hat sich gleich wieder mit neuen Hindernissen bedeckt. „Österreichs Anschluß — Deutschlands Einheit!" Im Kampf gegen Napoleon träumte der Deutsche zum erstenmal davon, im Revolutionsjahr wurde das Ziel ins Auge gefaßt. Einen Weg, der nur näher führte, hat er 1870 betreten, jetzt heißt es, den neueröffneten rücksichtslos zu Ende gehen . . .

Dieser tatsächliche Zusammenhang der Geschehnisse wirkte bisher mit solcher Naturgewalt, daß wir uns mehr mitreißen als überzeugen, eher die zwingende Notwendigkeit als die klare Einsicht gelten ließen und daher in jedem Falle seit dem Herbst 1918, wo wir meist geschoben wurden, einfach nichts mit uns anzufangen wußten. Wir haben kraft einhelligen Beschlusses der Nationalversammlung — die ihren Namen wohl nur dem französischen Vorbild verdankt — eine Republik, die vielen dennoch mehr ein Kind des Zufalls denn der Selbstbestimmung scheint, und wir haben unzählige Anschlußkundgebungen hinter uns, die für das Ausland doch nur „Redereien" sind. Mit den Dynastien ist eben wohl das formale Hindernis, das scheinbar unübersteigliche hinweggefallen, doch die persönliche Entschlußkraft ist uns noch nicht gekommen, reicher Gewinn nicht eingeheimst. Im deutschen Freistaat ist kein Vorrecht des einen Stammes vor dem andern denkbar, jede Landschaft wird als Teil des ganzen Vaterlandes geschätzt und das eine Glaubensbekenntnis ist nicht berechtigt vor den andern und für politische Vorherrschaft ist kein Platz in einem Reiche, dem jeder gleich verpflichtet ist. Stamm, Landschaft und Glauben, die so oft das deutsche Volk vereinigt, können sich restlos einer Staatsauffassung einordnen, die ihrer Eigenart ohne blinden Zentralismus Rechnung trägt und in der Gesamtheit nicht einen einzelnen Machtwillen, sondern das Staatsbewußtsein der Nation verkörpert. Heute gibt es keinen Gliedstaat ohne eigene Regierung, doch nur für das Reich ein Staatsoberhaupt — in der Berliner Staatsregierung aber ist gegenwärtig ein protestantischer Hesse Reichspräsident und ein katholischer Badenser Kanzler . . . Aber leider tritt auch diesmal die Schattenseite des Geschichtsbildes sinnfälliger hervor als die erfreuliche: der turmhohe überschnelle Aufbau des deutschen Wirtschaftslebens vereinheitlichte die Zielstetigkeit der Nation, riß aber klaffende Klassengegensätze in ihr Gefüge. Was sich in der Breite als Einheit endlich darstellt, dem droht nun aus der Tiefe Gefahr! Die Wucht des sozialen Kampfes führt zum Hereinziehen des zersetzenden Internationalen einerseits und zum Versuch einer Monopolisierung des nationalen Bekenntnisses anderseits. So wenig es nun ausreicht für die Republik zu reden, um dabei ihre innere Geschlossenheit zu bedrohen, so kurzsichtig ist es, über der Not der gegenwärtigen Weltkrise die Schatten der Vergangenheit heraufzubeschwören, deren Wiederkunft doch nur ein Herabsinken auf frühere Stufen der deutschen Entwicklung wäre. Fruchtbare, allgemeine Zukunftsarbeit ist nur im Sinne des deutschen Freistaates möglich, der heute in der Form vorhanden, erst durch entsagungsvolle Arbeit Lebensgehalt gewinnen wird. Nicht der Verewigung der ersten wirklichen Gesamtstaatsverfassung Deutschlands,

die zugleich auch eine republikanische sein mußte, wird hier das Wort geredet, sondern ihrer befriedigenden Ausgestaltung und Sicherung, in die auch der tatsächliche Anschluß Österreichs inbegriffen ist. Dafür ist jeder Politiker und jede politische Partei im Reiche verantwortlich und auch wir müssen dafür bürgen! Ein Volk, ein Land, ein Staat!

Tausend Jahre nach der Erhebung Heinrichs des Voglers zum deutschen König hat sich wieder das Tor zu Alldeutschland geöffnet! Ob der Alte im Sachsenwalde das geahnt haben mag, als er einmal niederschrieb, er würde schonungslos seine dynastische Mannestreue und persönliche Vorliebe vernichten, wenn es um Deutschlands Heil gehe? Wir brauchen keine Seher mehr, die Zeit der Erfüllung ist da, aber die Männer der Tat fehlen einem Geschlecht, das über der kleinlichen, drängenden Sorge die befreiende Entschlossenheit fürs Ganze vermissen läßt. Die Frucht ist reif, aber die Ernte steht noch aus.

Dr. Hans Westenberger:

Die Arbeiterklasse und die bürgerliche Staatsauffassung.

Es ist eine merkwürdige Eigenschaft des Menschen, daß er das Alltägliche solange nicht beachtet, bis es ihm eines Tages entzogen wird. Deshalb ist es nicht verwunderlich, daß die wenigsten Staatsbürger eine klare Vorstellung von der bürgerlichen Freiheit der individualistischen Staatsordnung haben, die sie genießen. Sie würden ihrer wahrscheinlich erst dann gewahr werden, wenn an die Stelle der individualistischen die sozialistische Gesellschaftsordnung träte. Der politische Kampf war in der Hauptsache um irgendwelche Tagesfragen und zwar ausschließlich in der Front: Sozialistische Klassen gegen das sogenannte Bürgertum. Der Bürgerliche tritt meistens in der Defensive auf und erscheint als ein Verteidiger der gegenwärtigen Zustände, die dem Proletarier eben als ungerecht und unerträglich erscheinen. Auf diese Weise zeigt sich immer nur die negative Seite der bürgerlichen Welt und die wirklich positiven Ideen der bürgerlichen Staatsauffassung kommen nicht zur Sprache, sodaß auch der politisch Interessierte, ganz gleichgültig, ob Bürgerlicher oder Proletarier, bei der Stellungnahme in dem Kampfe um den bürgerlichen oder sozialistischen Staat sich fast nur vom Gefühl leiten läßt.

Angesichts dieser Sachlage ist es nicht verwunderlich, daß die Werbung der Bürgerlichen um die Stimme des Arbeiters nur sehr bescheidene Erfolge haben kann. Es ist kein Zweifel, daß in dem Kampfe beider Auffassungen der Sozialismus der stärkere Teil ist. Wie das Meer Streifen für Streifen fruchtbaren Landes wegspült, wenn der Mensch müßig zuschaut, so nagt der Sozialismus an der bürgerlichen Welt und weite Kreise des Bürgertums sehen diesem Schauspiel wie einer unabwendbaren Fügung des Schicksals zu. Als wenn das Versinken der bürgerlichen Welt im sozialistischen Gedankenmeer geschichtliche Notwendigkeit wäre! Viele sprechen es nicht aus, aber glauben im Stillen daran. Sind nun die einen schon ungeeignet zum Abwehrkampf, weil sie keine klare Vorstellung haben von dem, was sie zu verteidigen hätten, so diese deshalb, weil sie nicht den starken Glauben an ihre eigene Sache haben. Dieser Umstand erklärt die Tatsache, daß der Bürgerliche bei der öffentlichen Debatte leicht als der Hilflosere erscheint. Er hat sein politisches Ideal zwar mit im Gefühl, aber nicht genügend verstandesmäßig erfaßt.

Und trotzdem wundert er sich, daß der Arbeiter trotz aller bürgerlichen Mahnungen zur Einsicht sich von den bürgerlichen Idealen abwendet und ihm sogar mit ausgesprochenem Haß begegnet. *Er übersieht hierbei vollkommen, daß er vom Arbeiter geradezu Unmögliches verlangt*, denn kein Mensch kann eine Gesellschaftsordnung begehrenswert finden, an deren bester Auswirkung er keinen Anteil hat. Und das ist bei dem Arbeiter der Fall. Dem Bürgerlichen aber fehlt hierfür das Verständnis, weil er, wie gesagt, sich selbst über die Kräfte, die seine Gesellschaftsordnung tragen, nicht genügend klar ist und es ihm sehr schwer fällt, sich in die Lage des Arbeiters wirklich hinein zu denken.

Was ist nämlich die wertvollste Grundlage der bürgerlichen Ordnung? Es ist dies nicht leicht auf eine kurze Formel zu bringen; vielleicht kann man aber sagen, es ist *die freie Entfaltung und Auswirkung der in einem gesunden Familienleben wurzelnden Persönlichkeit*. Nicht mit Unrecht hat man gesagt: Die Familie ist die Zelle des Staatsorganismus. Aus dem Familienleben zieht der bürgerliche Mensch die sittlichen Kräfte, die ihn zur Persönlichkeit werden lassen. Staat und Recht sind auf den Schutz des Familienverbandes und die Wirtschaftsordnung daraufhin eingestellt, daß die Früchte der sich auswirkenden Persönlichkeit der Familie wieder zufallen. Indem der bürgerliche Arbeiter sich frei betätigt, stärkt er wieder den Boden, auf dem er steht, nämlich seine Familie. Das ist das Normale, und damit ist eine gesunde Stabilität der Verhältnisse hergestellt. Der Bürgerliche ist Persönlichkeit, heißt, er ist nicht Herden-,

nicht Massenmensch. Er trägt das Pflichtgefühl der wirtschaftlichen Selbstverantwortlichkeit, das Bewußtsein eines individuellen Wertes und das Streben zur Betätigung seiner besten Kräfte in der Brust. Sein höchstes Glück besteht im unbevormundeten Schaffen.

Kann der industrielle Arbeiter hierfür Verständnis haben? Die Antwort muß lauten: nein. Der Masse der Arbeiter fehlt oder fehlte, wie man heute wohl besser sagen muß, erstens ein gesichtertes Familienleben, zweitens eine Betätigung, die seine besten individuellen Werte weckte, wachsen und ihn zu dem beglückenden Gefühl der schöpferischen Persönlichkeit kommen ließ oder ihm mindestens innere Befriedigung mit seiner Arbeit schenkte. Das bürgerliche Leben erhält seinen Sinn und Inhalt durch das Streben, vorwärts zu kommen, mag dieses nun wirtschaftlicher oder geistiger Art sein. Man kann geradezu darin das Kriterium der sozialen Wesensbestimmung sehen, ob ein Mensch etwas von seinem persönlichen Leben zu erhoffen hat oder nichts. Nur der in Bezug auf seine soziale Stellung Hoffnungslose ist Proletarier, während der Hoffnungsfreudige in der Regel der bürgerlichen Weltanschauung huldigt. Man nehme einem Bürgerlichen die Aussicht und Möglichkeit des Vorwärtskommens und er fällt aus der bürgerlichen Welt heraus und dem proletarischen Denken anheim. Genau so kann man umgekehrt sagen. Man gebe dem proletarischen Arbeiter die Möglichkeit des materiellen oder ideellen Fortschritts und er denkt bürgerlich. Man gebe dem Arbeiter ein Ziel, das ihm erstrebenswert erscheint, man gebe ihm Anteil an den Segnungen der bürgerlichen Kultur und er wird ihr Freund werden. Die Erfahrung des täglichen Lebens bestätigt dies an all denen, die sich durch günstige Umstände gestützt aus dem Proletarierdasein empor arbeiten konnten. Man wird einwenden, der deutsche Arbeiter könne sich nicht beklagen, es sei Außerordentliches für ihn getan worden, seine Lage habe sich verbessert; das ist richtig, aber das Wesentliche hat man ihm doch nicht gegeben. Man hat seinem Streben, das in jedem Menschen liegt, kein Ziel gewiesen. Sein Leben ist kein Aufstieg, sondern nur zu oft sogar ein Abstieg auf der sozialen Stufenleiter. Er arbeitet Tag für Tag, aber er sieht keinen persönlichen, geistigen oder materiellen Gewinn dabei herausspringen. Man stelle sich vor, der bürgerliche Mensch habe mit 20 Jahren den Höhepunkt seines Lebens erreicht, er würde mit 40 Jahren, wie dies vor dem Kriege bei dem Arbeiter der Fall gewesen ist, brot- und stellenlos, weil seine Kräfte bereits verzehrt sind. Hinzu kommt, daß sein Familienleben durch die notgezwungene Fabrikarbeit der Ehefrau zerrissen wird. Der Wohlsituierte empfindet es heute bereits als peinliche Beeinträchtigung des Familienlebens, wenn die Hausfrau ohne Dienstboten wirtschaften muß. Wie stark muß da erst die Beeinträchtigung

des Familienlebens sein, wenn die Proletarierfrau neben der alleinigen Versorgung des Hauswesens und der Kinder auch noch auf Arbeit ausgehen muß, wie das in weitgehendstem Maße der Fall war. Man muß von den menschlichsten Dingen sprechen, um die Grundstimmung zu verstehen, die die Aufnahme der sozialistischen Erlösungsideen ermöglichte. Grade die kleinen Erlebnisse des Alltags sind von größtem Einfluß auf die Gesamtstimmung, und Politik ist zum größten Teil Stimmungssache.

Neben die unbefriedigenden häuslichen Verhältnisse treten die ebenso wenig erfreulichen Verhältnisse in der Fabrik. Der Arbeiter steht heute an seiner Maschine und wird in fünf, in zehn Jahren an derselben Maschine mit demselben Stundenlohn tätig sein. Er wehrt sich gegen diese Ziellosigkeit des Lebens durch häufigen Wechsel der Arbeitsstätte. Aber das ist doch nur ein schlechter Ersatz. Die wesentlichen Werte fehlen dem Arbeiter. Es fehlt ihm die Sicherheit der Existenz, die Behaglichkeit des Familienlebens, die eine sorgfältige Erziehung der Kinder ermöglicht, auf der anderen Seite eine Berufstätigkeit, die an sich befriedigt oder indirekt befriedigen könnte, indem sie zur Verbesserung der materiellen Lage des Arbeiters beiträgt. Der Proletarier ist pessimistisch, der Bürgerliche optimistisch in Bezug auf seine persönliche Lage. Die proletarische Gefühlswelt ist im Grunde genommen auf Lebensverbitterung, die bürgerliche auf Lebensfreude eingestellt. Nur weil der industrielle Arbeiter keine individuelle Glücksmöglichkeit sah, deshalb suchte er Halt bei der Masse, und mit dem Fanatismus des vom Leben Benachteiligten glaubt er an die Verwirklichung des sozialistischen Zukunftsstaates, an das Kommen einer besseren Welt.

Muß das sein? Gibt es keinen Weg, der dem Arbeiter wieder zum Glauben an den persönlichen Wert der Menschen, an die Kraft der Einzelpersönlichkeit zurückführt? Die Werte, die der Bürgerliche hochhält, sind auch für den Arbeiter Werte, wenn er erst einmal Gelegenheit hat, sie am eigenen Leibe zu empfinden. Es gibt keinen anderen Weg, den Proletarier vom Boden der staatszersetzenden Opposition zum Bürgertum und zur bürgerlichen Kultur wegzuführen, als den der Verbürgerlichung des proletarischen Daseins. Es ist ja gar nichts Unmenschliches, was der Arbeiter verlangt, im Gegenteil, er will im tiefsten Herzensgrunde ja nur Mensch sein wie die anderen auch und seine besten menschlichen Kräfte regen. Deshalb ist in der Theorie die soziale Frage sehr einfach gelöst. Man gebe dem Arbeiter vollen Anteil an der bürgerlichen Kultur, man verbürgerliche sein Dasein, d. h. man gebe seinem Dasein die Werte, die das bürgerliche Leben lebenswert machen, und er wird sämtliche Marx'schen Dogmen beiseite legen und Mensch sein unter Menschen, Staatsbürger unter Staatsbürgern. In der Praxis dagegen liegen die

Verhältnisse nicht so einfach, denn sonst würden wir uns nicht mehr im heftigsten Klassenkampf befinden. Es ist aber zu beachten, was sehr oft übersehen wird, daß die Höhe des Einkommens nicht allein entscheidend ist, daß der Proletarier sich vom Bürgerlichen nicht in erster Linie durch die Höhe des Einkommens, auch nicht etwa durch die Höhe der Allgemeinbildung unterscheidet, sondern durch die Art seiner Existenz. Es gibt unter den Bürgerlichen viele, die bescheidener leben wie sogenannte Proletarier, und es gibt gerade heute viele Proletarier, die mehr verdienen als mancher Bürgerliche. Es kommt nicht darauf an, die soziale Stufenleiter überhaupt abzuschaffen; davon kann gar keine Rede sein, weil eine soziale Abstufung einfach der verschiedenen menschlichen Veranlagung entspricht. Es kann sich höchstens darum handeln, die Gegensätze zu mildern. Die Hauptsache aber ist, die Art der proletarischen Existenz zu ändern, die proletarische Existenz zu verbürgerlichen.

Wodurch ist das zu erreichen? Durch alle diejenigen Maßnahmen, die dem Arbeiter ein geregeltes Familienleben und eine Berufstätigkeit verschaffen, die ihn materiell oder ideell vorwärtsbringt. Es ist deshalb eine solche Lohnhöhe zu fordern, daß der Arbeiter sich und seine Familie erhalten kann. Die Fabrikarbeit der verheirateten Frauen muß prinzipiell verschwinden, da sie das Familienleben untergräbt. Es ist kein Zweifel, daß die Arbeiterlöhne heute hoch genug sind, um eine bürgerliche Existenz zu ermöglichen. Nur liegen in den weitesten Arbeiterkreisen die Verhältnisse so, daß die Frauen die Kenntnis der Hauswirtschaft verloren haben. Infolgedessen wirtschaften sie unverhältnismäßig teuer, jedenfalls viel teurer wie manche häuslich erzogene Bürgersfrau. Die Arbeiterfrau muß erst wieder für das Haus erzogen werden. Das ist aber nur möglich, wenn sie nicht mehr zur Fabrikarbeit gezwungen ist. Der sogenannte geistige Arbeiter muß von dem alten Vorurteil loskommen, als ob geistige Arbeit unter allen Umständen eine höhere Entlohnung erfordere als körperliche Tätigkeit. Je höher die Kultur eines Volkes, desto höher müssen die physischen Beschwerden, die vielfach mit der Handarbeit verknüpft sind, in Anschlag gebracht werden, und einen desto größeren Andrang gibt es zu allen geistigen Berufen. Man darf nicht vergessen, daß die wirklich geistige Arbeit den besten Lohn in sich selbst trägt, indem sie innere Befriedigung erzeugt, was bei der körperlichen Arbeit nicht in dem Maße der Fall ist. Man sollte überhaupt nicht körperliche und geistige, sondern mechanische und individuelle Arbeit unterscheiden und darf nicht, wie das heute fast immer getan wird, verlangen, daß die geistige Arbeit eo ipso höher bewertet werden müsse wie die körperliche. Also wenn es die allgemeinen volks- und weltwirtschaftlichen Verhältnisse zulassen, soll man die hohen Arbeitslöhne

begrüßen, weil sie dem Arbeiter einen geregelten Haushalt und ein geordnetes Familienleben ermöglichen. Außerdem ist es aber wünschenswert, daß der Arbeiter in seinen besten Jahren in die Lage versetzt wird, Ersparnisse zu machen. Es ist dies nicht nur wünschenswert, sondern m. E. unbedingt erforderlich, will man überhaupt praktische Schritte zur Überwindung des Klassenkampfes tun. Man kann fast sagen, die eigene Kapitalbildung des Arbeiters ist die Lösung der sozialen Frage. Es hat sich bereits gezeigt, daß die Entwicklung nicht nach den Dogmen der sozialistischen Kirchenlehre verläuft: auf der einen Seite Akkumulation des Kapitals in den Händen einzelner Weniger, auf der andern Seite Auspowerung der Masse mit dem Endziel der Expropriation der Expropriateure, sondern daß die Arbeiterklasse an dem Ertrag der Volkswirtschaft in der Gestalt erhöhter Löhne einen großen Anteil gehabt hat. Der Arbeiter muß aber darüber hinaus mit eigenem Kapital an der Produktion interessiert werden, damit auch der Schein einer Ausbeutung des Arbeiters durch das Kapital, von der die Sozialisten so gern reden, verschwindet. Dann entsteht die große Arbeitsgemeinschaft des Volkes, an der alle gleichmäßig mit Arbeit und Kapital beteiligt sind. Es ist heute nicht mehr begründet, wenn die Aktien mindestens 1000 Mark betragen müssen, und damit für den Nichtkapitalisten unerschwinglich sind. Man hat immer gesagt, man wolle den Notgroschen des kleinen Mannes nicht gefährden. Das hat in der Zeit der ersten stürmischen industriellen Entwicklung seine Berechtigung. Die großen Aktiengesellschaften verfolgen aber seit langem bereits eine Dividendenpolitik, die ihre Aktien zu reinen Rentenpapieren macht. Es ist nicht einzusehen, warum der Arbeiter hieran keinen Anteil haben soll, warum man ihm nicht 200, 300 oder 500 Mark Aktien zur Verfügung stellt. Es würde dies jedenfalls viel erzieherischer auf ihn wirken, als die Versorgung durch die staatlichen Versicherungen, deren Wert damit natürlich nicht herabgesetzt werden soll. Die Ausgabe kleiner Aktienanteile an die Arbeiter würde auch praktisch erfolgreicher sein, als die Gewinnbeteiligung der Arbeiter, mit der jetzt so viel herumexperimentiert wird, obwohl deren Unzulänglichkeit lange erwiesen ist. Mit ganz anderen Augen wird der Arbeiter die Gesamtwirtschaft ansehen, wenn er selbst mit Kapital daran beteiligt ist. Seine Stellung zum Streik und vielen anderen Fragen wird dadurch stark beeinflußt werden. Er wird die Volkswirtschaft nicht mehr als eine fremde, sondern als eine eigene Angelegenheit betrachten. Um es also nochmals zusammenzufassen: Es ist eine solche Lohnhöhe anzustreben, daß dem Arbeiter ein gesundes Familienleben ermöglicht wird und eine, wenn auch bescheidene Kapitalbildung nicht ausgeschlossen ist.

Daneben wäre es von großem Vorteil, wenn sich eine soziale Bewertung der Arbeitsleistung durchsetzte, d. h. daß die Arbeit nicht einfach nach Arbeitsstunde oder Arbeitsstück bezahlt wird, sondern auch mit Berücksichtigung des Alters und der sozialen Stellung des Arbeiters, wie das im bürgerlichen Leben auch vielfach der Fall ist. Es ist ein Unfug, daß der 16jährige Bursche, der keine sozialen Verpflichtungen hat, denselben Lohn erhält wie der erfahrene Arbeiter, der eine Familie zu ernähren hat. Zwar wehrt sich die Arbeiterschaft selbst gegen den Gedanken, doch sollte man die Löhne mehr als bisher nach dem Alter und der sozialen Stellung des Arbeiters abstufen. Man könnte einwenden, eine derartige Entlöhnung stehe im Gegensatz zu der ersten Forderung, dem Arbeiter die eigene Kapitalbildung zu ermöglichen. Das muß ohne weiteres zugegeben werden, und es muß deshalb die soziale Entlöhnung auf die Möglichkeit der Kapitalbildung Rücksicht nehmen und die Abstufung nicht zu scharf durchführen.

Ein weiterer Weg, dem Arbeiterdasein den proletarischen Charakter zu nehmen, ist die Beseitigung aller Vorrechte des Besitzes an der Bildungsmöglichkeit. Der Besitz darf nicht Vorbedingung für die Erwerbung einer höheren Bildung sein, sondern jedem Begabten muß der Weg zur höchsten Ausbildung seiner Fähigkeiten offen stehen. Dieser Weg ist erfreulicher Weise durch die Einheitsschule bereits eingeschlagen. Es ist zu wünschen, daß sich dem Tüchtigen in der Praxis nicht so viele Schlagbäume in die freie Bahn legen, daß tatsächlich alles beim Alten bleibt. Das Bildungsprivileg muß beseitigt werden, weil es mit am meisten zum Klassengegensatz beigetragen hat. Diese Bildungsfreiheit ist aber, was wohl zu beachten ist, nur möglich, wenn die körperliche Arbeit moralisch und materiell eine bessere Bewertung findet als früher, wo sie als minderwertige Arbeit gering geschätzt wurde, andernfalls würde die Bildungsfreiheit nur zur Vermehrung des geistigen Proletariats beitragen. Es ist entschieden ein ungesunder Zustand, wenn der Kommis, der vielleicht vollkommen mechanische Arbeit leistet, sich sozial höher stehend dünkt und so eingeschätzt wird, als der vielleicht höchst persönliche Leistungen erzeugende Handarbeiter. Die Handarbeit muß im Ansehen gehoben werden, damit der Nachwuchs nicht allzu einseitig der Kopfarbeit zudrängt.

Endlich gehören hierher alle die Ideen, die in der Revolution aufgetaucht auf eine Besserung der Arbeitsverhältnisse abzielen, ein immer weitgehenderer Ersatz der rein mechanischen Arbeit durch die Maschine, soweit das eben möglich ist, und die energische Förderung des Siedelungsgedankens. Hierüber ist aber bereits soviel geschrieben worden, daß sich eine Erörterung erübrigt. Der Zweck aller dieser Vorschläge

ist der, dem Arbeiter eine bürgerliche Existenz zu sichern, damit er überhaupt erst einmal die Welt verstehen kann, in der der Bürgerliche lebt. Der vorwärtsstrebende Arbeiter muß auch tatsächlich eine Möglichkeit zum Vorwärtskommen haben, er muß Anteil, vollen Anteil an der gesamten Kultur der Nation erhalten. Dann erst kann man ihm die Werte des bürgerlichen Lebens gegen die des sozialistischen halten. Dann ist überhaupt erst eine Verständigungsmöglichkeit vorhanden. Der Arbeiter muß erst die sittlichen Kräfte des bürgerlichen Lebens, die sittlichen Kräfte des Familienlebens und die sittliche Kraft, die im individuellen Streben der freien Persönlichkeit liegt, verspürt haben, er muß erst einmal herausgerissen werden aus dem Pessimismus und dem Massengefühl, bevor man ihm die Frage vorlegt: Welche Wahl willst du treffen: sozialistische oder individualistische Gesellschaftsordnung? Wenn man an die Persönlichkeitstriebe appelliert und den Funken persönlichen Ehrgeizes, der in jedem Menschen schlummert, weckt, dann wird man sehen, daß die Arbeiterschaft nicht diese unterschiedslose Masse ist, als die sie heute immer angesehen wird. Die Arbeiterschaft ist genau so sozial geschichtet wie das Bürgertum, und wer Gelegenheit gehabt hat zu beobachten, wie sehr gerade der Berufsstolz unter den Arbeitern ausgebildet ist, der kann nicht zweifelhaft sein, daß die Freiheit der individualistischen Welt dem Wesen des Arbeiters mehr entspricht als die ihm eingetrichterte Begeisterung für Gleichheit und Brüderlichkeit. Der Arbeiter denkt sozialistisch, so lange sein Dasein proletarischen Charakter hat und ihm als einzige Hoffnung nichts als der Glaube an den Zukunftsstaat bleibt. Man gebe ihm Anteil an der geschmähten bürgerlichen Kultur und er wird der wärmste Freund der individualistischen Weltanschauung werden.

Man kann zur Weltgeschichte nicht das Vertrauen haben, daß sich nur die für die Entwicklung der Menschheit zweckmäßigen Ideen durchsetzen, die zweckwidrigen setzen sich ebenso durch, wenn sie nicht bekämpft werden. Die Aufgabe dieser Zeit ist es, die Menschheit vor der sozialistischen Gesellschaftsordnung zu retten, die niemals eine Ordnung sein kann, weil sie den ursprünglichsten Trieben der menschlichen Natur widerspricht. Der Kampf ist aber nicht zu führen mit platonischem Liebeswerben um die Vernunft und Einsicht des Arbeiters, das solange erfolglos sein wird, als die Lage des Arbeiters nicht ganz andere Grundlagen in dem hier angedeuteten Sinne erhalten hat. Das Bürgertum muß sich aber vor allem selbst bewußt sein, daß es die menschliche Freiheit, die höchsten Persönlichkeitswerte verteidigt gegen die Militarisierung des ganzen Lebens im sozialistischen Staat.

Anselm Nohl: Weltpostvereinsbetrachtungen.

Es ist behauptet worden, daß Deutschland, wenn wir den Krieg gewonnen, einer großen Kaserne geglichen hätte. Das ist wohl so zu verstehen: unser Sieg würde den starren Militarismus nur noch bedeutend gestärkt und in den Vordergrund gerückt haben, zum Nachteil der Freiheit und des allgemeinen Weltfortschritts. Man vergißt bei solchen ungünstigen Voraussetzungen aber die entgegengesetzten Erfahrungen nach Beendigung der Kriege 1865/66 und 1870/71. Nach beiden siegreichen Kriegen stellte sich zuerst der Norddeutsche Bund im Jahre 1868, und später das geeinte Deutschland 1874, alsbald an die Spitze von Bestrebungen, die der Weltwohlfahrt dienten, so unter anderem durch Vorschläge zur Gründung eines „Allgemeinen Postvereins“ für alle Länder der Erde. Man kann diesen idealen Bestrebungen sicher einen pazifistischen Charakter nicht absprechen, was ja auch deutlich aus den Reden Stephans, des damaligen Generalpostmeisters, hervorging, als er den Entwurf des Berner Vertrages im Jahre 1874 im Reichstage einbrachte. *Der Weltpostverein war der Versuch Deutschlands, auf idealer, großzügiger Grundlage, — der geistigen Annäherung der Völker, — einen Völkerbund zu schaffen.* — Der Versuch ist, wie der Weltkrieg zeigte, nicht gelungen, die materiellen Interessen hatten die geistigen verdrängt, die Menschheit war leider noch nicht reif genug für die edlen Bestrebungen, die damals die großen deutschen Geister bewegten. — Der Gedanke eines „Allgemeinen Postvereins“ ging allerdings zuerst von Nordamerika aus. Der damalige sehr intelligente und weitschauende amerikanische Generalpostmeister Blair brachte schon im Jahre 1863 eine internationale Postkonferenz in Paris zusammen, die vom 11. Mai bis 9. Juni tagte. Damals schickten Belgien, Costa Rica, Dänemark, England, Frankreich, die Hansestädte, Italien, die Niederlande, Österreich, Portugal, Preußen, Hawai, die Schweiz, Spanien, Ungarn und die Vereinigten Staaten ihre Abgesandten. Aber trotzdem in neun Sitzungen einunddreißig Grundsätze aufgestellt wurden, kam es zu keinem praktischen Resultat, zu keinem Ergebnis. Amerika mögen wohl vor allem materielle Interessen geleitet haben. Da ergriff bereits zwei Jahre nach dem Kriege 1866, also im Jahre 1868, der damalige Geheime Oberpostrat Stephan die Initiative. In einer wunderbar und umfassend ausgearbeiteten Denk-

schrift legte er die Grundzüge eines alle Völker umfassenden Postvereins nieder. Doch bevor die diplomatischen Verhandlungen erst richtig eingeleitet werden konnten, brach der Krieg 1870/71 aus. Nach Beendigung desselben ergriff Stephan von neuem mit großem Fleiß, Hingabe und Eifer die Initiative; er ließ schon im Jahre 1873 durch den deutschen Gesandten in Bern anfragen, ob dort der erste Weltpostkongreß tagen könnte, die Schweiz teilte mit, daß sie gern den Kongreß aufnehmen würde. — Und schon im November des Jahres 1874, nach schwierigen, umfangreichen Vorarbeiten, konnte Stephan dem Reichstag den Entwurf des denkwürdigen Berner Vertrages vorlegen, der im Weltpostverein den Gedanken der Weltversöhnung besonders betonte. Nicht wenig unterstützte Bismarck auch diplomatisch das große Werk. Seine damalige Weltautorität förderte es. Es ist sicher anzunehmen, daß auch diesmal, falls wir Sieger geblieben wären, Deutschland vielleicht schneller und auf versöhnlicherer Grundlage den Gedanken des Völkerbundes in vollem idealen Umfange verwirklicht, und daß es dabei nicht, wie jetzt besonders Frankreich, die zur Versöhnung entgegengestreckten Hände mißtrauisch würde zurückgewiesen haben. Das ist nicht deutsche Art. Der Haß von romanischer Gründlichkeit ist uns fremd. Unsre ideale Veranlagung hätte uns zur Führerrolle sicher wieder sehr geeignet gemacht.

Es ist vielleicht jetzt von Wert auf die denkwürdigen Worte hinzuweisen, die Stephan damals im November 1874 an die Abgeordneten im Reichstage bei Besprechung des Berner Vertrages richtete. Er sagte: „Und das, meine Herren, ist vielleicht der höhere Gehalt des vorliegenden Vertrages, wenn Sie geneigt sind, ihm einen solchen einzuräumen, daß er die Möglichkeit gemeinsamer Institution auf dem internationalen Gebiete nachweist. Im Vergleich mit großen politischen Fragen nur von bescheidener Bedeutung, kann er vielleicht auch als die kleine organische Zelle bezeichnet werden, aus der sich im Leben der Völker, unter der Wärmeentwicklung stärkerer Berührung und durch den Lichteinfluß der Gesittung vielleicht weiter homogene Gebilde lebensgestaltet werden. In jedem Falle verwertet er Solidarität der Interessen als ein kräftiges Einigungsmittel, er verbrieft auf seinem Gebiet insbesondere die Eintracht der Regierungen und eröffnet vielleicht eine Perspektive, auf den Satz: „si vis pacem, para concordiam“. Und somit, meine Herren, übergeben die verbündeten Regierungen Ihrer prüfenden Beratung diesen Vertrag, welcher neben den Vorteilen, die er den Nationen in materieller und geistiger Beziehung gewähren wird, ein, wenn immerhin kleines, so doch hoffentlich recht gesundes Reis am Ölbaum des Völkerfriedens

sein wird." Und an einer anderen Stelle äußerte Stephan: „Der vorliegende Vertrag bezweckt nicht eine Vereinigung zu einem bestimmten Unternehmen, die sich auflöst, wenn der Zweck dieses Unternehmens erfüllt ist, er ist auch nicht berechnet, nur für gewisse Zeiten und gewisse, hoffentlich immer seltener werdende Lagen in Anwendung zu kommen, in denen die Völker blutige Krisen durchschreiten; er will auf seinem Gebiet eine dauernde Einrichtung, einen fortlebenden Organismus schaffen, seine Anwendung wird täglich und stündlich, von Weltteil zu Weltteil statfinden, sei es in dem großartig zunehmenden Austausch der Erzeugnisse der Presse, oder in den Beziehungen der Männer der Kunst und Wissenschaft."

Welch erhabener großer Standpunkt, der doch gewiß mit dauernder Unversöhnlichkeit, mit rein militärischem Geist nichts zu schaffen hat. — Auch in Paris fanden nach dem Kriege 1870/71 Weltpostkongresse statt, der zweite nach Bern schon am 2. Mai des Jahres 1878.

Leider wird die allgemeine Teuerung jetzt auch dem Weltpostverein den fiskalischen Stempel aufdrücken und schon die große Erhöhung der Inlandspostgebühren eröffnet uns für die Zukunft trübe Aussichten.

Inmitten der Kriegswirren, deren grausige Fackeln über Millionen geängstigter Menschen leuchteten, am 9. Oktober des denkwürdigen Jahres 1914, jährte sich der Gründungstag des Weltpostvereins zum vierzigsten Male! Und im Laufe desselben Jahres sollte das große, für die Menschheit so unendlich segensreiche Werk die Weihe erhalten! China, mit 400 Millionen Einwohnern dem Weltpostverein beigetreten, wollte zum ersten Male, im Oktober 1914, den 7. Weltpostkongreß in Madrid beschicken! Ein denkwürdiger Tag wäre damals in der Weltpostvereinsgeschichte zu verzeichnen gewesen, sollte doch der letzte Stein dem großen, erhabenen Weltpostvereinsgebäude amtlich und öffentlich hinzugefügt werden. Außer Afghanistan und einzelnen unbedeutenden Teilen von Arabien und Marokko schien der Bund ums Erdenrund nunmehr geschlossen, keine politischen Grenzen für den Verkehr, eine Welt — eine Post! Eisenbahnen und Dampfschiffe, Telegraphie und Fernsprecher, Hunderttausende von Post- und Telegraphenämtern aller Länder, ein herrlicher Weltverkehrskranz, ermöglichten es bis zum Ausbruch des Weltkrieges, in idealer Übereinstimmung aller Weltverkehrsmittel, daß dieser wunderbare, gewaltige Betrieb fast mit der Genauigkeit einer Uhr pulsierte. 1116 Millionen Menschen auf 80 Millionen Quadratkilometer Umfang, also zwei Drittel der Menschheit bildeten eine einzige Verkehrsgemeinschaft, das Weltbürgertum feierte die schönsten Triumphe! Der Weltkrieg zerstörte alle Weltengemeinschaft, nur langsam knüpft sich wieder das zerrissene Band.

Der geplante Weltpostkongreß zu Madrid im Oktober 1914 wollte ein reiches Füllhorn von Gaben über die Menschheit ausschütten. Das Bedeutsamste war wohl die beabsichtigte Ermäßigung des Briefportos von 25 auf 10 Cts., also das lang ersehnte Weltpennyporto! Weiter Festsetzung des Zuschlagportos für nicht oder ungenügend frankierte Briefe einheitlich auf 5 Cts., Aufhebung der Bestimmung, wonach Sendungen mit Warenprobe keinen Handelswert erhalten dürfen, und Erhöhung der Gewichtsgrenze der Proben auf 500 Gramm; Erhöhung der Gewichtsgrenze für Postpakete, wenn angängig, von 5 Klg. auf 10 Klg.; Einführung von Postpaketen mit dem Höchstgewicht von 1 Klg. und deren beschleunigte Beförderung gegen eine Sondergebühr; Zulassung von Paketen mit Wertangabe nach allen am Postpaketverkehr vertraglich beteiligten Länder; Festsetzung des Portos für Geschäftspapiere und für Drucksachen auf 5 Cts., für je 50 Gramm, und Beseitigung des Mindestsatzes von 25 Cts.; Zulassung von Nachnahmesendungen nach allen Ländern des Weltpostvereins; Haftung für Nachnahmesendungen durch die Postverwaltung bei Aushändigung ohne Betragseinziehung; Einführung des Postüberweisungs- und Scheckverkehrs, sowie von Brieftelegrammen im Weltpostvereinsverkehr; Vereinfachung und Vereinheitlichung der Vorschriften für den internationalen Paketverkehr; Erweiterung der jetzt für Postpakete zugelassenen Abmessungen und Ausdehnung des Zollfrankoverfahrens auf die noch nicht angeschlossenen Länder. Leider wird der neue Weltpostkongreß jetzt wohl kaum den kleinsten Teil davon der Verwirklichung zuführen können. Überhaupt dürfte sich anfangs der ganze Weltpostverkehr sehr matt betätigen, da der allgemeine Schiffsraummangel zuerst auch hier mitsprechen wird. Und recht betrübend wird es vor allem sein, wenn die deutschen stolzen Überseepostdampfer auch für später ganz fehlen und wir auch in der Beziehung immer nur auf die Gnade der Amerikaner, der Franzosen und Engländer angewiesen sein werden. Ein ungeahnter neuer Ausblick für den Weltpostverkehr eröffnet sich uns durch die Flugmaschinen aller Art, die sicher eine große Rolle spielen und Entfernungen in kurzer Zeit bewältigen dürften, wie sie sich die lebhafteste und kühnste Phantasie kaum vorstellen kann. Die Versuche mit Postluftschiffen haben die glänzendsten Ergebnisse gezeitigt. Was hätte gerade auch hier Deutschland geleistet, welches bisher im Flugzeugbau an erster Stelle stand! Der Bau von Luftschiffen ist uns leider vorläufig ganz untersagt.

Der letzte Weltpostkongreß hat 1906 in Rom stattgefunden, im Oktober dieses Jahres soll der erste, nach dem Weltkrieg, in Madrid tagen. Das Reichspostministerium hat die in seinem Verkehrsbeirat vertretenen

Körperschaften ersucht, ihm in Hinblick auf den 1. Oktober d. J. etwaige Wünsche über Änderungen und Neuerungen im Weltpostverkehr bis Ende Juli mitzuteilen.

Möge der neue Weltpostkongreß unter günstigen Voraussetzungen zusammenkommen, denn neben den Verbindungen materieller Art werden die geistigen die versöhnende Grundlage bilden, die Anregung zur Wandlung der Gesinnung, vor allem aber den Ausgleich des augenblicklich noch bestehenden Völkerhasses fördern. Auf die ewigen Gesetze der Harmonie ist die Weltordnung eingestellt, sie wird und muß sich wieder einfinden, damit auch das moralische Gleichgewicht!

Grete von Urbanitzky:

Die Revolution gegen die Naturwissenschaften.

Aus dem Chaos unserer Tage läßt sich eines mit klarer Sicherheit erkennen: seine treibenden Kräfte sind Protest, Abwehr, Umkehr. Schwieriger ist, zu erkennen: Protest und Abwehr gegen wen? Umkehr von was? — Auf den ersten Blick scheint der Protest nur wirtschaftlicher und politischer Natur zu sein. Protest gegen die Geldherrschaft, gegen die bisherigen Wirtschaftsformen, gegen Regierungsarten — vielleicht auch gegen eine von den bisherigen Machthabern gewaltsam gehaltene Weltanschauung. Das sind aber nur Blasen an der Oberfläche. Der Protest richtet sich in seiner tiefsten Wesenheit gegen ganz anderes.

Die Jahrzehnte vor dem Kriege haben das deutsche Volk in der Siedehitze einer nicht immer organischen Entwicklung verändert. Es ist falsch, — und im Grunde haben wir das nur oberflächlichen Denkern gedankenlos nachgesprochen, — daß allein die wirtschaftliche Entwicklung Schuld an gewissen undeutschen Strömungen trage. Ohne die Folgen der Industrialisierung, das Anwachsen der Städte, die Landflucht, zu unterschätzen, — den Haupteinfluß hatte doch nur die scheindemokratische, liberale, freisinnige Strömung, die vom Westen zu uns kam und von den Artfremden unseres Volkskörpers begeistert aufgenommen und verbreitet wurde. Es läßt sich unschwer verfolgen, wie diese undeutsche

Geistigkeit langsam in alle Gebiete unseres Kulturlebens kroch. Diese Geistigkeit nährte sich dabei von den Siegen deutschen Geistes. Die Erkenntnisse der Naturwissenschaft bog sie in einem wohlfeilen, wissenschaftlich gefärbten Journalismus zu einer platten, befriedigt lächelnden Weltanschauung um. Das urgermanische metaphysische Bedürfnis des deutschen Menschen wurde verlacht, Empirie wurde Trumpf. Neue naturwissenschaftliche Erkenntnisse wurden, noch blutwarm, den Händen der Gelehrten entrissen, auf die Straße gezerrt und sie dienten nun dazu, um ein plattestes Weltbild zu stützen.

Die Siege der Technik wurden dieser materialistischen Geistigkeit zu höchster Erfüllung. Zu unbegabt, um auch von anderer Seite sehen zu können, übersah sie das mörderische Emporwachsen der Warenhäuser, des billigen Kitsches, der Vernichtung des Handwerks.

Es waren die Jahrzehnte der Technik, Mathematik, der Naturwissenschaften. Bösester Größenwahn lohte aus ihnen. Eine breite Zufriedenheit, ein dummdreister Stolz verlegte die Wege zum Fragen und Sehnen. Und die Seelen verarmten. Die hohe Zeit der Technik, das Anwachsen der Industrien, drängte Menschen in die dumpfe Ghettoenge der Städte, entriß sie den Herrenberufen des Bauern, Jägers, Seemannes, Priesters, Lehrers.

Tiefer und tiefer drang der händlerische Geist, — nicht eine Frucht des steigenden Reichtums des Volkes, wohl aber die notwendige Folge der materialistischen Weltanschauung, in Hirne und Herzen. Der Liberalismus, von Artfremden geschürt und verbreitet, zersetzte die traditionellen Wertungen der deutschen Menschen, verwischte ihre völkischen Begriffe, schwächte ihre Zuchtwahlinstinkte. Rassenunbewußte Allvermischung, Verlust vieler hochgezüchteter Arteigenschaften war die Folge.

Zu beherrschender Höhe stiegen empirische Erkenntnisse und angewandte Naturwissenschaft. Sie verdrängten Religion, Innerlichkeit, Metaphysik. So vermochte auch der Krieg nicht, der das deutsche Volk noch einmal zum Glühen für eine Idee, also zum Siege über die materialistische Weltanschauung emporriß, gebundene Kräfte dauernd frei zu machen. Weder seine Not, noch seine Riesengefahren führten zur Innerlichkeit. Zu stark herrschten bereits Mammonismus und Unsicherheit. —

Und doch erwuchs schon in den ersten Kriegsjahren, nur nicht allen erkennbar, aus dem deutschen Menschen eine neue, leuchtende Kraft. Es wuchs der Protest gegen den Materialismus, die Abwehr einer platten Weltanschauung, die das entsetzliche Wort „Menschenmaterial“ erfunden hatte; es erstand die Abkehr von einer Welt, in der man verarmen mußte, in der die Seele erfror.

Es war das Heimweh des deutschen Menschen nach der Metaphysik. Es war das Erwachen einer neuen Lebensfrömmigkeit mitten in Tod und Untergang. Es war der Beginn der Revolution gegen die Naturwissenschaften.

Das deutsche Volk hat Todfeinde. Feinde außer den Grenzen seines Landes, Feinde in seinem eigenen Volkskörper. Sie waren es, die das deutscheste Heimweh unseres Volkes auf gefährliche Abwege lockten, sie sind es, welche die geistige Not deutscher Menschen für ihre Zwecke mißbrauchen. War das nicht einmal schon so, als Welschland deutsches Gottsuchen solange verriet, bis einer nach Kanossa ging?

Gleichheit und Freiheit sind Worte — Luft, die schwingt. Und doch kann es sein, daß an diesen beiden Worten die deutsche Welt zerschellt. Diese Worte haben nicht nur die Götzenkraft aller Schlagworte, sie kommen nicht nur aller Müdigkeit entgegen, sie tragen in sich die Trugerfüllung für die Revolution gegen die Naturwissenschaften.

Die Erkenntnisse der Naturwissenschaft wurden mißbraucht, um eine materialistische Weltanschauung zu stützen. Die Schlagworte „Gleichheit und Freiheit" mißbrauchen das Sehnen, von einer seelisch verarmten, materialistischen Welt loszukommen. Sie lügen: „Der Mensch ist nicht nur das bisher letzte Glied der organischen Entwicklungsreihe, er ist ein ganz anderes Wesen. Für ihn gelten die Gesetze der Natur, die keine Gleichheit und keine Freiheit kennt, nicht." Sie stützen eine egozentrische, im bösesten Sinne größenwahnsinnige Weltanschauung, sie stellen den Menschen außerhalb der organischen Entwicklungsreihe.

Der deutsche Rückschlag gegen die Jahrzehnte der Naturwissenschaften und nur technischen Menschen wäre: Heimkehr zur Metaphysik, zum Besinnen, zur Innerlichkeit. Auch der ewig schöne Menschheitstraum vom Brudertum aller Menschen flammt hier auf. Welch tiefe Bereicherung könnte die Welt durch dieses Atemholen und Vertiefen gewinnen! —

Aber die Feinde unserer Art, die es schon immer verstanden, deutschen Menschen in ihr Edelstes nachzuspüren und sie dort tötlich zu verwunden, mischten ein gefährliches Gift. Dem müden Sehnen unseres Volkes, den Naturgesetzen zu entfliehen, reichten sie verderbliche Schlagworte im Prunkgewande. Für Mystik gaben sie uns den „Golem" und telepathische Seancen. Für den Edeltraum vom Brudertum den Pöbeltraum der Gleichmacherei. Sie ziehen unsere irregeleiteten Volksgenossen in Haß und Würdelosigkeit gegen eine Welt, die vielleicht für immer versinken muß, der wir aber Jahrhunderte edler Kultur danken.

Der Protest gegen den Materialismus wird zur Gefahr, wenn er die Revolution gegen die Naturwissenschaften entfesseln will. Auch unseren schönsten Träumen dürfen wir nicht unser Blut und unsere Tat

geben, wenn diese Träume entwicklungsfeindlich sind. Gegen die urewigen Gesetze organischen Seins gibt es keine Revolution, gibt es nur Auflehnung und Untergang.

Wir wollen keinen Haß gegen Artfremde, gegen Angehörige fremder Völker und Rassen. Haß macht blind und klein. Und wir haben uns alle so viel noch zu geben. Aber wir wollen reinliche Scheidung in jenen Fragen, die allein unser deutsches Volk angehen, die allein von deutschen Menschen gelöst werden können. Wir dürfen uns unsere Träume, unsere Not und unser Sehnen nicht von Artfremden deuten und vergewaltigen lassen.

Das Freiheitssehnen der Menschen ist so alt wie die Menschheit selbst. Aber jedes Volk hat eine andere Vorstellung von der Freiheit, vorwiegend das deutsche Volk, von dem John Stuart Mill sagte, daß es das freieste sei und keine Knechtung vertrage. Für den deutschen Menschen war der Begriff der Freiheit aber immer mehr ein philosophischer Begriff als ein praktischer, der deutsche Mensch erlebte das Problem der Freiheit so tief wie kein anderes.

Die Natur kennt keine Freiheit. Alles geschieht nach unabänderlichen, notwendigen Gesetzen. Auch der menschliche Wille ist nicht frei. Das ist das Fundament, von dem deutsches Denken seine Adlerflüge unternahm.

Politische Freiheit kann aber niemals mehr verlangen, als daß der Staat keine unnötigen Beschränkungen auferlege. Wie aber werden Beschränkungen unnötig, erledigt, abgetan, — wie kann der Staat dahin gelangen, immer mehr Beschränkungen fallen zu lassen, ohne seinen Fortbestand zu gefährden? Immer und immer wieder nur dadurch, daß seine Bürger sich in der Entwicklung ihres Ethos zu wahrhaft freien und immer freieren Männern schaffen. Also die politische Freiheit wird nur durch die persönliche Freiheit der Einzelnen in organischer Entwicklung errungen. Kein Staat kann mehr politische Freiheit gewähren, als der inneren Freiheit seiner Bürger entspricht. Also sind Gewaltsamkeiten, Umstürze, Bürgerkriege, Rebellenforderungen keine Wege zur Freiheit — vielleicht sogar das Gegenteil.

Wenn nun also nur die innere Freiheit der Bürger zur immer größeren, praktischen und politischen Freiheit, die der Staat gewähren kann, führt, müssen wir Wege suchen, die weit ab von Revolutionen liegen. Diese Wege aber ist der deutsche Mensch weiter gegangen als alle anderen. Luther, der deutsche Bauernsohn, und später Schopenhauer haben erkannt und gelehrt, daß alles aus Notwendigkeit geschehe, daß es keine Naturfreiheit, keine Freiheit des Willens gebe. Luther fand im Suchen der Freiheit neben dem Naturgeschehen ein „Sein der Gnade", das zur Freiheit führt. Kant aber hat dem Rätsel am tiefsten in das

Auge geblickt und in seiner klaren Unterscheidung von „Sollen" und „Müssen" die Tore machtvoll aufgerissen zu höchster Erkenntnis, zur wahren Freiheit. Das Gesollte zu können ist Freiheit. Und diese Freiheit ich nach Kant allein — „die Unabhängigkeit von dem Mechanismus der ganzen Natur". Ein Knecht kennt keine Pflicht, er muß, er ist nicht frei. Nur wer Pflichten erkennt, wer erfaßt, daß die Freiheit allein aus der Vorstellung des Sollens erwachsen kann, wer kann, was er soll, — ist frei. —

Das ist der Weg der Bürger zur persönlichen Freiheit. Nur indem sie in diesem Sinne immer freier werden, können sie politische Freiheit erlangen, können sie vom Staate immer mehr praktische Freiheit fordern, ohne ihn zu zerstören.

Wie platt und gewöhnlich ist das Schlagwort — Denken der undeutschen Freiheitssucher unserer Tage! Wie töricht das, was sie unter Demokratie verstehen und was doch nur den Tüchtigen den Weg versperren, Mittelmäßigkeit großziehen und Gewissenlosen durch Presse- und Redefreiheit die Macht geben kann, Millionen unsrer Volksgenossen Irrtümer einzuimpfen und uns alle zur Plutokratie und zur Tyrannei der Minderwertigen zu führen!

Der Protest deutscher Menschen gegen die Jahrzehnte des Materialismus darf sich nicht den Rebellen gegen die Naturgesetze, gegen naturwissenschaftliches Erkennen anschließen. Vergessen wir es nicht, es ist eine deutsche Erkenntnis, daß nur die Erkenntnis der Pflicht zur Unabhängigkeit gegen den Mechanismus der Natur, gegen den platten Materialismus, zur Freiheit führen kann.

Die Gesetze organischen Seins kennen keine Gleichheit der Lebewesen. Sie wissen in strenger Notwendigkeit nur um den Wettstreit der Kräfte, um die Auslese der Besten. Mirabeau bekannte: „Ist es nicht eine abgeschmackte Lüge, im Tone eines Straßenaufrufers zu verkünden: Die Menschen sind frei und gleich geboren? Nein, sie sind nicht frei und gleich geboren, sondern sie kommen in Abhängigkeiten und Verschiedenheiten aller Art, die von ihrer Existenz selbst unzertrennlich sind, hervor."

Es ist sinnlos, Sturm gegen die Gesetze organischen Seins laufen zu wollen. Der Protest gegen den Materialismus, das Heimweh nach der Metaphysik vermag uns empor zu führen. Die Revolution gegen die Gesetze organischen Seins kann uns nur vernichten. Auch hier können wir ebenso wie im Staate Freiheit nicht durch Schlagworte, durch gewaltsamen Umsturz und Auflehnung, sondern nur durch das Begehen jenes Weges erreichen, den ein größter deutscher Mensch uns vorausgegangen und an dessen Anfange die Worte stehen: Kann, was du sollst! Pflicht ist Freiheit! —

Otto Lummer:
Sozialismus und Internationalismus im Völkerleben der Ameisen und Bienen.
(Politisch-naturwissenschaftliche Betrachtungen.)

I.

Wer als denkender Kopf und aufmerksamer Beobachter wollte beiseite stehen, wo es gilt, unser armes Volk aus dem Sumpfe seinem Heil an Leib und Seele entgegenzuführen? Viele Wege führen nach Rom und schwer ist es den richtigen Weg zu finden, um ein klar erkanntes Ziel zu verwirklichen. Noch schwerer aber scheint mir die Erkennung des „richtigen" Zieles zu sein, zumal wenn es sich um die Gestaltung und den Aufbau eines in allen Fugen zitternden Staates und seines zerrütteten Wirtschaftslebens handelt. Scharf prallen die Ziele und Wünsche der verschiedenen politischen Parteien aufeinander, sich heftig befehdend. Bald vielleicht tobt wieder der Wahlkampf, in dem die Parteien und ihre Führer um die Gunst der reifen und unreifen Wähler buhlen, um durch Gewinnung der Stimmenmehrheit ihre „volksbeglückenden" Ziele verwirklichen zu können. Vorsichtiger und bescheidener, weil des menschlichen Irrens sich bewußt, prüft der vernünftige Idealist und Theoretiker nicht nur, ob das ihm vorschwebende Ideal wohl auch das allein seinen Staat und sein Volk seligmachende Ziel sei, sondern er fragt auch, ob sein ideales Ziel bei dem gegebenen Menschenmaterial auch zu verwirklichen ist.

Zwei diametral entgegengesetzte Strömungen suchen das Wählervolk in ihren Strudel zu ziehen: hie Kapitalismus, hie Sozialismus, wenn wir von den molluskenhaften Nebenflüssen absehen. Welche aller Parteien und Parteischattierungen darf von sich behaupten, den Schlüssel zur Lösung gefunden zu haben, unser Volk als Ganzes demjenigen Ziele entgegenzuführen, welches ihm kraft seiner angeborenen Eigenschaften und Fähigkeiten von der Natur vorgeschrieben ist? Als selbstverständlich unterschreibe ich hierbei, daß keine Partei und kein Führer sich durch irgendwelche egoistische Interessen leiten läßt, sondern vielmehr alle Parteien nur das Wohl des Staates und des gesamten Volkes im Auge haben. Wer Prophet und Volksbeglücker spielen will, muß, wie der echte Forscher, wunschlos und objektiv an sein Problem herantreten. Denn nur dann kann das Ziel in Einklang gebracht werden mit dem Gesetz, welches von der Natur der Menschheitsentwicklung vorgezeichnet ist,

nur dann kann die Lösung des Problems und die Verwirklichung des Zieles dauernden Bestand haben. Eine durch egoistische Interessen diktierte oder gar durch Terror und rohe Gewalt einem Volke aufgezwungene Weltanschauung und Staatsform, welche nicht einmal von der überragenden Mehrheit getragen ist, ist von vornherein dem Untergange geweiht und verfällt dem Schicksal der aus der Menschen- und Volksnatur herausgewachsenen Staatsform weichen zu müssen. Von welchen Erfahrungen aus aber will und darf man folgern, welches die einem Volke geziemende und zweckdienlichste Staatsform sei? Allzuviel Köche verderben den Brei und besser als alle Medizin ist der natürliche Heilungsprozeß. Allzuviele Parteirichtungen doktern den kranken Volkskörper tot und nicht immer ist die goldene Mittelstraße der natürliche Weg zum Heil.

Wer als Naturforscher überzeugt ist, daß Natur und Kreatur ehernen und ewigen Naturgesetzen unterworfen und daß alles Gewordene in Natur und Kreatur auf naturgesetzlichem Wege geworden ist, der wird mit mir geneigt sein, sich dem Glauben hinzugeben, daß auch die Entwicklung der Völker und der Staaten sich nicht willkürlich oder nach Belieben Einzelner aufhalten läßt, sondern nach einem, wenn uns auch noch unbekannten Menschheitsgesetz fortschreiten wird. Hiernach scheint mir das Ziel und Ideal nur derjenigen Politiker Aussicht auf Verwirklichung und Dauer zu haben, zu welchem ein Volk von selbst, aus innerster Natur, ohne sezierende Eingriffe in seine Entwicklung von Gott berufen ist, und welches es, wenn auch vielleicht erst nach sehr viel längerer Zeitspanne, gemäß dem ihm vorgeschriebenen Entwicklungsgesetz verwirklichen würde.

Wer die Menschheitsgeschichte von ihren Uranfängen, von der Geschichte Indiens über die der Babylonier, Griechen und Römer bis in die neueste Zeit kennt, erkennt mit Grauen, daß von ihr wirklich das trostlose und niederschmetternde Wort gilt: „Der Kampf ist der Vater aller Dinge!“ Man wundert sich geradezu, wie bei dem unaufhörlichen Kämpfen und Morden von Stamm zu Stamm, von Volk zu Volk, von Religion zu Religion die Menschheit es fertig gebracht hat, die herrlichen Ewigkeitswerte der idealen Kultur wie Kunst, Wissenschaft und Ethik zu zeitigen und zu mehren. Denn wahrlich es wäre wohl allzukühn und närrisch behaupten zu wollen, daß Sprache, Malerei, Plastik, Musik, Wissenschaft, Philosophie, Religion und Ethik die segensreichen Früchte jener unaufhörlichen Kämpfe und blutigen Fehden gewesen seien. Unverantwortlich und voreilig aber wäre es andererseits, aus der Mordgeschichte der Menschheit schließen zu wollen, daß diese sich laut Naturgesetz in alle Ewigkeit gegenseitig zerfleischen werde, verblutend im

Kampfe ums Dasein Aller gegen Alle, der heute mehr als je wütet, die besten Kräfte zu ersticken droht und sie dem Trieb der Selbsterhaltung und nackten, materiellen Existenz opfert. Erst wenn wenigstens innerhalb eines jeden Volkes der harte Kampf ums tägliche Brot und die innig damit zusammenhängende egoistische Profitsucht gemildert oder gar beseitigt sein wird, erst dann winkt Morgenröte am Horizonte der Kultur mit ihren Segnungen auf realem und idealem Gebiete.

Solchen Gedanken nachgehend und vom Wunsche beseelt, aufgrund des Naturgeschehens und naturgesetzlich Gewordenen einen tieferen Einblick inbezug auf den Werdeprozeß menschlicher Völker und Staaten zu gewinnen, schien es mir nützlich und lehrreich auf diejenigen Völker im Reiche der Tiere zurückzugreifen, die schon seit undenkbaren Zeiten in staatlichen Verbänden leben, an Alter den Völkerstaaten weit überlegen sind und Errungenschaften aufzuweisen haben, um welche das Menschenvolk vergeblich kämpft: die Ameisen und Bienen. In sachlicher Beziehung fußen die folgenden Darlegungen über das Volks- und Völkerleben dieser Insekten auf den Forschungsergebnissen, die in mustergiltiger Weise von Professor K. Sajó in zwei kleinen Schriften [1]) niedergelegt und wobei wir das vielgestaltige Leben und Treiben der Ameisen als älterem Volke gegenüber demjenigen der Bienen bevorzugen werden. Möchte es mir gelingen diejenigen Eigenschaften und Einrichtungen dieser ältesten staatlich lebenden Völker zu schildern, aus denen man von hoher Warte aus leidenschaftslose Schlüsse auf diejenigen Fragen und Ziele ziehen darf, die gerade heute, wo alles im Fließen und Gähren ist, wo Berufene und noch mehr Unberufene sich bemüßigt glauben, unserem Volke und der ganzen Menschheit Seher spielen zu sollen, zu den brennendsten gehören. Oder sollte Mutter Natur den Menschen mit anderem Maße messen als die intelligentesten der Tiere und die Menschenvölker nach anderen Gesetzen zu leiten und führen gewillt sein als die staatlich lebenden Tiervölker?

Sicherlich hat die Menschheit als Ganzes „Genies" und „Erdengötter" hervorgebracht, die als die alleinigen „Ebenbilder Gottes" reale und ideale Güter der bisherigen Kultur geschaffen haben, denen das Tierreich nichts ähnliches an die Seite zu stellen hat. Kann aber nicht trotzdem oder vielleicht gerade darum das Völker- und Staatsleben der Immen weiter fortgeschritten sein als dasjenige der Menschen? Wie dem auch sei, bei Betrachtung des Gewordenen im Leben der Ameisen und

[1]) Prof. K. Sajó: 1. „Krieg und Frieden im Ameisenstaat", 13. Auflage, Stuttgart, Gesellschaft der Naturfreunde, Franckh'sche Verlagsbuchhandlung. 2. „Unsere Honigbiene", 26. Auflage, Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Franckh'sche Verlagsbuchhandlung.

Bienen glauben wir uns in eine Märchenwelt versetzt, deren Rätsel und Wunder wachsen, je tiefer wir in die Geheimnisse eindringen, die langwierige und geduldige Forschungen uns enthüllt haben. Von Wundern der Natur rings umgeben, bleibt für uns der Wunder größtes die Kreatur! Von allen Kreaturen ist an Zahl das Volk der Ameisen bei weitem allen übrigen Völkern überlegen. Soweit die Anzahl als Wertmesser für Besitzrecht und „Hörigkeit" angesehen wird, gehört die Erde eigentlich den Ameisen, denn unzählbar ist ihre Anzahl und riesengroß gegenüber der einen Milliarde menschlicher Individuen. Wer vermöchte allein die Nester zu zählen, deren manche ein Volk von vielen Millionen Individuen aufweisen? Allein in Mitteleuropa gibt es mehr als 50 Arten von Ameisen und doch ist ihre eigentliche Heimat mehr das tropische Klima mit vegetativem üppigen Pflanzenwuchs.

Früh schon lenkten die Ameisen und Bienen die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich. Cicero schrieb ihnen Verstand, Gedächtnis und Vernunft zu. Ihr unermüdlicher Fleiß prägte die Sprichwörter „Fleißig wie eine Ameise" und „Emsig wie eine Biene". Zu diesem sprichwörtlich gewordenen Fleiß gesellt sich bei beiden Immenarten als charakteristische und höchst individuelle Eigenschaften aber noch unerschöpfliche Geduld und staunenswerte Ausdauer.

Ohne diese Tugenden, gepaart mit Aufopferungsfähigkeit und Toleranz, wäre es ihnen freilich auch nicht beschieden gewesen, ein Staatsleben zu besitzen, in dem der Kampf ums Dasein von Individuum zu Individuum innerhalb eines Volkes vollkommen ausgemerzt ist. Gleichviel ob erst durch die Beseitigung des Kampfes ums Dasein die Basis gegeben ist, auf der möglich war, die sozialistische Staatsform vollkommen zu verwirklichen, tatsächlich ist im einzelnen Volke der Ameisen und Bienen auch der Sozialismus in reinster Form bis zu den äußersten Konsequenzen durchgeführt. Wohl gibt es noch verschiedene Kasten in jedem Volke, aber wenn wir versuchen vom menschlichen Standpunkte im anthropomorphen oder teleologischen Sinne das Volksleben dieser Insekten zu beurteilen, so müssen wir schließen: Verschwunden ist in jedem Einzelvolke der Kastengeist, der Unterschied von hoch und niedrig, reich und arm. Erhoben ist die Arbeit zu jedermanns Pflicht und jeder Arbeiter findet die hinreichende Nahrung. Von der Königin herab bis zu den Arbeitstieren sind alle Individuen freie Arbeitsgenossen, willig und freudig ihrer Arbeit nachgehend, welche die Erhaltung der Art und des Gesamtvolkes von jedem einzelnen erheischt. Es gibt keine Herren und Knechte, keine „kapitalistischen Arbeitgeber" und „Lohnsklaven", keine Arbeitsentlassung aus finanzpolitischen Gründen, kein Hungergespenst

bei Arbeitslosigkeit, da es der Arbeit genug gibt, um den Staatsbetrieb zu erhalten, an dessen Blühen und Gedeihen allen gleichmäßig gelegen ist.

Ohne jeden Zwang oder gar Befehl verrichtet jeder der Millionen Individuen eines Volkes die ihm obliegende Pflicht, in gegenseitiger Freundschaft, Liebe und Achtung. Polizei und Gerichtsbarkeit sind überflüssig, da weder Neid, noch Haß, noch Übervorteilung Veranlassung zu Streit und Mord geben können. Innerhalb der einzelnen Kolonien handeln alle Individuen recht eigentlich gemäß dem Wahlspruch: „Einer für alle, alle für einen!"

Wie in einem maschinellen Getriebe automatisch ein Rad ins andre greift, um die ganze Maschinerie im geordneten Gange zu erhalten, williger noch und ohne Reibungswiderstände ziehen alle Angehörigen eines Volkes an gemeinschaftlichem Strange, von dessen Spannung und Bewegung das Gedeihen der Gesamtheit abhängt. Von den Königinnen herab bis zu den Arbeitern verfolgen alle das gleiche hohe Ziel, als seien sie vom Willen eines einzigen, unsichtbaren Geistes getrieben und geleitet. So regelmäßig und gesetzmäßig, wie das scheinbar chaotische und sinnverwirrende Getriebe in einem Ameisenhaufen oder Bienenkorb, laufen nur noch die Naturerscheinungen ab, die gleichfalls dem bloßen Beschauer den Eindruck des Zufalls und der Unordnung machen und doch nach ewigen, göttlichen Gesetzen verlaufen.

Im allgemeinen existieren bei den Völkern der Ameisen und Bienen nur zwei Kasten, die Kaste der Männchen und Weibchen oder Königinnen und die Kaste der Arbeiter, wenngleich es oft auch noch Zwischenstufen gibt, die sich aber nur bei wenigen Arten zu einer eigenen Kaste zusammengeschlossen haben. Die Männchen und Weibchen, auch bei den Ameisen beflügelt, sind die geschlechtlichen Tiere, während die Arbeitstiere bei den Ameisen wie bei den Bienen Weibchen mit verkümmertem Geschlechtsorgan und verloren gegangenem Geschlechtstrieb sind. Die Ameisen ziehen mehrere Königinnen auf und verträglich walten oft zwanzig und mehr Königinnen ihres harten Amtes als Erzeugerinnen neuer Brut. Bei den Bienen bekämpfen sich die jungen Königinnen und nur die Siegerin über die Nebenbuhlerinnen darf Mutter des ganzen Volkes sein.

Bei beiden Immenarten findet die Paarung und Befruchtung der Königin nur einmal statt, im freien Sonnenschein, außerhalb der engen Behausung. Bei beiden Völkern überragen die Königinnen an Wuchs alle übrigen Volksgenossen und staunenswert ist die Flugkraft der Bienenkönigin, die sich beim Hochzeitsflug hoch in die Lüfte erhebt, damit nur das kräftigste und fluggewandteste der tausendweise ihr nachstellenden Männchen („Drohnen") den Sieg davonträgt und die Königin

befruchtet. Wohl um die Inzucht zu verhüten und durch natürliche Zuchtwahl eine bessere Auslese der Nachkommenschaft zu ermöglichen, dürfen sich bei diesem Wettkampf um den Besitz der Königin sogar die Drohnen der benachbarten Bienenvölker beteiligen. Mit dem vom Gatten erhaltenen Vorrat an Samen kehrt die Bienenkönigin sofort in die Behausung zurück, um dort ihrer harten Pflicht zu genügen, die nur im Eierlegen und der Vermehrung der Brut besteht. In die kleineren Arbeiterzellen legt sie nur unbefruchtete Eier, aus denen die geschlechtslosen Arbeiterinnen sich entwickeln, in die größeren Zellen befruchtete Eier zur Erzeugung der Drohnen. In den „Königinzellen", an Größe alle anderen überragend, entwickeln sich die befruchteten Eier zu Königinnen. Ganz nach Willkür vermag die Königin aus der Samentasche, in welche sie die bei der Begattung erhaltenen unzähligen Samenfäden aufbewahrt, das Ei beim Legen zu befruchten oder nicht: So vermag die Königin selbst die Vorsehung zu spielen für ihr Volk und Drohnen, Arbeiterinnen oder ihres Gleichen zur Welt zu bringen, genau wie es das Wohl des Volksganzen erheischt. O, göttliche Natur, wie weise hast du und zweckdienlich deine Kreaturen erschaffen, welch unbegreifliche Wunder hast du vollbracht!

Die jungen Drohnen führen bis zum Hochzeitsflug der neuen jungen Königin ein sprichwörtlich gewordenes „Drohnenleben". In süßem Nichtstun und sorglos verleben sie ihre Junggesellenzeit, ganz wie es einer „Drohne" und dem künftigen Gatten einer Königin gebührt, rüsten und üben ihren jugendlichen Körper, um später im Wettflug die königliche Braut zu erringen. Und doch führt von allen Bewerbern nur einer die Braut heim, falls nicht gar eine der Drohnen vom Nachbarstock der glückliche Sieger ist.

Bei den Bienen wie Ameisen liegen alle Arbeiten den Arbeiterinnen ob, die Herbeischaffung der Nahrung, die Aufzucht und Pflege der Brut, die Instandhaltung des Hauswesens und Bewachung des Heims gegen unerbetene Eindringlinge. In weiser Arbeitsteilung verrichten sie diese gewaltige Arbeit, sich gegenseitig helfend, wo nur immer sich Gelegenheit dazu bietet. Manche Mutter könnte sich ein Beispiel daran nehmen, wie liebevoll und echt „mütterlich" die „Ammen" und „Kindermädchen" der Pflege und Erziehung der jungen Brut sich annehmen. Jeden Tag, wenn die Sonne scheint, schleppen die hierzu bestimmten Ameisenschwestern aus den geräumigen Kammern die wohlgebetteten Larven ins Freie, um ihnen die Heilkraft der Sonne angedeihen zu lassen, und tragen sie vor Sonnenuntergang wieder ins mollige „Kinderzimmer" zurück. Peinlich ist die Ordnung und Sauberkeit im Bau der Ameisen und im Stock der Bienen. Um diesen mit frischer Luft zu versehen,

schließen Hunderte von Bienen sich zu einer langen Kette zusammen, beginnend am Flugloch, durch die ganze Behausung, sich erstreckend und wieder endend am Eingang, heben und senken zugleich ihre Flügel in rhythmischem Takt, saugen so nach Art eines Ventilators die frische Luft an und stoßen die verbrauchte Luft aus.

Bei den so verschiedenen Funktionen und Pflichten der Angehörigen beiderlei Kasten drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf, wie in dem rein sozialistischen Staate Licht und Schatten auf die verschiedenen Kasten verteilt ist. Bei oberflächlicher Betrachtung sollte man meinen, daß die Königin und die faulenzenden Drohnen gegenüber den Arbeitern zu beneiden sind. Verwöhnt und verhätschelt verleben die Königin und die Drohnen ein freies, sorgloses Leben bis zum Hochzeitstag der jungfräulichen Königin. Nach ihrem Hochzeitsflug und einer Minute höchsten Glücks muß aber die befruchtete Königin zurückkehren ins Dunkel ihrer Behausung, um, beraubt der goldenen Freiheit und der sonnigen Außenwelt, für immer ihres verantwortungsvollen Amtes zu walten, dauernd beschäftigt mit Eierlegen. Ist sie nach unseren Anschauungen und Begriffen zu beneiden gegenüber den Arbeitern, denen alle Arbeit aufgebürdet ist? Man erinnere sich bei der Beantwortung dieser Frage der Tatsache, daß die Arbeiter geschlechtslose Weibchen sind, somit vom Geschlechtstrieb nicht gequält werden, sodaß ihnen die Arbeit nicht als Mittel zum Zweck, sondern zum Selbstzweck, ja zum Genuß erhoben erscheint. Man bedenke, daß sie gegenüber dem „dunklen" Geschick der Königin den Vorzug genießen, tagtäglich aus der dunklen und engen Behausung nach Belieben ins sonnige Freie fliegen und des süßen Nektars der Blumen genießen zu dürfen. Wahrlich diese Vorzüge ihres Arbeitslebens wiegen dessen Schattenseiten reichlich auf! Und wie steht es mit dem Los der Drohnen? O, ahnten die jungen verliebten „Kavaliere", daß mit dem Tag des Hochzeitsfluges der sehnlichst begehrten Königin ihrem Leben ein Ziel gesetzt ist, sie bedauerten gewiß nicht das Los ihrer Arbeitsschwestern. Nicht nur der glückliche Sieger und Gatte der Königin muß unmittelbar nach dem kurzen Hochzeitsrausche verbluten, sondern auch alle im Wettflug unterlegenen Drohnen sind dem sicheren Tode geweiht. Bei ihrer Heimkehr vom Hochzeitsflug finden sie das Flugloch von gar unbarmherzigen Hüterinnen besetzt, die ihnen unerbittlich den Eintritt wehren, sodaß sie, für immer ausgestoßen, vor Hunger und Kälte elendiglich zu Grunde gehen. Für diejenigen Drohnen aber, welche durch Glück und Zufall durch die Pforte ins Paradies eingegangen sind, steht an dieser unsichtbar Dantes Wort geschrieben: „Voi chi entrate, lasciate ogni speranza!" Kaum, daß sie ihr molliges, schützendes Nest betreten haben, sind sie ihren Henkern verfallen, deren

Aufgabe und Pflicht es ist, die nach der Befruchtung der Königin überflüssig gewordenen Drohnen als unnütze Fresser und Nichtstuer zu töten. Ohne Stachel hilflos geboren, müssen die eingedrungenen Männchen widerstandslos das Todesurteil an sich vollstrecken lassen, zum Wohle des sozialistischen Staatswesens. In ihm ist für Schmarotzer und Faulenzer kein Platz. Alles wird dem einen hohen Ziel geopfert, das Volksganze lebensfähig und lebenskräftig zu erhalten, ohne Rücksicht auf das Einzelindividuum: Auch die Vollstrecker des Todesurteils müssen infolge Verlustes ihres Stachels freiwilligen Todes sterben!

Sind die Drohnen also eher zu bedauern als zu beneiden? O nein: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht" — soll dieses Wort einen tieferen Sinn haben, was kann es anderes ausdrücken wollen, als daß ein Mann seine Ehre und Pflichterfüllung höher einschätzen soll als sein Leben und immer bereit sein soll, für sein Ideal zu sterben? In der Erwartung und Hoffnung auf den höchsten Sieg und Preis bei Ausübung ihrer Ehrenpflicht erblüht den jungen Drohnen aber zweifellos ein Glück, welches mit dem Tode sicher nicht zu teuer bezahlt ist. Ergeht es uns Männern denn im großen und ganzen anders? Oder blüht uns nicht oft genug auch nur die Sehnsucht und die Erwartung auf das Lebensglück an der Seite der geliebten und angebeteten Herzenskönigin? Bei der Nichterfüllung dieses heiß erhofften Seelenglücks sind wir bei echter Liebe dem Seelentode verfallen, bei Erfüllung des erträumten Glücks sind nur zu oft Leib und Seele zugleich dem langsamen Siechtum verdammt, so groß sind meist die Enttäuschungen nach erreichtem „Ideal"! Wahrlich mir scheint, im sozialistischen Staat der Bienen und Ameisen, denn auch für den Ameisenstaat gelten analoge Zustände, sind Licht und Schatten gerecht und gleichmäßig unter die verschiedenen Kasten und deren Angehörige verteilt.

Wie alt muß das staatliche Leben dieser Insekten sein, damit sie schon heute den Kampf ums Dasein ausmerzen und solche friedliche Staatsgebilde begründen konnten? Eine viel zu kleine Zeitspanne dünkt mich das auf Grund naturwissenschaftlicher Tatsachen (Geophysik, Radioaktivität etc.) berechnete Alter der Erde von mehreren Tausendmillionen Jahren, um die Wunder und Staatseinrichtungen zu zeitigen, die uns im Leben und Staat der Ameisen und Bienen begegnen. Bei dem Begreifenwollen des in Natur und Kreatur Seienden bzw. Gewordenen spielt die Zeit keine Rolle; über sie können wir vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus frei verfügen. Was aber haben wir damit gewonnen für die Erklärung und das Verständnis all der Rätsel, die uns auf Schritt und Tritt immer unbegreiflicher entgegenfragen, wenn wir an Hand der Forschung immer tiefer und tiefer in die Naturgeheimnisse

hineinleuchten und den Schleier lüften, womit Mutter Natur ihre Geheimnisse unseren oberflächlichen Blicken verhüllt hat? Wer lehrte sie, aus ihrem Volksleben die Egoisten und Faulenzer, die Barone und Bettler, Schieber und Wucherer, Diebe und Halunken, Räuber und Mörder auszurotten? Wer lehrte sie, die Ziele des Staatssozialismus, der Beseitigung des Kampfes ums Dasein kennen, schätzen und verwirklichen? Um dieses Zieles willen vermeiden sie mit Absicht und Rücksichtslosigkeit die Gefahr einer Übervölkerung, indem sie nur soviel Larven und junge Brut großziehen, wie es der Wintervorrat an Nahrung erlaubt. Denn jede Überproduktion an Individuen über die Anzahl hinaus, welche der Boden zu ernähren erlaubt, ist auch beim Menschenvolk der günstige Nährboden für den Kampf ums Dasein von Mensch zu Mensch, von Volk zu Volk. Der Kampf ums Dasein, der in letzter Instanz den Kapitalismus mit allen seinen logischen Folgerungen zeitigt, ist aber geradezu der Antipode und Todfeind des Sozialismus und seiner Konsequenzen.

Unter dem Gesichtspunkt der Ökonomie und Rationierung des Nachwuchses gemäß dem Nahrungsvorrat erscheinen der Fleiß und die Arbeitslust der Bienen und Ameisen nicht mehr als zufällige Wesenseigenschaften dieser Sozialisten, sondern als notwendige und gebieterische Erfordernisse, damit die Arbeiter möglichst viel an Nahrung einheimsen und als Wintervorrat aufspeichern, denn nur dann kann die Volksanzahl auf genügender Höhe gehalten und die Existenzfähigkeit eines Volkes als Ganzes gewährleistet werden. Wie man auch über das „Zweikindersystem“ beim Menschenvolke vom ethischen Standpunkte aus denken mag, sicher ist es vom volkswirtschaftlichen Gesichtspunkte aus rationeller und ökonomischer als das Erzeugen von möglichst vielen Kindern oder gar „Jungens“, bloß um ein großes Heer aufstellen zu können.

Glücklicher Naturforscher, der du des eigenen Urteils über Menschliches und oft Allzumenschliches überhoben bist, indem du die Natur befragst und sie für dich sprechen läßt! Geheimnisvolle Natur, die du in deinem allumfassenden Reiche schon seit Millionen Jahren verwirklicht hast, was im Leben der Völker erst eine Erscheinung der Neuzeit ist! Man höre und staune: Das Zweikindersystem oder das Prinzip, nur so viele Individuen zu erzeugen, wie durch Krankheit und Alter sterben, hat sein Vorbild sogar in der leblosen Natur. Wollen wir nämlich die Erscheinungen und Forschungsergebnisse der „Radioaktivität“ begreifen, so müssen wir nicht nur Leben und Sterben, Geburt und Tod in die tote Natur hineintragen, sondern auch annehmen, daß innerhalb der „Uranfamilie“ von jeder Generation das Zweikindersystem absolut streng befolgt wird.

Im Mineral „Uranpechblende“ finden sich eine ganze Anzahl „radioaktiver“ Elemente vor (Uran, Uran-X, Jonium, Radium, Radium-Emanation, Radium A bis Radium F), welche aus sich heraus, ohne unser Zutun, Energie spenden in Gestalt von Strahlungen („Kanalstrahlen“ oder geschleuderte positive Jonen, „Kathodenstrahlen“ oder geschleuderte Elektronen und „Röntgenstrahlen“, die schon vor der Entdeckung der „Radioaktivität“ dem Physiker bekannt waren und auftreten, je weiter ein „Geißlerrohr“ evakuiert wird. Alle die in der Uranfamilie vorkommenden radioaktiven Elemente stehen in innigem Verwandtschaftsverhältnisse, so zwar daß jedes nachherfolgende Element das „Kind“ des vorhergehenden Elementes ist und umgekehrt jedes vorhergehende der „Vater“ (oder die „Mutter“?) des nachfolgenden ist. Also ist Radium der „Urenkel“ on Uran und dieses der „Urahne“ oder „Urgroßvater“ von Radium. Was die Alchymisten seit dem Mittelalter vergeblich erstrebten, Mutter Natur hat es längst vollbracht: Die Umwandlung eines chemischen Elementes in ein anderes! Freilich wollte der materielle, egoistische Mensch aus wertlosem Blei gleißendes, wertvolles Gold herstellen, die Natur verwandelte dagegen Uran durch alle oben angeführten Generationen schließlich in das nicht mehr radioaktive Blei. Alles in der Erde gefundene Blei war vor Tausenden von Millionen Jahren radioaktives Uran, dann Uran-X, Jonium, Radium usw.

In einer Tonne (1000 Klg.) Uran sind nur $^1/_3$ Gramm Radium enthalten, so daß 3 Tonnen Uran (150 000 „Friedensmark“) verarbeitet werden müssen, um 1 Gramm Radium zu gewinnen. Mit diesem Gramm Radium sind der Uranfamilie alle Enkel, Urenkel, Ururenkel usw. entzogen worden. Was fragt der Mensch darnach, will er Radium für seine egoistischen Zwecke gewinnen, daß er grausam eingreift in das herrlich strahlende Uranvolk und ein mustergiltiges Familienleben zerstört? Der Zweck heiligt die Mittel und das gewonnene Radium braucht er zu Forschungs- und Heilzwecken! Ein einziges Gramm Radium hat mehr als 1 Milliarde mal 1 Milliarde Atome oder Individuen. Die Strahlungsenergie, die uns diese Radiumgeneration des Uranvolkes freiwillig spendet, geht auf Kosten ihrer Individuenzahl, denn nur ein zerfallendes oder „sterbendes“ Radiumatom strahlt und nach seiner Strahlung ist es als Radiumatom verschwunden.

Wie bei einem Menschenvolke nicht alle Individuen auf einmal sterben, so ist es auch bei der Radiumgeneration: Erst innerhalb mehrerer Tausend Jahre ist die Hälfte aller Radiumatome gestorben und das Gramm Radium auf $^1/_2$ Gramm zusammengeschmolzen, wodurch zugleich

seine Strahlungsintensivität auf die Hälfte gesunken ist. Wieviel langlebiger ist der „Uran" der Uranfamilie: Erst in einigen Tausend Millionen Jahren ist die Hälfte der Uranatome gestorben!

Noch mehr der Wunder: Jedes strahlende Atom begeht „Selbstmord", um uns Menschen Energie zu schenken, deren die energiehungrige Menschheit so dringend bedarf. Ja man darf phantasievoll behaupten, das strahlende Atom opfert willig sein Leben und strahlt vor „Freude" über — die Geburt eines „Kindes". Denn nicht das ganze Atom verschwindet beim Strahlungszerfall, sondern nur ein kleiner Teil seiner Masse („Atomgewicht") setzt sich um in Strahlungsenergie, der überwiegende Teil („Restatom") führt als das Atom eines neuen Elementes („Kindes") ein neues Dasein. Soviele Radiumatome in jedem Augenblicke durch Strahlungszerfall sterben, ebensoviele neue Atome des Elementes „Radium-Emanation" („Kinder" des Radiums) werden geboren. Vergleichen wir das Radiumatom einem „Bienenkorb", wo der „Korb" gleichsam die Materie oder das Atomgewicht darstellt und die Bienen durch die im Atom lebendig sich bewegenden Elektronen („Elektrizitätsatome") repräsentiert sind, so stellt sich der Vorgang beim Strahlungszerfall ähnlich dar wie beim Ausschwärmen eines neuen Volkes aus dem übervölkerten Bienenkorb. Es ist kein Zufall, daß Uran mit dem größten Atomgewicht aller chemischen Elemente der Stammvater aller nachgeborenen Elemente (Generationen) ist und daß gerade am Uran die Radioaktivität entdeckt worden ist. Um der Tatsache Ausdruck zu verleihen, daß im frisch aus der Erde gewonnenen Uran von jeder Generation ebensoviel Individuen sterben, wie von der vorhergehenden Generation geboren werden, sprechen wir von einem „radioaktiven Gleichgewicht". Auf das Menschenvolk übertragen ist das radioaktive Gleichgewicht gleichbedeutend mit dem Zweikindersystem, wie es beim Franzosenvolke verwirklicht war.

Wahrlich die wildeste Phantasie des Menschenhirns hätte nicht vermocht, der leblosen Natur solche Märchen und Wundermähr anzudichten, wie es der exakte Forscher tun mußte, um die Tatsachen der Radioaktivität unserem Verständnis und Begreifenwollen näher zu bringen: Selbst A r i o s t o und J u l e s V e r n e sind Waisenknaben in puncto „Phantasie"! Diese „physikalische Dichtung" birgt aber neben ihrer Deutung experimentell erforschter Tatsachen noch einen sehr ernsten Fingerzeig inbezug auf die Frage, ob die im Radium etc. aufgespeicherte enorme Energie der Industrie und Technik dienstbar gemacht werden kann. Dieser Frage Antwort wird freilich erst von praktischer Bedeutung, wenn die Kohle und alle brennbaren Substanzen aufgebraucht sein werden, von denen heute Industrie und Technik, Handel und Verkehr

zehren und von diesem unersetzlichen Schatz im Schoße der Erde jährlich mehr als 1200 Millionen Tonnen allein an Steinkohle verbrauchen.

Soll der im Radium aufgespeicherte Energievorrat nutzbar gemacht werden, so muß die Forschung es verstehen lernen, den Selbstmord des Radiums zu beschleunigen, sodaß die Hälfte aller Radiumatome nicht erst in paar Tausend Jahren zerfällt, sondern in beliebig kurzer Zeit, um zum Treiben von Maschinen, Eisenbahnen und Schiffen die genügenden Pferdestärken liefern zu können. Bisher konnte kein Mittel, weder Kälte, noch Hitze, weder Druck, noch Vakuum, den Strahlungszerfall der radioaktiven Elemente beschleunigen. Aber auch die Hoffnung auf ein späteres Gelingen mit verbesserten experimentellen Mitteln ist meines Erachtens nur gering, falls das Leben und Sterben der radioaktiven Substanzen gemäß den erforschten und oben dargelegten Gesetzen unabänderlich ist, d. h. falls die erkannten Gesetze wirkliche „Naturgesetze“ sind. Sind es, wie wir Physiker glauben annehmen zu müssen, Naturgesetze wie die Gesetze des freien Falles, der Spiegelung und Brechung, so sind wir ihnen unerbittlich unterworfen, ohne auch nur ein Jota an ihrem ewigen, ehernen Verlauf ändern zu können, dann bleibt die radioaktive Energie unserer Maschinerie für immer entzogen!

Um in die physikalischen und chemischen Geheimnisse der Immenheit einzudringen und sie dem Forscherauge zu enthüllen, mußte die Mathematik und Chemie schon eine hohe Stufe ihrer Entwicklung erreicht haben. Ohne die mathematische Theorie von den „Minimalflächen“, gemäß welcher z. B. die Kugel die kleinste Oberfläche ist, die ein gegebenes Volumen umschließt, hätte man niemals erkennen und schätzen lernen, daß die Bienen auch von dieser Lehre Kenntnis besitzen: Die Flächen, in denen die Waben oder Zellen der Bienen mit ihrem gemeinsamen Boden zusammenstoßen, sind so gestellt, daß sie bis auf einige Winkelminuten genau den größten Rauminhalt begrenzen. Als kenntnisreiche und gelehrte Chemiker müssen wir sowohl die Bienen als auch die Ameisen anerkennen. Des Raummangels wegen genüge die Anführung einiger Beispiele. Der Honig, den wir als „Blütenhonig“ am meisten schätzen, wird von den Bienen aus dem den Blüten entzogenen Rohmaterial erst im Magen nach allen Regeln der organischen Chemie fabriziert, wobei vor allem der Rohrzucker in den leicht verdaulichen Fruchtzucker umgewandelt wird. Erst nach genügender chemischer Behandlung wird er aus dem Magen wieder herausgegeben und in die Waben gefüllt. Um ihn keimfrei aufzubewahren und vor Zersetzung zu schützen, werden die Vorratskammern bis oben gefüllt und mittelst Wachsdeckels hermetisch verschlossen. Auch die Ameisen verfahren ähnlich und bewahren den Wintervorrat durch Beträufeln mit Ameisensäure

vor dem Verderben. Noch raffinierter verfahren die sogen. „Honigameisen“ in Mexiko und Australien, indem sie sich als Vorratskammern leibhaftiger Schwestern bedienen, deren Leib sie mit dem fabrizierten Süßstoff fast bis zum Platzen füllen. Gierig lassen sich diese, an der Decke des Vorratsraumes festgeklammerten „Honigtöpfe“ füllen und verharren geduldig am selben Orte, bis bei eintretendem Nahrungsmangel die hungrigen Arbeiterinnen den aufgespeicherten Honig zurück verlangen, ihn aus dem Munde der bis zu einer Halbkugel aufgeblähten Honigameise saugend. Wo gibt es im Leben der Tiere und Menschen auch nur ein ähnliches Beispiel von Aufopferungsfähigkeit einzelner für alle? Sicher aber ist der im Leib der lebenden Schwestern geborgene Honig vor Schaden und Verderbnis bewahrt.

Opferreich ist auch das Leben gewisser Zwischenstufen zwischen den beiden Hauptkasten bei einigen Ameisenarten, bei denen sich Schwestern mit auffallend großem Kopfe entwickelt haben. Diesen „Großköpfen“ ist die spezielle Aufgabe des „Türhüters“ zugefallen, indem sie ihren Dickkopf, einem Propfen gleich, in die rundliche Zugangsöffnung pressen, damit kein Fremdling die Behausung betritt, während sie willig ihren Kopf zurückziehen und den Eintritt freigeben, wenn ein Angehöriger des Nestes um Einlaß bittet. Zu diesem Zweck „betrillert“ der Genosse den lebenden Propfen mit seinen „Fühlern“, die den Ameisen zugleich als Tast-, Geruchs- und Orientierungsorgan dienen. Ihr Geruchssinn ist so stark entwickelt, daß sie durch den Geruch allein die zum eigenen Nest gehörigen Individuen von denen fremder Nester vollständig unterscheiden können. Mit Hilfe der Fühler reinigen sie auch ihren Körper, bürsten, kämmen und waschen sie ihre Schwestern und erweisen sich gegenseitig Liebkosungen. Nach Art der „Trommelsprache“ wilder Völker sollen die Ameisen sich durch ihre „Fühlersprache“ sogar gegenseitlich verständlich machen können.

Bei Betrachtung all dieser Eigenschaften und Einrichtungen im Leben und Staat der Ameisen und Bienen drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf, wie es diese Tierchen bei ihrem winzigen Gehirn zu solcher Vollkommenheit und Vorbildlichkeit haben bringen können. Wer war ihr Lehrmeister? Vergebliches Bemühen, dieser Frage eine befriedigende Antwort zu geben! Ewiges Rätselraten und fruchtlose Anstrengung der menschlichen Vernunft mit ihrem quälenden Kausalbedürfnis, die letzte Ursache des Geschehens und Gewordenseins ergründen und der Frage „Warum“ die Antwort finden zu wollen! Es bleibt ein Lallen und Stammeln in leeren, inhaltslosen Worten, sobald wir versuchen, die Erscheinungen und Wunder in Natur und Kreatur zu erklären. Mit vollem Recht dürfen wir hier Goethe zitieren: „Wo die Begriffe

fehlen, da stellt zur rechten Zeit ein Wort sich ein." Und so sagen die einen, es sei der „Intellekt" oder die „Intelligenz", die anderen, es sei der „Instinkt", denen die Immenvölker das Erreichte zu verdanken haben. Wahrlich, nun wissen wir es ganz genau, wer ihr Lehrmeister war und — sind von der Lösung des Rätsels doch noch so weit entfernt wie zuvor: „Mit Worten läßt sich trefflich streiten, mit Worten ein System bereiten, an Worte läßt sich trefflich glauben, und von dem Wort läßt sich kein Jota rauben", weiser und gotterleuchteter Wolfgang Goethe, wie tief hat dich der Weltgeist in die Tiefen und Untiefen der menschlichen Sprache und Irrungen schauen lassen! Wie leicht sich der Mensch doch betrügt und betrügen läßt, wenn er seine Schwächen und Blößen nicht verraten will, wenn er, seiner Gottähnlichkeit vertrauend, vergessen machen will, daß er nur als „Mensch" geboren worden ist.

II.

Was wir aufgrund der Immenforschung mit Sicherheit behaupten dürfen, ist lediglich dies: Alles, was da ist und lebt, ist ein im Laufe der Jahrmillionen Gewordenes, alles Sein und Werden in Natur und Kreatur ist ewigen, ehernen und unerbittlichen Gesetzen unterworfen. Wer mit mir diese Erkenntnis teilt, wird skeptisch und mitleidig lächelnd herabschauen auf alle Berufenen und Unberufenen, Idealisten und Egoisten, Optimisten und Phantasten, die ein Volk nach ihren Wünschen und Zielen führen und lenken wollen, um es zu beglücken, ohne Fühlung mit Mutter Natur und ihren Werken, ohne Kenntnis von dem gesetzmäßigen Geschehen in Natur und Kreatur zu haben, ohne zu fragen, ob mit dem gegebenen Menschenmaterial ihre Ziele sich auch verwirklichen lassen. Hüten wir uns vor dem Fehler, den die alten Philosophen machten, wenn sie aus ihrem Hirn heraus, am „grünen Tisch", ein „naturphilosophisches" System oder „Weltbild" ausklügelten, um es der Natur aufzudrücken, ohne die Natur befragt zu haben oder, noch schlimmer, ohne überhaupt die Natur und Kreatur als etwas Gegebenes und Göttliches zu beachten. Das ist der Unterschied zwischen unserem modernen Weltbild und demjenigen der Alten, zwischen unserer Atom- und Elektronenlehre und der Atomtheorie der alten Demokriten, daß wir unsere Lehre an Hand der Erscheinungen und der Naturgesetze bilden, um diese zu begreifen, während jene ihre Lehre als logisches System in sich aufstellten, wohl lediglich, um ihrem spekulativen Geist zu genügen.

In logischer Konsequenz unseres Bestrebens, das im Volk und Staat der Ameisen und Bienen naturgesetzlich Gewordene kennen zu lernen, um daraus Anregungen erhalten und Nutzanwendungen ziehen zu

können für das der Menschheit von der Natur bestimmte Los, stellt sich uns zunächst die Frage entgegen, ob der im Staatsleben der Immen verwirklichte Sozialismus naturnotwendig wohl auch den Menschenvölkern zugedacht ist? Wer vermöchte dieser heiklen Frage die richtige Antwort zu erteilen, ohne sich anzumaßen, eine Art „Vorsehung“ zu spielen? Was wir aus dem Gewordenen im Völkerleben der Ameisen und Bienen schließen dürfen, ist lediglich die Folgerung, daß es ein mögliches, erstrebenswertes und ideales Ziel ist, den Kampf ums Dasein, wenigstens von Individuum zu Individuum innerhalb eines Volkes aus der Welt zu schaffen, welches hohe Ziel alle Politiker und Volksbeglücker beherzigen und zu verwirklichen streben sollten, ganz unabhängig von der Zugehörigkeit zu einer Partei. Es kann meines Erachtens keinem Zweifel unterliegen, daß dieses, von den Immen erreichte, hohe Ziel vom Schicksal auch dem Menschengeschlechte bestimmt ist. Die Schwierigkeit und Meinungsverschiedenheit beginnt erst, wenn wir der Frage nachgehen, auf welchem Wege und mittelst welcher Staatsform der Kampf aller gegen alle auszumerzen ist. Wo sich noch Herrenvolk und Sklavenvolk gegenüberstehen, wie bei einigen Ameisenarten, auf die wir später zu sprechen kommen werden, ist das Herrenvolk noch auf den Kampf mit anderen Ameisenvölkern angewiesen, während trotz alledem innerhalb des Herren- und Sklavenstaates „ewiger Frieden“ von Individuum zu Individuum herrscht und Sklaven wie Herren das Volkswohl über das eigene Wohl stellen. Erst recht ist der Kampf ums Dasein verschwunden, wo im Staate der Immen der „Sozialismus“ verwirklicht worden ist. Ist also die Beseitigung des Kampfes ums Dasein innerhalb eines Volkes nur im rein sozialistischen Staate zu verwirklichen? Schwer zu beantwortende Frage! Sicher aber steht fest, daß in einem Staate, wo der krasse Kapitalismus mit allen seinen Auswüchsen in üppigster Blüte steht, wo sich das ganze Volk fast nur in arm und reich gliedert, die Armen stets kämpfen werden gegen die Reichen, Gewalt und Macht die Menschlichkeit und Gerechtigkeit zu verdrängen suchen werden, der Kampf ums Dasein seine wildesten Orgien feiern wird. Und so wird es sein, solange in einem Staate der „Militarismus“ und „Imperialismus“ die Führung an sich gerissen haben und das Volk in zwei Parteien spaltet, Befehlende und Gehorchende, Aristokratie der Geburt und des Geistes und Plebs oder Proletariat.

Wer obige Frage auf Grund des Gewordenen und Errungenen mit „Ja“ beantwortet im Staate der Immen und unter Berufung auf diese Tiervölker den Sozialismus erstrebt, um durch ihn auch die Menschenvölker vom Kampfe ums Dasein innerhalb eines jeden Volkes zu erlösen, den mag man als einen Theoretiker und Idealisten belächeln, aber man

hüte sich, ihm unlautere oder egoistische Motive unterzuschieben. Andererseits bedenke der auf Grund solcher Schlußfolgerung zum Staatssozialismus als ideale Staatsform Bekehrte und Belehrte, daß von der Gewinnung eines Zieles bis zu dessen Verwirklichung noch ein weiter, unbekannter Weg zurückzulegen ist, dessen Betreten eine große Dosis von Selbstvertrauen und Kampfesmut voraussetzt. Gilt es doch die Mehrheit der Wähler von den Segnungen zu überzeugen, welche durch die Beseitigung des Kampfes ums Dasein gezeitigt werden und nach Ansicht der Sozialisten allein durch die Verwirklichung des Staatssozialismus erreichbar scheinen, um die politischen Gegner aus dem Felde zu schlagen. Gewiß ist das Ziel des idealen Sozialisten ein hohes, insofern durch die Beseitigung des Kampfes aller gegen alle das friedliche Spiel der freien und latenten Volkskräfte erklingen und wirken kann, darum darf man es ihm nicht verübeln, wenn er vor keinem Hindernisse zurückschrickt, welches die Verwirklichung seines idealen Zieles zu hindern sucht. Umsomehr aber ist er auch zur Beherzigung des Wortes „Erst wägen und dann wagen" verpflichtet.

Inbezug auf die praktische Verwirklichung des Zieles, das friedliche Spiel der Kräfte aller Einzelnen in den Dienst des Ganzen zu stellen, darf man nicht ohne weiteres auf die von den Immen erreichte Staatsform exemplifizieren. Hier heißt es mit dem gegebenen Menschenmaterial rechnen und nur zu gut wissen wir alle, daß die Menschen weder Engel, noch mit den Tugenden und Eigenschaften der Ameisen und Bienen ausgestattet sind. Was von diesen staatlich lebenden Tiervölkern gilt, darf also noch lange nicht als Muster und Vorbild für die Menschenvölker hingestellt werden. Ja inbezug auf die Verwirklichung jenes hohen Zieles hört jede Analogie und Schablone auf: Während bei der Menschheit alle männlichen und weiblichen Individuen mit Geschlechtstrieb geboren werden und zwar in nahezu gleicher Anzahl, weisen jene Tiervölker nur eine relativ geringe Anzahl von Männchen auf, behufs Begattung einiger weniger Weibchen oder gar nur einer „Königin"; das große „Volk" besteht aus geschlechtslos gebornen „Weibchen" oder Arbeiterinnen.

Zur Verwirklichung jenes Zieles müssen wir eigene Wege einschlagen, wollen wir der Menschennatur gerecht werden, und zwar solche, auf denen die weitaus überwiegende Mehrzahl des Volkes willig und gern mitmarschiert, überzeugt, daß der Weg zum Heile des Ganzen unter Herbeiführung des Glückes jedes Einzelnen führt. Hier schon scheiden sich die Ansichten auch der überzeugten Anhänger des politischen Staatssozialismus: Während die „Mehrheitssozialisten" glauben, durch Kompromisse am ehesten zum Ziele gelangen zu können, lehnen die „Unab-

hängigen" jeden Kompromiß selbst mit den Anhängern der „Demokratie" ab und hoffen harrend ihrer Zeit, durch Aufklärung und geistige Propaganda im Laufe der Zeit die Wähler-Mehrheit überzeugen und auf ihre Seite ziehen zu können. Von denjenigen Linksradikalen, die durch Propaganda der Tat, durch Gewalt und Terror ihre „sozialistischen" Ideale der Menschheit aufzwingen wollen, kann hier gemäß der ganzen Tendenz dieses Artikels geschwiegen, über sie zur Tagesordnung übergegangen werden. Ebenso wenig aber lohnt es sich von denjenigen zu reden, die noch auf dem „feudalen" und naturwidrigen Standpunkte der Geburtsrechte und Vorrechte des Geldsacks stehen. Wenn schon Mutter Natur insofern ungerecht sein sollte, als sie ihre Gaben an körperlicher Kraft und Schönheit, an Seele, Geist und Gemüt sehr verschieden austeilt, so sollte die Menschheit erst recht darnach streben, zu diesen vermeintlichen Ungerechtigkeiten nicht noch neue zu fügen, indem sie das Volksleben so gestaltet, daß die Entwicklung und Zukunft des Neugebornen gehemmt oder gefördert wird, je nachdem dieser im Bett des Bettlers oder des Millionärs gezeugt wird.

Mit der Natur können und dürfen wir nicht rechten, denn unerbittlich waltet und schaltet sie nach ihren ewigen, ehernen Gesetzen, denen wir gleich Sklaven unterworfen sind. Im übrigen steht es dahin, ob wirklich Mutter Natur ihre Gaben so „ungerecht" verteilt, wie es uns auf den ersten Blick scheinen will. Ich erinnere in dieser Hinsicht nur an die Gellertsche Fabel, in der ein Reicher seinen für beide Knaben nicht hinreichenden Reichtum dem Gescheiten hinterläßt, weil — „der Dumme mit seiner Dummheit" durchkommt. Auch manch schönes, und darum vielbegehrtes Mädchen mag in ihren reiferen Jahren bedauern, als „Venus" geboren worden zu sein, während das „häßliche", aber mit reichen seelischen Gaben ausgestattete, und darum von nur einem Freunde und Kenner beglückte Mädchen sich dankerfüllt ihres früheren Aschenbrödeldaseins erinnern wird: „Wer zuletzt lacht, lacht am besten!"

Mit denjenigen allzumenschlichen Menschen aber müssen wir rechten, die schon den Neugebornen in Fesseln schlagen oder ihn auf goldenen Thron setzen wollen. Die Forderung „Freie Bahn dem Tüchtigen" ist so selbstverständlich, ethisch und Kultur fördernd, daß nur der Dummkopf, Egoist und Antichrist („Christ" im Sinne Jesu und des neuen Testaments) dagegen ankämpfen kann und darum es vollauf verdient, als solcher gebrandmarkt zu werden. Solange dieses rein menschliche Gebot noch Gegner und Widerstand findet, kann man wahrlich begreifen, wenn selbst reine Idealisten dem Worte huldigen sollten, wenn gleichwohl seine Ausführung eines jeden Menschen unwürdig ist: „Und folgst du nicht willig, so brauch ich Gewalt!" Die Verwirklichung des

Zieles „Bahn frei dem Tüchtigen", um unabhängig von Geburt und Reichtum jedermann, Männlein wie Weiblein, die seinen Fähigkeiten angepaßte Laufbahn zu öffnen, ist aber nicht nur ein Gebot der Menschlichkeit und Gerechtigkeit, sondern eine kategorisch gebotene Notwendigkeit, zumal für unser von übermütigen, kurzsichtigen „Siegern" geknechtetes und verarmtes Volk. Soll es sich wieder emporarbeiten zu dem ihm kraft seiner Tugenden und Fähigkeiten gebührenden „Platz an der Sonne", so gilt es nicht nur zu arbeiten und zu produzieren, soviel alle fleißigen Hände nur hervorbringen können, sondern ebenso kategorisch gilt es neue Werte zu schöpfen und zu erschaffen auf geistigem und idealem Gebiete.

Aufgezwungene und ungern geleistete, weil den Fähigkeiten und Kräften nicht angepaßte und zusagende Arbeit bleibt unergiebig und minderwertig. Wie sollte aber auch derjenige, der sich „Lohnsklave" fühlt, weil er arbeiten muß, nur um im Kampfe ums Dasein bestehen zu können, die ihm aufgezwungene Arbeit lieben lernen, sie um ihrer selbst willen verrichten, wodurch allein die Arbeit „geadelt" wird? Also gilt es den „Adel" jeder Art von Arbeit nicht nur zu predigen, sondern auch zu verwirklichen. Erst wenn der Beruf und die Art der Arbeit sich deckt mit dem inneren Beruf und jede Art von Arbeitsverrichtung auch die genügende Belohnung findet, um ein sorgloses Auskommen zu gewähren, erst dann dürfen wir erwarten, daß die Arbeit nicht als Zwang und Lohnsklaverei, sondern als ethische Pflicht und Selbstzweck empfunden werden kann.

Was von der körperlichen oder Handarbeit gilt, dürfte mehr noch von der Geistesarbeit gelten. Ohne die Schöpfungen des Geistes auf allen Gebieten der Industrie und Technik, ohne die Arbeit des Forschers in allen Disziplinen der Naturwissenschaft, speziell in Physik und Chemie, gäbe es keinen Fortschritt und Aufstieg technischer Getriebe. Die Entdeckung neuer Erscheinungen und Gesetze, die Bändigung noch unbekannter Naturkräfte und ihre Nutzbarmachung sind die unerschöpfliche Quelle, von der letzten Endes Technik und Industrie, Handel und Verkehr gespeist werden. Was der Sämann im Leben der Völker ist, der einzige wirkliche Produzent, der aus einem Korn mit Hilfe der Sonnenstrahlung viele Körner hervorzaubert, das ist der erfolgreiche Forscher für das volkswirtschaftliche Leben. Soll der ganze Volkskörper nicht Schaden leiden, so müssen Kopfarbeiter und Handarbeiter friedlich und bewußt am gleichen Strange ziehen, einander ergänzend wie Seele und Körper des menschlichen Organismus, wie Kraft und Materie der leblosen Natur. Lange genug blickte der Geistesarbeiter geringschätzig herab auf die Handarbeit, heute bilden sie die Parias, die den geisttötenden

Kampf ums Dasein kämpfen müssen, anstatt sorglos und gesichert ihre geistigen Kräfte spielen lassen zu können, um fruchtreich zu schaffen und erschaffen, zu forschen und erforschen, um neue Quellen zu erschließen und neue Industrien zu ermöglichen

„Freie Bahn dem Tüchtigen" heißt alle geistigen und schöpferischen Kräfte wecken und schulen zur Förderung des Ganzen, getragen vom inneren Drange: „Einer für alle, alle für einen!" Solange noch keine Gleichheit der Schulung verwirklicht, ob durch die Einheitsschule oder anderswie, solange die geistigen und freien Berufe nur dem Geldsack offenstehen oder durch Entbehrung und Hungern erkauft werden müssen, solange nicht allen Kindern der Weg zur Erreichung ihrer beruflichen Ideale geebnet und ermöglicht ist, solange wird es Neid und Haß geben zwischen den verschiedenen Kasten zum Schaden des Gesamtwohles und der Kultur. Der schädliche und kulturwidrige Kastengeist ist die Folge des kapitalistischen Systems und der Unfreiheit inbezug auf die Wahl des Berufs. Ehe die Berufswahl nicht lediglich durch die individuelle Veranlagung und Neigung diktiert ist, eher wird der Kastengeist nicht verschwinden, eher wird die Arbeit nicht als Pflicht und Naturgesetz aufgefaßt, eher kann sich der Traum von der Wiederkehr des „Paradieses" auf Erden nicht erfüllen.

Wenn es je ein „Paradies" gegeben haben sollte, welches dem biblischen glich, so war es dadurch vom irdischen Dasein der nachparadiesischen Zeit unterschieden, daß die Begriffe „Arbeit" und „Kampf ums Dasein" fehlten. Wohl mögen auch die paradiesischen Menschen „gearbeitet" haben, aber nicht als Mittel zum Zweck der Ernährung. Ausgestoßen ist der Mensch aus dem „Paradiese", erst seitdem er im „Schweiße seines Angesichtes" sein Brot verdienen mußte, um leben zu können, erst seitdem infolge Übervölkerung und anderen Gründen der Kampf ums Dasein von Mensch zu Mensch, von Stamm zu Stamm, von Volk zu Volk zu wüten begann. Der Begriff „Arbeit" erhielt einen bitteren Beigeschmack und Ekel, je mannigfaltiger die Arbeitsteilung, je größer der Unterschied der Kasten, je größer der Reichtum und Luxus auf der einen Seite, die Armut und Nahrungssorge auf der anderen Seite wurde, je krasser und folgenschwerer der Kampf aller gegen alle den Sinn für das Ideale erstickte. Die Jagd nach dem Golde vergrößert die Kluft zwischen arm und reich, dagegen beglückt und bereichert der Reichtum an inneren, idealen Gütern nicht nur den Besitzer, sondern strahlt seine wärmenden Strahlen auch allen anderen zu.

Was uns bitter not tut, ist mehr Herzensbildung und Idealismus, Schulung des Charakters und des Geistes, anstatt Dressur im Wissen, Übung im Gebrauch der Vernunft. Zartes Pflänzlein „Vernunft", wie

blühst du dem Veilchen gleich im Verborgenen nur, wo du eigentlich der Regulator sein solltest für alle Handlungen des Menschen! Mit Vernunft die Dinge und Ereignisse betrachten, heißt sie ohne egoistische Wünsche betrachten, aus den gegebenen Konstellationen im Natur-, Menschen- und Völkerleben logische, nicht vom krassen Egoismus diktierte Schlüsse ziehen. Viel verspöttelter Idealismus, dir allein verdanken wir das, was ich wahre „Kultur“ heiße, die Ewigkeitswerte, von denen wir zehren, wenn wir nach des Alltags Mühe den inneren Menschen zum „Menschen“ erheben und unserer Seele Nahrung spenden wollen. Wahrlich das Leben wäre nicht lebenswert, leben hieße „vegetieren“, wenn die Menschheit als Ganzes nicht jene „Erdengötter“ gezeitigt hätte, denen allein wir Kunst und Wissenschaft, Religion und Ethik verdanken. Freilich müssen Millionen Individuen kommen, zeugen und gehen, ehe ein „Genius“ der Welt geschenkt wird, drum gilt es diese zu hüten, pflegen und mehren. In den wirklichen „Fürsten“ auf Erden, deren Werk und Wirken unsterblich ist und unerschöpflicher Born für der Seele hungriges Verlangen, gipfelt der Aufstieg zu höherer Kultur. Einem Goethe, einem Beethoven, einem Helmholtz verdankt das deutsche Volk größeren Weltruf als tausend siegreichen Schlachten, als hundert Milliardären. Darum „Bahn frei dem Tüchtigen“, denn dies heißt die Güter der wahren Kultur vervielfältigen, das innere Glück der ganzen Menschheit erhöhen, zumal wenn erst jedermann fähig gemacht und teilhaftig geworden ist auch aller idealen Güter der Kultur. Groß ist der Hunger des „Volkes“ nach diesen idealen Schätzen und vorübergehen wird das augenblickliche Fieberdelirium nach der, durch den nervenzerrüttenden und kräftezehrenden Krieg gezeitigten Krankheit unseres Volkskörpers und seiner Seele. Wie nach der überwundenen Krisis einer schweren Krankheit der menschliche Organismus mit der Genesung auch wieder seine früheren Kräfte und Fähigkeiten spielen läßt, so können auch die Tugenden und herrlichen Eigenschaften des deutschen Volkes durch die jetzige Krise nicht auf immer ausgelöscht werden. Im Gegenteil: „Not lehrt beten“ und „Wo die Not am größten, da ist Gott am nächsten“! Möchten diese Sprüche so zu deuten sein, daß uns Gott all die Leiden geschickt hat, um uns zu läutern. Möchte diese Läuterung gipfeln in der Verwirklichung der Errungenschaften, deren sich die Ameisen- und Bienenvölker rühmen dürfen. Was diese Tiervölker zu erreichen im Stande waren, dürfte wohl kaum von der Natur den Menschenvölkern für immer versagt sein, ohne daß die Menschen von ihrer „Gottähnlichkeit“ zu Ameisen- und Bienengeschöpfen herabzusinken brauchen. Je eher ein Menschenvolk den Kampf ums Dasein ausmerzt und die Arbeit zur freudigen, beglückenden Pflicht erhebt, umso besser wird es im Kampf ums Dasein gegen

andere Völker bestehen. Denn in weiterer Ferne winkt den Menschenvölkern der Völkerfrieden oder gar die Verbrüderung der gesamten Menschheit oder der Internationalismus, falls ihnen das gleiche Los vom Schicksal beschert sein sollte, welches den Immenvölkern beschieden war.

Um beurteilen zu können, ob die Völker der Ameisen und Bienen, außer dem Sozialismus in jedem einzelnen Staate, etwas ähnliches erreicht haben, was wir als „Völkerfrieden", „Völkerbund" oder „Internationalismus" zu bezeichnen pflegen, Begriffe, die durchaus keinen scharf umrissenen Eigenschaftskomplex beanspruchen können, müssen wir das Verhältnis von Volk zu Volk und Art zu Art der Immen betrachten. Auch bei Erörterung dieser Frage halten wir uns mehr an das Leben und die Einrichtungen der Ameisen, als an das der Bienen, da diese durch ihre „Kultivierung" und Erhebung zu „Hausfreunden" des Menschen ihrer natürlichen Beziehungen von Volk zu Volk verlustig gegangen sind.

Im allgemeinen nehmen bei der überwiegenden Mehrzahl der Ameisenarten die Individuen verschiedener Völker, auch derjenigen der gleichen Art, wenig Notiz von einander, mindestens pflegen sie keinen freundschaftlichen Verkehr mit einander. Streng wachen die Wächter und Torhüter am Eingang des Nestes, daß kein Angehöriger eines anderen Nestes Eintritt erhält. Ja, eher stehen die Bürger verschiedener Staaten feindlich zu einander, denn bringt man sie absichtlich mit einander in Berührung, so werden die zu Hause friedliebenden Tierchen nervös, streitsüchtig und kampflustig. Internationale Beziehungen fehlen also und von einem „Völkerbund" kann keine Rede sein. Was hätten diese Einrichtungen auch für einen Zweck, wo bei der Kleinheit der Tierchen Millionen Individuen in einem Neste oft winziger Ausdehnung Platz finden und mehrere Quadratmeter Erdboden genügen, um allen Volksgenossen Nahrung zu liefern? Im großen und ganzen „Ackerbauer", von den Früchten des Bodens lebend, treiben sie Handwerk und Technik nur für den eigenen Hausbedarf, fabrizieren sie nichts, um damit Handel zu treiben. Wozu also Verkehr mit anderen Völkern? Ist aber ein Volk zu groß geworden, droht eine Übervölkerung, so schwärmen Bienen mit ihrer erwählten Königin aus, so gründen sich die Königinnen der Ameisen mit ihren Getreuen neuen Kolonien: an Boden fehlt es nicht. Genau das gleiche Los war den Menschenvölkern beschieden, als der Verkehr über den ganzen Erdball noch nicht möglich war, als die Industrie noch nicht ins Maschinelle übergegangen war. Da hieß es auswandern, um neuen Nährboden zu finden oder zu erobern. Gäbe es nicht Länder und Kolonien mit Überschuß an Nahrung und Rohstoffen, könnten diese

nicht über den Kontinent und Ozean gebracht werden, wo bliebe da die Möglichkeit durch überproduktion an Erzeugnissen und Handelswaren in Industriestaaten das Minus an Bodenfrüchten auszuwetzen? Erst mit der fortschreitenden Technik und Industrie, erst durch die Bezähmung des Feuers in der Dampfmaschine und den Explosionsmotoren, kurz infolge der sogen. „Segnungen" des naturwissenchaftlichen Zeitalters war die Möglichkeit gegeben, den in Großstädten und Industrieländern zusammengepferchten Millionenvölkern die genügende Nahrung zu verschaffen. Diese Möglichkeit hört auf, entweder wenn der Vorrat an Kohle und brennbaren Substanzen erschöpft ist oder wenn die Menschheit sich bis zum übermaß vermehrt hat.

Was es bedeutet, wenn einmal allein die Förderung und Zufuhr der Kohle unter dem Bedarf des modernen Energiehungers bleibt, sodaß Kohlenmangel eintritt, erleben wir heute am eigenen Leibe. Wenn erst der Kohlevorrat erschöpft sein sollte, und der Energiehunger der Menschheit wächst von Tag zu Tag, dann rettet nur noch die Auswanderung die überzähligen vor dem Verhungern, dann beginnt wieder der „Kampf um die Scholle", wie einst zur Zeit der Völkerwanderung. Der gleiche Zwang wird der Menschheit aufgezwungen, ganz unabhängig von der Frage nach der Energie, wenn die Menschen sich so weiter vermehren wie bisher und die gesamte Erdoberfläche trotz intensivster Bewirtschaftung nicht genug Nahrung zu liefern oder die Wissenschaft nicht aus Stein Brot hervorzuzaubern vermag.

Obgleich die Zahl der Ameisenvölker oder gar ihrer Individuen nicht einmal schätzungsweise angegeben werden kann, so ist doch noch für undenkbare Zeiten Raum genug für immer neu zu gründende Nester und Kolonien vorhanden. Stets wird also die unmittelbare Umgebung einer jeden mit Vorbedacht neu angelegten Siedelung genügende Nahrung für alle Volksgenossen bieten und es liegt somit gar kein Grund vor, mit dem Nachbarvolke in Beziehung zu treten. Mit später zu besprechenden Ausnahmen leben also alle Ameisenvölker im Frieden mit einander und jedes derselben besorgt unbekümmert um das Tun und Treiben der anderen Völker seine eigenen Angelegenheiten: Das „Selbstbestimmungsrecht" ist im Völkerleben der Ameisen und erst recht im Leben der „zahmen" Bienenvölker verwirklicht! Auch kann man insofern von einem „Völkerfrieden" reden, als mindestens die Völker der gleichen Art und die allermeisten Völker verschiedener Art sich nicht befehden und gegenseitig mit Krieg überziehen .

Das Ameisenleben hat seine höchste Stufe der Entwicklung in den Ländern mit heißem Klima und üppiger Vegetation erreicht. Je günstiger die Bedingungen für die Ernährung sind, umso größer ist die Kopfzahl

eines Volkes, umso zahlreicheren Nestern begegnen wir auf Schritt und Tritt. Die in Europa lebenden Ameisenarten sollen nur noch Überbleibsel jener Fauna sein, die hier in uralten Zeiten geherrscht haben mag. Für diese Vermutung spricht nicht nur die hohe Entwicklungsstufe und Mannigfaltigkeit der tropischen Ameisenarten, sondern auch die Tatsache, daß z. B. in Kroatien mehr fossile Arten aufgefunden worden sind, als heute noch ganz Europa aufzuweisen hat. Und doch finden sich auch bei uns Ameisen auf jedem Quadratmeter Boden im Freien und im Hause der Menschen, wo immer Pflanzenwuchs und sonst etwas Naschbares vorhanden ist. Nicht das kleinste Krümchen entgeht dem Spürsinn der „Rasen- oder Hausameise", die dem Menschen als eine Art „Hauspolizei" eher nützlich als schädlich ist, wenn man die Speisevorräte nur hoch genug über dem Boden aufbewahrt. Die mit Schiffstransporten in Hafenstädte verschleppte „Pharaoameise" ist schon weniger harmlos, indem sie das Holz der Möbel zernagt, sich darin einnistet und alle eßbaren Dinge des Hauses als ihr Eigentum betrachtet.

Von ihr wie von der überall anzutreffenden Rasen- oder Hausameise, einer „Weltbürgerin" vergleichbar, wußte schon Salomo, daß sie Sämereien stiehlt und hamstert, um genügenden Wintervorrat anzuhäufen, denn in seinen Sprüchen heißt es: „Gehe hin zur Ameise, du Fauler, und betrachte ihre Wege und lerne Weisheit! Sie hat keinen Führer noch Lehrmeister, noch Herrn. Und doch bereitet sie im Sommer ihre Speise und sammelt in der Ernte ihren Vorrat. Sehr klein und doch weiser als alle Weisen." Anfangs ungläubig belächelt hat sich diese Beobachtung vollauf bewahrheitet, freilich nur in Ländern mit südlichem Klima, wo auch während des „Winters" reges Leben im Neste herrscht, während in nördlichen Ländern die Ameise ihren Winterschlaf hält.

Diese „Ernteameisen" gehen oft weit auf die Suche nach Körnern, klettern sogar auf die Fruchtstände der Pflanzen und schütteln die reife Frucht herab. Unten raffen die Genossen den Samen zusammen und schleppen ihn zum Neste, wo andere Arbeiterkolonnen die Körnerbeute in Empfang nehmen, um sie in den Vorratskammern zu verstauen. Ist der Weg zu weit, so werden in Etappen „Depots" angelegt. Alle Abfälle werden sorgsam aus dem Neste entfernt, die Körner selbst von allen Infusorien und Bakterien befreit, um sie vor dem Keimen beim Lagern zu schützen. Den alten Ägyptern gleich, wählen sie als Aufbewahrungsort ihrer Körnerernte trockene, vor Regen und Nässe geschützte Erdlöcher. Dringt gleichwohl einmal der Regen ein, so schleppen die gewitzigten Tierchen die Sämereien ins Freie, sie im Sonnenschein

trocknend. Alles Eßbare sammelnd, bevorzugen sie öl-, stärke- und stickstoffreiche Samenarten. Durch Belecken mit der Zunge entziehen sie dem Samen das Öl direkt, mittelst ihres Speichelsaftes lösen sie die Stärkekörner auf und verwandeln sie in Zucker.

Die „Agrikultur-Ameisen" Amerikas hamstern an Körnern ebenfalls, was sie erwischen können, betreiben aber auch schon eine Art „Bodenkultur" und Pflanzenzucht: Sie säen, um zu ernten, jäten alles Unkraut aus ihren Feldern, bepflanzt mit „Nadelgras", und sammeln dessen Körner (sogen. „Ameisenreis").

Bewundernswert und staunenerregend ist das den Bäumen und Sträuchern freilich schädliche Verfahren der „Blattschneider-Ameisen" des tropischen Amerikas. Sie fressen die Blätter ab, zersägen sie und verwenden die Stückchen zum Bau ihrer Riesennester, Erdkugeln von 30 Meter und mehr Umfang. Ebenfalls zu Bauzwecken wird aus den Blattstücken eine Art „Papier maché" fabriziert. Zu Ernährungszwecken zerkauen sie die Blattstückchen, bereiten aus dem zerkauten Blattkraut ein Substrat für Pilze, aus dem sie ihre Lieblingsspeise bereiten. Ja, noch mehr, diese Pilze werden in richtigen „Pilzgärten" sogar gezüchtet und lieber verhungern sie in der Gefangenschaft, als daß sie auf die Pilzprodukte aus dem gekauten und verwesten Blattkraut verzichten. Fürsorglich nimmt sich die junge Königin aus dem Mutterneste ein Kügelchen dieses Breies als „Pilzsaat" und „Hochzeitsgut" mit auf den Hochzeitsflug, will sie ein neues Heim und Volk begründen. Vom Hochzeitsflug zurückgekehrt, gräbt sie sich an geeigneter Stelle eine reinliche, trockene Höhle, legt den Pilzknäuel nieder, um ihn mit ihren Nachkommen zum Pilzgarten zu entwickeln. Sowohl für diese Pilzsaat wie für ihre ersten Kindlein muß die Königin die Nahrung aus dem Eiervorrat decken, den sie im Hinterleib ihres stattlichen „königlichen" Körpers mit sich führt. Gierig werden von den ersten Larven die Eier ausgesaugt, die ihnen die Mutter zum Munde führt.

Oft wird die junge Königin von einigen Arbeitern begleitet. Aber auch ganz allein vermag sie ein neues großes Volk zu begründen. Dann erwachsen ihr aus den ersten Larven zunächst Arbeiterinnen von relativ kleinem Wuchs, deren Aufgabe lediglich darin besteht, mit ihren Exkrementen die Pilzsaat zu düngen, um die Pilze vor dem Absterben zu schützen. Erst die im Laufe der folgenden Tage schnell sich mehrende Zahl normaler Arbeiterinnen stellen den Verkehr mit der Außenwelt her und holen die Blattstückchen ein, aus denen die erstgebornen kleineren Schwestern die Nahrung für die Pilzsaat bereiten. Schnell nimmt der „Pilzgarten" an Ausdehnung zu und liefert reichliche Nahrung für alle. Je mehr Arbeiterinnen der jungen Königin zur Begründung eines neuen

Staates sich angeschlossen hatten, umso mehr Eier können zur Aufzucht verwendet werden, umso volkreicher wird das neue Volk, welches die Königin aus ihrem kostbaren Eierschatz ganz allein hervorzuzaubern vermag. So begreifen wir, warum die jungen Königinnen im alten Nest verwöhnt und verhätschelt werden. Es gilt die Erhaltung der Art, es gilt der künftigen Begründerin und Mutter eines neuen Schwestervolkes! Ähnliches finden wir bei den Völkern der Bienen. Die Erhaltung der Art, dieses oberste Naturprinzip aller Pflanzen-, Tier- und Menschenrassen, und die Verhütung einer Übervölkerung, die Hauptursache für den Kampf aller gegen alle, zeitigten bei den Immenvölkern Einrichtungen, vor denen unsere Bewunderung einfach stille steht. Umso befremdlicher und unbegreiflicher erscheint uns das Verhalten einiger Ameisenarten, bei denen einem „Herrenvolk“ ein „Sklavenvolk“ gesellt ist oder gar eine eigene Kaste sich entwickelt hat, die „Sodateska“, die nur dem Kampfe und dem Räuberhandwerk huldigen.

Während die friedlichen Ameisenarten wie die Rasenameise nur beißen können, ist eine der raub- und kampfgierigen großen Ameisenarten („Myrmica rubida“) außerdem mit einem Stachel zum Stechen versehen, aus dem sie tötliches Gift in die Bißwunde zu spritzen vermögen. Diese Myrmica-Ameisen machen reichlich Gebrauch von dieser Mordwaffe, stechen Tiere und Menschen und begnügen sich nicht mit vegetarischer Nahrung. Ihre Lebensweise nähert sich schon derjenigen der „Formicidensippe“, welche als die eigentliche Züchterin der Blattlaus berühmt geworden ist, deren süßen Saft sie als Nahrung bevorzugt. Wie der Mensch sich die Kuh als Milchlieferant angegliedert hat, so haben sich diese Ameisenarten die Blattlaus als „melkende Kuh“ verpflichtet und vergesellschaftet. Aber auch das Fleisch gilt den Myrmica-Ameisen als beliebtes Nahrungsmittel. Wo Ameisenarten von selbst noch stattlicherem Wuchse im Kampfe liegen und sich blutige Schlachten liefern, dringt die Myrmica rubida als Hyäne des Schlachtfeldes bis mitten in das Gemetzel vor, um die getöteten und verwundeten Kämpfer in ihr Nest zu schleppen, grausam die Verwundeten mordend. So finden wir also unter den vielen Ameisenarten auch noch solche, welche sich noch gegenseitig im blutigen Kampfe befehden. In dieser Beziehung sind die „Amazonen“ (Polyergus rufescenz) erwähnenswert, die sich mit der „schwarzgrauen Ameise“ (Formica fusca) vergesellschaftet hat und mit ihr in einem eigentümlichen, man möchte beinahe sagen „patriarchalischen Verhältnis leben, obgleich sie selbst die „Herren“ spielen und jene zu „Sklaven“ erniedrigt haben.

Die Entdeckung dieser „gemischten“ Ameisengesellschaft erregte mit Recht das höchste Erstaunen des Schweizer Ameisenforschers Huber

(1804). Auf einer Wiese bewegte sich eilig ein großer Schwarm rötlicher Ameisen bis zu einem Neste der schwarzgrauen Ameise. Diese von panischem Schrecken ergriffen, flüchteten in ihren Bau und zogen sich bis in die untersten Räume zurück. Sofort drangen die roten Ankömmlinge nach, verschwanden für einige Minuten, um mit reicher Beute zurückzukehren, eine Larve oder Puppe zwischen den Kiefern emporhaltend. In geordnetem Triumphzuge kehrten die Räuber zum eigenen Neste zurück. Aber noch mehr erregte das Staunen des Beobachters, was bei der Rückkehr geschah: Schwarzgraue Ameisen der gleichen Art wie die des beraubten Volkes empfingen die heimkehrenden „Sieger" mit sichtlicher Freude, betrillerten sie mit ihren Fühlern, labten sie und nahmen ihnen die geraubte Beute ab, diese in das gemeinsame Nest tragend. Wie ist dieses Rätsel zu lösen, wo wir wissen, daß sich die Angehörigen verschiedener Nester auch der gleichen Art meiden und befehden, wenn man sie zusammensperrt? Des Fragens ist kein Ende, je tiefer wir in das Zusammenleben dieser roten Räuberhorde und „Herren" mit den schwarzgrauen Arbeiterinnen und „Sklaven" eindringen.

Tatsächlich fällt der schwarzgrauen Art im gemeinschaftlichen Staat die Rolle des Arbeitssklaven zu, während die Amazonen nur Herren spielen, sämtliche niedrige Arbeiten dem Sklavenvolk überlassend, welches durch Raub erworben ist und durch neuen Raub immer wieder ergänzt wird. Und da von der geraubten Brut nur Arbeiterinnen groß gezogen werden, so ist das schwarzgraue Sklavenvolk von Alters her daran gewöhnt, ohne Königin zu sein, ohne eigene Brut, ohne leibliche Brüder und Schwestern. Ausgestattet mit allen Tugenden des Fleißes und der Arbeitsamkeit, der Schwesternliebe und mütterlichen Zuneigung, warum sollten da diese Arbeiterinnen nicht die gleiche Pflege und Sorgfalt der erbeuteten Larvenbrut, ihren „Stiefschwestern", zuteil werden lassen, wie wenn diese ihre leiblichen Schwestern wären? Vom Schicksal zum Arbeiten bestimmt, erfüllen die geschlechtslosen Formiciden pflichtgetreu ihren Beruf gleich edlen Samaritern, schaffen die Nahrung herbei für sämtliche Bürger des gemeinsamen Staates, füttern die Kinder der Herren wie die der geraubten Schwesternbrut, ja „stopfen" sogar die erwachsenen Amazonen beiderlei Geschlechts, da diese nicht einmal mehr zum Fressen fähig sind.

Was die Amazonen, die als „Herrenvolk" selbstredend Königinnen, Männchen und Arbeiter aufweisen, leisten können, ist herzlich wenig. Wohl pflanzen sie sich fort und erzeugen eigene Brut, aber was nützt ihnen all dies, wenn die erzeugten „Arbeiterinnen" nicht mehr der Arbeit fähig sind? Seltsames Spiel: Ein Volk, welches „Arbeiterinnen"

hervorbringt, denen der Arbeitstrieb verloren gegangen ist! Diese Degeneration ist eine traurige Folge der einseitigen Entwicklung der Kiefer, die nur noch Werkzeuge zum Kämpfen und Morden sind, wahrlich diese „Amazonen" sind echte Amazonen! Diesen Ameisenvölkern ergeht es nicht anders als den vom Militarismus heimgesuchten Menschenvölkern. Die Arbeitsscheu vor der bürgerlichen und nutzbringenden Arbeit, hervorgerufen durch die einseitige Entwicklung der soldatischen Eigenschaften und regelmäßigen Betätigung des Kriegshandwerks, führt zum Räuberleben und, wie bei den Amazonen, zum Schmarotzertum. Die Landsknechte des Mittelalters und manche tieftraurige Begleiterscheinungen des unseligen, kulturwidrigen Weltkrieges beweisen ebenfalls deutlich die Richtigkeit der aufgestellten Behauptung.

Bei Betrachtung dieser vergesellschafteten Ameisenvölker kann man wohl kaum im Zweifel sein, wer mehr zu bedauern ist, die Herren oder die Sklaven, da diese sogenannten „Herren" eher die „Sklaven" ihrer „Sklaven" sind. Genießen doch diese „Sklaven" alle Rechte und Pflichten, die sie auch als Angehörige eines noch freien und nicht in Sklaverei geratenen Fuscavolkes besitzen und verrichten müßten. Paßt somit für sie der Name „Sklave" im menschlichen Sinne eigentlich gar nicht, so für die hilflosen und von ihren Sklaven abhängigen Amazonen noch weniger der Name „Herr". Denn „Herren", die ihrer Unabhängigkeit und damit ihrer Freiheit und Ehre verlustig gegangen sind, die weder Soldatendienst noch Herrschergewalt ausüben, sondern nur noch Räuber spielen, sind nach unseren Begriffen wahrlich keine „Herren".

Höchst wahrscheinlich ist das Räubervolk der Amazonen aus den Ameisenvölkern hervorgegangen, bei denen noch heute außer den beiden Hauptkasten eine Zwischenform zwischen den Männchen und Weibchen einerseits und den Arbeitstieren andrerseits sich zu einer besonderen Kaste entwickelt hat: die „Soldatenkaste", bestehend aus Arbeiterinnen mit monströsem Kopf und gewaltigen Kiefern. Arten, bei denen sich eine richtige „Soldateska" ausgebildet hat, machen von diesem „Vorzug" auch reichlich Gebrauch. Als Bedeckung und Schutzwehr müssen die Soldaten bei Streifzügen dem übrigen Volke mit normalem Bau („Kleinköpfe") voran marschieren. Entsteht ein unvermeidliches Scharmützel mit an Kraft und Körperbau den Kleinköpfen überlegenen Feinden, dann ziehen sich die Kleinköpfe „tapfer" zurück und die großköpfigen Soldaten nehmen allein den Kampf auf, mit Mut und Tollkühnheit sich auf den Feind stürzend. Sie beißen mit ihren mächtigen Kiefern den Feind in Stücke, um diese nach gewonnener Schlacht von den Kleinköpfen nach Hause tragen zu lassen. Mit ihrer „Soldatenehre" verträgt es sich nicht, irgend welche bürgerliche Arbeit zu verrichten.

Auch die „blutrote Raubameise“ (Formica sanguinea) hält sich wie die Amazonenart ein Sklavenvolk und zwar die gleiche schwarzgraue Ameise wie diese. So scheint der schwarzgrauen Ameise noch heute dasselbe Los beschert zu sein, welches vor noch gar nicht so langer Zeit den Negern unter den Menschenvölkern beschieden war. „Tempora mutantur et nos mutamur in illis“ — von den einstigen Sklaven der Menschheit werden heute Deutsche „bewacht“ und „in Ordnung“ gehalten! Sapienti sat! Auch ein Zeichen der heutigen „Kultur“, wenn ich zurückdenke und aus Erfahrung berichte, daß 1893 in Washington der Neger sogar von der Benutzung der elektrischen Eisenbahn ausgeschlossen war, daß damals die „Lynchjustiz“ eine „erlaubte“ Sühne für jede Freveltat am weißen Volke war. Damals schwellte sich mein Bewußtsein, ein Deutscher zu sein; heute bin ich stolz, in den Augen der „grande nation“ ein deutscher „Barbar“ oder „Boche“ zu sein!

Manches der „Kulturvölker“ unter den Menschen hat auch heute schon die bedenkliche Stufe beschritten, auf welcher die Völker der blutroten Ameise stehen. Noch erzeugt diese Art wohl Arbeiter, die arbeiten können, gleichwohl vermag sie aber ohne fremde Hilfe, ohne Sklavenvolk als Söldner und Kriegsknechte, als Volk und Ganzes im Kampfe ums Dasein nicht zu bestehen. Je ärmer ein Volk an eigener Nachkommenschaft ist, je größer seine Verluste im Kriege sind, umsomehr sind die „Herren“ gezwungen, durch Raubzüge den Bestand ihres Sklavenvolkes aufzufrischen. Ihre Raubzüge gegen die schwächere schwarzgraue Ameise ähneln zum Verblüffen den Angriffsarten menschlicher Völker im Kriege. Hat eine kleine Schar als „Patrouille“ eine günstige Angriffsgelegenheit ausgekundschaftet, so sendet sie Boten nach Hause, um Kampftruppen heranzuholen, bis sie sich ihrer Übermacht gegenüber dem anzugreifenden Volke gewiß sind. Schon bei der Ankunft des Feindes versammeln sich die schwarzgrauen Ameisen auf ihrem Nest, um Heim und Volk gegen die Räuber zu verteidigen. Je mehr sich die Anzahl der Angreifer vergrößert, umso größere Scharen schwarzgrauer Verteidiger strömen aus dem Nest, bis alle kampffähigen Individuen in Verteidigungsstellung gebracht sind. Inzwischen hat das übrige Volk soviele Larven und Puppen wie nur möglich nach rückwärts geschafft, wohin sich schließlich auch die jungen Weibchen begeben, alle geeint in dem Bestreben, zu retten, was zu retten ist. Denn sie scheinen die unbarmherzigen Kriegsgewohnheiten ihrer Feinde genau zu kennen, die nach gewonnenem Kampfe sich nicht mit dem Raub der jungen Brut begnügen, sondern sich im Neste des besiegten Volkes ansiedeln, oft sogar ihre eigene Brut und alle Sklaven dorthin verpflanzend. Wieder ein Anklang an den Gebrauch „kultivierter“ Menschenrassen, dem Siege den Länderraub fügend! Dabei dürfen die

blutroten Raubameisen ihr räuberisches und ländergieriges Verfahren wenigstens dadurch rechtfertigen, daß sie aus bitterer Not handeln, da sie im eigenen Heim von einem weitüberlegenen Feinde, einem Käfer der Familie der Kurzflügler, schwer heimgesucht und dezimiert werden. Wer aber hat unsere einstigen Feinde überfallen und ihres Landes berauben wollen?

Gleich der Amazone kann auch die „Säbelameise“ weder arbeiten, noch sich selbst ernähren, sodaß auch sie auf fremde Hilfe angewiesen ist. Da sie aber auch an Kopfzahl zu arm ist, um Raubzüge mit Erfolg ausführen zu können, so lebt sie in den Nestern der Rasenameise als Schmarotzer, in die sie sich wie ein Dieb einzuschmuggeln versteht. Am tiefsten gesunken ist eine Art der Knotenameise, die ebenfalls bei der Rasenameise schmarotzernd, sogar ihre Arbeiterkaste eingebüßt hat. Als eine Folge dieser Degeneration ist die Tatsache zu betrachten, daß die Männchen auch körperlich zu wahren Jammergestalten herabgesunken sind. Ihr Vorkommen ist nur noch die Frage kurzer Zeit, wie auch die Tage der Raubameise und Amazone gezählt sind.

Auch jetzt wieder stehen wir vor Rätseln und unbeantwortbaren Fragen, wollen wir das Gewordene im Völkerleben der Ameisen begreifen oder gar aus dem Tatsachenmaterial Schlüsse ziehen auf den Werdeprozeß, der von Mutter Natur den Menschenvölkern in ihrem Verhalten zu einander bestimmt ist. Wenn auch noch Ameisenarten Einrichtungen aufweisen, die wir vielleicht als „Militarismus“ und „Imperialismus“ bezeichnen dürfen, so ist ihre Anzahl jedoch verschwindend gegenüber der Gesamtzahl von Arten und Ameisenvölkern. Es scheint mir hieraus mit Wahrscheinlichkeit hervorzugehen, daß die hohe Kultur der überwiegenden Ameisenheit auch erst jenes Stadium hat überwinden müssen, in welchem heute noch die gesamte Menschheit mitten drin steht. Diejenigen Ameisenarten, welche sich nicht aufraffen konnten, den Militarismus und Imperialismus zu überwinden, die Kriegerkaste zu verdrängen und ihre Militärherrschaft durch eine Zivilregierung abzulösen, sind degeneriert und darum dem Untergange geweiht. Diesem Naturgesetz scheint auch die Menschheit unterworfen gewesen zu sein, wenigstens wenn wir zu den Uranfängen zurückgehen, soweit die historische Forschung Anhaltspunkte liefert. Sie weisen nach Indien, der Wiege der Menschheit, und lehren, daß unsere Urahnen vom Norden her ins Land der Indischen Ureingebornen einfielen, um sie zu unterjochen und zu Hörigen zu machen. Lange blutige Kämpfe kennzeichnen den Weg und Aufstieg zu höherer Kultur, welche beginnt mit der Absetzung der Kriegerkaste vom Herrscherthron durch die Priesterkaste und gekennzeichnet ist durch

das Auftauchen gottsuchender Religionsstifter. Jetzt werden die Eroberungskämpfe ersetzt durch die Bekehrungskämpfe und die an Wahnsinn grenzenden religiösen Überzeugungskämpfe. Viel Blut mußte fließen, ehe Gott als alleiniger Gott und Beherrscher Himmels und der Erden gefunden war. Mit dem Gottsuchen und -finden aber treten wir ein in das Reich der Religion und Ethik, deren Regeln in höchster und reinster Form wir durch Jesus Christus vertreten und im Neuen Testament niedergelegt finden. Das Kleid dieser Lehre finden wir in den verschiedenen Dogmen wieder, von denen meines Erachtens dasjenige das beste und brauchbarste ist, welches die Gläubigen am sichersten zur Verwirklichung der Jesulehren führt.

Bedauerlich sind die Kämpfe, die um Gottes willen geführt worden sind und noch geführt werden, nur wieder einmal das Wort bestätigend „Alles Menschliche stinkt zum Himmel", aber wieviel höher stehen diese Kämpfe um das Heil der Seele als die Kämpfe aus materiellen Gründen, bar jeglichen idealen Ziels und zielsicheren Ideals! Seien wir doch vorsichtiger im Gebrauch des Begriffs „Kultur" und betrügen wir uns nicht selbst, indem wir von der bisher unerreichten Stufe der heutigen Kultur phantasieren. Ach wie liegt in weiter Ferne das Zeitalter der wahren Kultur des Herzens und der Seele. Wieviel muß sich erst ändern im Leben und Treiben der Menschenvölker, soll der Boden bereitet sein zur Herbeiführung einer ethischen und idealen Kultur. Solange im Einzelvolk der Kampf aller gegen alle wütet, solange um des schnöden Goldes willen die Völker sich bekriegen, solange der nationalistische Größenwahn die verschiedenen Nationen und Rassen aufeinander hetzt, solange fallen alle Samen, aus denen die wahre Kultur heranreift, auf dürren oder gar unfruchtbaren Boden.

Die Völker der Immen haben wenigstens den Kampf aller gegen alle aus jedem einzelnen Volksstaat zu bannen gewußt, denn auch da, wo sich Herrenvolk und Sklavenvolk gegenüberstehen, herrscht Frieden und Ruhe innerhalb des ganzen Volkes, ziehen alle Bürger am gleichen Strange zum Wohle des Ganzen unter Hintansetzung des Egoismus und der Eigenbrödelei. Und abgesehen von den paar Räuberarten haben alle Arten und Völker sich das Selbstbestimmungsrecht und die Unabhängigkeit der inneren Gesetzgebung errungen, wenn sie auch zum Internationalismus und Völkerbund noch nicht aufgestiegen sind. Umso nachdenklicher sollte uns das, wenn auch berechtigte und ideale Ziel stimmen, welches die Anhänger des Völkerbundes und des ewigen Friedens auf Erden zu verwirklichen suchen, den schon ein Immanuel Kant als höchstes Ziel gepredigt nd verteidigt hat. Oder sollte der Menschheit der umgekehrte Weg von der Natur vorgezeichnet sein, erst den Völkerbund

und Völkerfrieden herbeizuführen und dann erst den Kampf ums Dasein innerhalb eines jeden Volkes auszumerzen? Ach, wieviel Stoff zum ernsten Nachdenken bietet doch das Gewordene in der Natur mit ihren ewigen, ehernen Naturgesetzen und speziell das Leben und die Einrichtungen der Ameisen und Bienen für alle diejenigen, die sich berufen glauben, ihr Volk zu führen und die Menschheit in die ihr von Gott vorgezeichnete Bahn zu lenken!

Generaloberarzt a. D. Dr. Neumann, Naumburg (Saale):

Die Verjüngung der Menschheit.

Durch die Zeitungen ging eine Mitteilung über ein Verfahren des Professor Steinach über die Verjüngung der Alten. Viele werden die Angaben begrüßen, doch wie es stets geht, es werden an solche Mitteilungen oft übertriebene Hoffnungen gestellt auf eine Verjüngung der Menschheit. Der Mensch wird alt und wird wieder jung und hofft dann stets auf Verbesserung. Die Idee eines Jungbrunnens oder einer Altweibermühle ist an sich alt. Der alte Graf von St. Germain und der wundersame Cagliostro brauten schon ein Lebenselixier und an Büchern, wie man jung bleiben und das Alter hinausschieben kann, ist kein Mangel. Viele Ärzte haben darüber geschrieben, Hufeland, Niemeyer, Hermann, Weber, Richter. Welche Aussichten würde es geben, wenn es gelänge, bei den hervorragenden Menschen das Alter zu verhüten. Wer wollte nicht z. B. einen Hindenburg jung wünschen, damit er, der Heros der Deutschen, zum Retter wird aus schwerer Not! Professor Steinach warnt mit Recht vor der Verallgemeinerung seiner Grundlagen, die auf wissenschaftlicher Beobachtung fußen und denen Professor Roux in den Tageszeitungen ein Begleitwort mitgab. Die Versuche, die bisher mit der sogenannten Organotherapie gemacht sind, sind ermutigend. Sie beruhen auf der Tatsache, daß eingeführter Keimdrüsenextrakt im Stande ist, die Keimdrüsen zu stärken. Die Wege der Einführung sind verschieden. Steinach will anscheinend operativ vorgehen, doch läßt sich bis jetzt ein sicheres Bild noch nicht gewinnen. Auch diese Idee ist nicht ganz neu. Vor Jahren wurden Versuche mit Einspritzung von Keimdrüsensaft gemacht und Zola hat in seinem Roman Doktor Paskal die Sache dargestellt. Der Wunsch nach Verjüngung ist ein alter Traum der

Menschheit. Vor allem wünschen die Frauen jung und schön zu bleiben. Verblüht die Frau, so verduftet der Mann. Vielleicht kommt Steinachs Idee in einer Zeit zu Recht, in der ein Mangel an Menschen besteht, die der Krieg verursacht hatte. Unsere Feinde wollen uns auch an Zahl herabsetzen, während uns daran gelegen sein muß, unsere Volkszahl zu vermehren. Zwar ist der beklagte Geburtenrückgang ein selbst gewollter und nicht die Folge einer Entartung, aber die Fortpflanzungsfähigkeit und auch der Wille zur Kinderzeugung ist doch herabgesetzt durch die Unterernährung, durch die Geschlechtskrankheiten und durch die schwere wirtschaftliche Lage. Wenn es aber gelänge, eine Verjüngung herbeizuführen, so würde auch die Leistungsfähigkeit und Lebenslust steigen, denn Erotik und Schaffenskraft hängen zusammen. Wer schaffen will, muß fröhlich sein, und die erhöhte Leistungsfähigkeit auf Grund von Verjüngung führt zur Schaffensfreude.

Ob und wie es in Zukunft gelingt, eine Verjüngung alternder Personen herbeizuführen und so zu einer Verjüngung der Menschheit zu gelangen, steht dahin. Hier muß die Wissenschaft sprechen und wir wollen uns nicht in vorzeitigen ärztlichen Urteilen bewegen, die vielleicht nicht zutreffen oder falsch sind, obwohl es nicht von der Hand zu weisen ist, daß die Sekretion, von der Professor Roux spricht, auf den richtigen Weg führt, nämlich durch Erhalt der Keimdrüsensubstanz oder ihren Ersatz durch ähnliche Substanzen das Altern aufzuhalten.

Eins ist sicher: die Erhaltung der Keimdrüsensubstanz führt zur Erhaltung des Organismus. So ist es z. B. schon erwiesen, daß die sexuelle Abstinenz nicht zu Krankheiten führt, wie man früher annahm, und daß das nicht verschwendete Sekret zum Wiederaufbau des Organismus dient und daß jedes Übermaß geschlechtlicher Betätigung schadet. Damit komme ich auf einen Punkt, der jenseits aller arzneilichen und organotherapeutischen Versuche steht, Mittel zu erfinden, die künstlich das Leben verlängern, das Alter hintenanhalten und die Menschheit verjüngen. Höher als alle Kunst steht die Natur, die mit den Kulturerrungenschaften in stetem Kampfe steht. Nicht zurück zur Natur im Sinne des Spötters Mephisto im Faust, sondern vorwärts zur Kultur. Aber diese von Goethe gepriesene Natur als Kulturhöhe zur Verjüngung der Menschheit ist nur zu erreichen, wenn wir eben trotz aller Kultur naturgemäß leben. Das ist das beste Mittel zur Verjüngung*). Die Lebenskraft erhält man nur durch ein einfaches mäßiges Leben und fast alle alt gewordenen Menschen lebten einfach. Mäßigkeit und Genügsamkeit, Wechsel in Ruhe und Arbeit, Beobachtung aller natürlichen Heilfaktoren wie Licht, Luft, Bewegung, Diät sind Mittel zur Verjüngung. Auch das ist keine neue Weisheit,

*) Faust, I. Teil. Hexenküche.

aber das Einfache wird nicht geschätzt. Immer sprechen wir von dem, was uns fehlt, und wir schätzen nur das, was wir verloren haben. Das Alter ist selbst eine Krankheit. Wir vermeiden sie und die Folgekrankheiten des Alters, wenn wir von Jugend an mäßig leben und auch unsere Jugend mit Maß genossen haben. Was man geworden ist, schätzt man erst im Alter. Das in der Jugend aufgesparte Kapital an Lebenskraft kommt gerade im Alter zugute. Wer in der Jugend vom Kapital lebt, hat im Alter nichts, wenn er es überhaupt erreicht. In seinen Aphorismen zur Lebensweisheit gibt der ganz mit Unrecht als Pessimist verschrieene Philosoph Schopenhauer darüber köstliche Winke. Ob eine Verjüngung der Menschheit an sich zu wünschen ist, mögen die Philosophen und Volkswirtschaftler entscheiden. Wenn wir den Wiederaufbau nach dem Zusammenbruch wollen, so wollen wir Alten, die wir den Aufstieg und den Abstieg sahen, auch wieder den Aufstieg sehen aus dem Chaos, das uns jetzt umfängt. Also jedes Mittel, uns dazu jung zu erhalten, wird uns genehm sein, und wenn die Ideen Steinachs, des neuesten Verjüngerers, sich nicht erfüllen sollten, werden wir doch in einem Leben der Mäßigkeit und heiteren Stimmung das Mittel sehen, jung zu bleiben und an der Verjüngung der Menschheit Anteil zu haben.

Professor Dr. Julius Schiff:

Die romantischen Naturforscher Ritter und Schubert und ihre Beziehungen zu Goethe.

Im letzten Jahrzehnt des 18. und dem ersten des 19. Jahrhunderts — zur Zeit des Freundschaftsbundes von Schiller und Goethe — waren die verschwisterten Städte Weimar und Jena nicht nur der Sitz des Klassizismus, sondern überhaupt eines geistigen Regens und Schaffens, wie es in gleicher Fülle auf engem Raume kaum jemals vorher und nachher vereinigt gewesen ist. Hier fanden sich auch die hochbegabten jungen Dichter August Wilhelm und Friedrich Schlegel, Tieck, Novalis und andere zusammen, die, von dem neuen Geiste erfüllt, die romantische Schule begründeten. Der Philosoph Schelling, der den gleichen Zielen zustrebte und der durch die Macht seines Wortes und den Flug seiner Gedanken die Studierenden aus allen deutschen Landen nach der kleinen Musenstadt an der Saale zog, schloß sich ihnen aufs engste an. Bekanntlich war der Hauptgegenstand seiner Lehre, worin er von dem wenig älteren Fichte abwich, nicht das

Ich, sondern die Natur. So entstand die so wichtig gewordene Verbindung von Romantik und Naturphilosophie. Zum Aufbau der erstrebten neuen erhöhten und einheitlichen Weltanschauung konnte aber auch die empirische Naturwissenschaft nicht entbehrt werden, zumal sie gerade damals — vor allem durch die Entdeckung der galvanischen Elektrizität — einen bedeutsamen Aufschwung nahm und das Interesse aller Gebildeten aufs stärkste fesselte. So mußten junge Naturforscher herangezogen werden. Die Vermittelung erfolgte meist durch Schelling. Physiker und Chemiker, Zoologen und Botaniker, Mineralogen und Geologen schlossen sich freundschaftlich dem Dichterkreise an, arbeiteten auch an den von diesem herausgegebenen Zeitschriften mit. Allen Romantikern war die lebende Verkörperung ihres Ideals Goethe: er war ihnen der Statthalter des poetischen Geistes auf Erden, dazu der Offenbarer höchster Weisheit. Den romantischen Naturforschern im besonderen war er noch mehr; sie schauten in ihm den von philosophischen Ideen erfüllten Ergründer der Naturgeheimnisse, dessen Untersuchungen über die Pflanzenmetamorphose und die Optik ihnen Vorbilder waren. Aber auch im umgekehrten Sinne fanden bedeutsame Einwirkungen statt. Wenn daher im Folgenden von zweien der bedeutendsten dieser jungen Forscher die Rede ist, so soll auch ihrer Beziehungen zu dem Unsterblichen gedacht werden.

Johann Wilhelm Ritter, dessen Gedächtnis zunächst erneuert werden soll, wurde 1776 als Sohn eines frommen Pfarrerehepaares im schlesischen Dorfe Samitz geboren. Durch die Armut des Vaters genötigt, trat er schon mit 15 Jahren in die pharmazeutische Laufbahn ein. Jedoch die Tätigkeit in der Apotheke einer Mittelstadt konnte sein brennendes Interesse für die Naturwissenschaften nicht befriedigen. So pilgerte er mit leerer Tasche, aber vollem Herzen 1795 nach Jena, dem ersehnten Hochsitz deutschen Geisteslebens. Dort arbeitet der ernste Student Tag und Nacht, um die Schätze der Wissenschaft sich anzueignen und durch Schriftstellerei seinen kärglichen Unterhalt zu erwerben. Neben der Physik und Chemie zieht ihn die Philosophie an. Sehr bald werden seine Lehrer, besonders Schelling, auf ihn, der sich ebenso durch experimentelles Geschick wie Ideenreichtum auszeichnet, aufmerksam; ja, seine Forschungen über die Wirkungen der galvanischen Ströme machen ihn, noch ehe er seine Studienzeit abschließt, in den wissenschaftlichen Kreisen über Jena hinaus bekannt. Von seinen weiteren Schicksalen kann hier nur wenig berichtet werden. Es sei erwähnt, daß ihm schon 1802 gestattet wurde, in Jena Vorlesungen an der Universität zu halten, daß er aber in den drückendsten Verhältnissen verblieb, da er nicht nur unfähig war, hauszuhalten, sondern überdies eine unüberlegte Ehe geschlossen hatte. Im Jahre 1804 wurde er nach München an die Akademie der Wissenschaften als ordentliches

Mitglied berufen. Auch hier verließen ihn Not und Sorge nicht, dazu trat körperliches Leiden und eine sich mehr und mehr zum Krankhaften steigernde Geistesrichtung. So konnte er die hohen Erwartungen, die man auf sein Wirken gesetzt hatte, nur teilweise erfüllen. Im Jahre 1810 war der Dreiunddreißigjährige bereits ein gebrochener Mann und der Tod ihm ein willkommener Befreier.

In den Jahren 1797 bis 1803 — also in seiner Jenaer Zeit, in der er auch vorübergehend in Weimar und Gotha lebte — veröffentlichte Ritter seine wichtigsten Untersuchungen. Sie sind geradezu wunderbar nach ihrer Zahl wie nach ihrer Bedeutung. Zumeist bezogen sie sich auf Galvanismus und Chemie. Er war der erste, der die Elektrolyse des Wassers derart ausführte, daß Wasserstoff und Sauerstoff getrennt aufgefangen werden konnten, und der Kupfervitriol in seine Bestandteile durch den Strom zerlegte. Er entdeckte die galvanische Polarisation und benützte sie, um eine Ladungssäule, das Urbild der heute so viel gebrauchten Akkumulatoren, herzustellen; auch verdankt man ihm die ersten Trockenelemente. Noch größeres Aufsehen erregten seine Forschungen über die Einwirkung der elektrischen Ströme auf die menschlichen Organe, wobei er mit beispielsloser Selbstaufopferung am eigenen Körper die Versuche anstellte. Er förderte ferner die Optik durch Entdeckung der ultravioletten Strahlen des Spektrums und die allgemeine Physik durch eine Theorie der Elektrochemie. Erstaunlich ist es, daß dem hochbegabten jungen Forscher seine wissenschaftliche Tätigkeit Zeit und Kraft ließ, auch am geistigen Gesamtleben Jenas teilzunehmen. Mit Schelling trat er in den regsten Gedankenaustausch. Von ihm übernahm er die hohe Idee, die für sein Sinnen und Forschen maßgeblich wurde, den Grundgedanken der Naturphilosophie, dem zufolge das anorganische und organische Reich vermöge der allgemeinen Identität aller Natururſachen einen gewaltigen Gesamtorganismus bilden. Er schloß eine schwärmerische Freundschaft mit Novalis, er trat in regen Verkehr mit Friedrich Schlegel und seiner geistreichen Gemahlin Dorothea, der Tochter von Moses Mendelsohn, nicht minder auch mit A. W. Schlegel, mit Tieck und anderen Häuptern der Romantik. Die jugendlichen Dichter blicken mit Ehrfurcht zu ihm auf. Sie nehmen an seinen Forschungen teil, durch die er so viel Zusammenhänge zwischen scheinbar getrennten — elektrischen, galvanischen, chemischen, magnetischen und sogar auch organischen — Erscheinungen dargetan hatte und durch die er, wie sie hofften, selbst das heilige Rätsel des Lebens lösen würde. Darum heißt er auch in ihren Briefen der „göttliche Ritter", demgegenüber sie nur die „Knappen" seien; ja, Friedrich Schlegel verkündet ihn als einen der großen Führer der Zeit und besingt in einer Ode das „musenheilig" glänzende Haupt des Freundes.

Der Einfluß, den die Naturphilosophie auf die deutschen Naturforscher ausgeübt hat, ist von der Nachwelt bekanntlich — und nicht mit Unrecht — sehr abfällig beurteilt worden. Für Ritter ist jedenfalls die Einwirkung Schellings in vieler Hinsicht von Übel gewesen. Von ihm übernahm er den Irrglauben, daß unser Geist — da er der Weltseele, dem Prinzip der einheitlichen Gesamtnatur, wesensgleich sei — durch apriorische Spekulation zur Naturerkenntnis gelangen könne. Hierdurch wurde er dem allein erfolgreichen induktiven Verfahren und den mühevollen experimentellen Arbeiten allmählich entfremdet. Dazu kam, daß der Verkehr mit den für Mittelalter und Mystik schwärmenden Romantikern ihn von seinen bisherigen Zielen abzog und auf die Erforschung geheimnisvoller Seelenvorgänge, des tierischen Magnetismus und dergleichen hinlenkte. So erklärt es sich, daß in dem Münchener Abschnitt seines Lebens er die Wissenschaft nicht mehr wesentlich gefördert hat.

Ein merkwürdiger Zufall trug dazu bei, Ritters Interesse für das „Irrationale" noch stärker zu erregen. Im Jahre 1806 gelangte nämlich die Kunde nach Deutschland, es habe ein junger italienischer Landmann vom Gardasee, namens Campetti, an sich die Fähigkeit entdeckt, die Gegenwart von Metallen, Erzen und Wasser in der Tiefe zu „fühlen", d. h. mit Werkzeugen und selbst ohne solche durch „körperliche Sensationen" aufzufinden. Daraufhin erwirkte Ritter sich von der bayrischen Regierung den Auftrag, an Ort und Stelle in eine strenge Prüfung der wunderbaren Erscheinung einzutreten. Da er alle Behauptungen Campettis bestätigt zu finden glaubte, so nahm er ihn mit sich nach München, wo er die wenigen Lebensjahre, die ihm noch bestimmt waren, hauptsächlich der Beschäftigung mit diesen Erscheinungen widmete. Zu seinen Versuchen, für die er auch andere Personen geeignet fand, bediente er sich der allbekannten Wünschelrute, des Schwefelkiespendels und des von ihm erfundenen Balanciers, d. h. eines Kupferstabes, der auf den Fingerspitzen wagrecht schwebend zu tragen ist. Er kam nach den vielseitigsten Bemühungen zu dem Ergebnisse, daß tatsächlich eine Einwirkung toter Körper auf besonders empfängliche Menschen existiere, daß sie nicht auf uns unbekannten Kräften, sondern auf elektrischen und galvanischen Vorgängen beruhe, und daß auch umgekehrt dem menschlichen Organismus die Fähigkeit innewohne, unorganische Massen ohne Dazwischenkunft mechanischer Einflüsse, also rein „dynamisch" in Bewegung zu setzen. Trotz des Widerspruchs verschiedener Physiker, die — und wohl mit Recht — mancherlei Selbsttäuschungen vermuteten, erregte Ritter durch seine neue Lehre, die er Siderismus (von σίδηρος Eisen) nannte, das größte Aufsehen. Insbesondere in den naturphilosophisch-romantischen Kreisen fand sie begeisterte Zustimmung.

Daß Goethe bei seinen engen Beziehungen zur Jenaer Universität schon frühe auf den hochbegabten Jünger der Physik aufmerksam wurde, ist selbstverständlich. Tatsächlich lud er schon den jungen Studenten einige Male zu sich ein und ließ sich von ihm „Physikalisches und Chemisches" vortragen. In den Jahren 1800 und 1801 arbeitete er sogar mehrfach tagelang mit ihm zusammen, um in die Geheimnisse des Galvanismus einzudringen. „Ritter besuchte mich öfters", so schreibt er in den Annalen von 1801, „und ob ich gleich in seine Behandlungsweise mich nicht ganz finden konnte, so nahm ich doch gern von ihm auf, was er von Erfahrungen überlieferte und was er nach seinen Bestrebungen, sich ins Ganze auszubilden, getrieben war". Das Urteil Goethes ist höchst interessant; es ist nicht ganz anerkennend, so sehr ihm auch Ritters Beobachtungen und seine hohen Gesichtspunkte zusagen. Woran er Anstoß nahm, das mag wohl der Mangel an voller Klarheit, vielleicht auch ein Zuviel an Hypothesen gewesen sein. Immerhin drang Goethe, der ewig Lernbegierige, an der Hand seines jugendlichen Lehrere in das neue Forschungsgebiet so tief ein, daß er später — im Januar und Februar 1806 — den Weimarschen Damen darüber Vorträge halten konnte, und zwar teils „theoretisch und historisch", teils mit Versuchen an der Voltaschen Säule. Er übernahm auch von diesem die Neigung, den Galvanismus als eine überall tätige Kraft zu betrachten und selbst durchaus andersartige Erscheinungen mit ihm zu verknüpfen. Wenn er beispielsweise in den geologischen Schriften den Karlsbader Sprudel als Wirkung einer Voltaschen Säule erklärt, hervorgebracht durch den „differenzierten Granit" und das eindringende Wasser, so wirkte sicherlich der Rittersche Einfluß nach. Jedenfalls hat Goethe wichtige Anregungen von dem jungen Forscher erfahren und ihm, auch nachdem er Jena verlassen hatte, seine Anteilnahme bewahrt.

Goethe, der Naturforscher, hat die Beschäftigung mit dem, was Ritter Siderismus nannte, ausdrücklich abgelehnt; er meinte, wie der Kanzler Müller berichtet, daß man hierüber doch nicht Klarheit erlangen würde. Aber den Dichter haben die geheimnisvollen Beziehungen zwischen toter und lebendiger Natur stark angezogen. In seinen Dichtungen ist daher von diesen Dingen, insbesondere von der Wünschelrute, oft die Rede. Ganz im Sinne Ritters gesprochen sind beispielsweise die Worte Mephistos im 2. Teile des Faust — 1. Akt, Kaiserliche Pfalz —, wenn er darauf hinweist, daß die unterirdischen Schätze durch „begabten Manns Natur- und Geisteskraft" aufzufinden seien, und wenn er ausdrücklich erklärt, daß „geheimes Wirken der ewig waltenden Natur" eine Brücke aus den „untersten Bezirken" lebendig nach oben bilde. Eine noch wichtigere Rolle spielt der Siderismus in den Wahlverwandschaften, die ja schon durch

ihren Namen und Grundgedanken — die Parallelisierung geistig-sittlicher Anziehungskräfte mit der chemischen Affinität — auf einen starken naturphilosophisch-romantischen Einschlag hinweisen. Hier tritt an Stelle Ritters als prüfender Beobachter der kurzwegs als „Begleiter" bezeichnete Freund des Lords auf. Ottilie, in der die Naturbestimmtheit überwiegt, spielt die Rolle Campettis, während Charlotte, die Vertreterin der sittlichen Kraft, unempfänglich sich erweist. Den Einwendungen des Lords gegenüber erklärt der Begleiter, es gäbe sicherlich „manche Bezüge unorganischer Wesen untereinander, organischer gegen sie und abermals untereinander", die uns noch verborgen seien. Tatsächlich geben ihm die Versuche recht. Die Metallpendel tun in Ottiliens Hand ihre Schuldigkeit; je nachdem man die Unterlage wechselt, bewegen sie sich „bald nach der einen, bald nach der andern Seite, jetzt in Kreisen, jetzt in Ellipsen oder . . . in geraden Linien, wie es der Begleiter nur erwarten konnte, ja über alle seine Erwartung." Wer Ritters vielfach schwülstige Darstellung gelesen hat, wird sie hier dem Sinne nach getreu wiedergegeben finden, freilich anders in der Form und mit jener ruhigen Klarheit, die überhaupt zu den Kennzeichen der tiefsinnigen Dichtung gehört.

An zweiter Stelle ist unter den romantischen Naturforschern Gotthilf Heinrich Schubert zu nennen. Zu Hohenstein im sächsischen Erzgebirge 1780 geboren, entstammte er gleich Ritter einem frommen protestantischen Pfarrhause. Das Gymnasium besuchte er zu Weimar. Hier lenkte er durch ungewöhnliche Begabung und eisernen Fleiß die Aufmerksamkeit Herders auf sich, der ihn lieb gewann und am häuslichen Unterricht seiner Kinder teilnehmen ließ. Goethe und Schiller hingegen konnte er nur aus der Ferne bewundern. Während der ersten Studienjahre in Leipzig trat er, nachdem er von der Theologie zur Medizin übergegangen war, dem jugendlichen Dichter Wetzel und durch ihn dem Gedankenkreise der Romantik nahe. Von dort zog es ihn nach Jena zu Schelling und Ritter, denen er rasch nahe trat und die er immer — neben Herder — voll schwärmerischer Dankbarkeit als seine wichtigsten Lehrer bekannt hat. Die Tätigkeit eines Landarztes konnte ihm, obgleich ihm manche aufsehenerregende Heilung mit Hilfe des Galvanismus gelang, nicht lange genügen. Er gab daher, obgleich er inzwischen Familienvater geworden war, nach einigen Jahren diesen Beruf auf und wandte sich ausschließlich den Naturwissenschaften und der Philosophie zu. In Dresden, wo er als freier Schriftsteller lebte und viel beachtete öffentliche Vorträge hielt, schloß er sich eng an die Führer der romantischen Schule an. Er leitete später in Nürnberg das neubegründete Realinstitut, eine höhere Schule etwa von der Art unserer Oberrealschulen. In dieser Zeit trat er auch, einem stets in der Tiefe seines Herzens schlummernden Zuge folgend, in

nahe Beziehungen zu pietistischen und der christlichen Mystik zugewandten Kreisen; doch blieb er im Gegensatz zu anderen Romantikern dem Protestantismus treu. Aus seinem ferneren Leben ist hervorzuheben, daß er nach vorübergehender Tätigkeit als Erzieher eines mecklenburgischen Prinzen viele Jahre als Professor der Mineralogie und Naturgeschichte an der Universität Erlangen wirkte, große Reisen unternahm und schließlich — allerdings lange nach dem Tode seines Lehrers Ritter — nach München als Akademiker und Professor für Naturgeschichte und Naturphilosophie berufen wurde. Hier wurde er vom Könige vielfach ausgezeichnet, auch geadelt. Er starb hochbetagt im Jahre 1860, wegen seiner Lehrtätigkeit, seines umfassenden Wissens und seiner aufrichtigen Frömmigkeit allgemein verehrt, wenn auch von der Mehrzahl der Naturforscher als unwissenschaflich und als Mystiker abgelehnt.

Als milde, ausgeglichene Persönlichkeit ist Schubert über den im Leben gescheiterten Ritter zu stellen. Hingegen steht er ihm als Forscher beträchtlich nach. Aber es wäre verfehlt, darum seine geistige Bedeutung zu leugnen. Er hat das Verdienst, die Gedanken seiner Lehrer und überhaupt der Naturphilosophen in gemeinverständlicher Form dargestellt und mit großem Erfolge verbreitet zu haben. Es geschah dies durch eine sehr ausgedehnte schriftstellerische Tätigkeit, die sich auf die verschiedensten Gebiete erstreckte. Man verdankt ihm Lehrbücher und Schriften aus allen Zweigen der Naturwissenschaften, naturphilosophische, psychologische und theologische Werke, Reisebeschreibungen, Jugendschriften, eine sehr interessante Autobiographie und sogar einen Roman sowie Nachdichtungen fremdsprachlicher poetischer Werke. Für seine selbständigen Forschungen war ihm, ähnlich wie Ritter, das Schellingsche Identitätsgesetz Ausgangspunkt und Ziel, d. h. er wollte die Gesamtnatur, lebendige wie tote, als einheitlichen Organismus begreifen. Es lag ihm ob — wie er sich einmal ausdrückt —, „die Natur, die ganze Schöpfung der Sichtbarkeit nicht im einzelnen Stückwerk, sondern als ein göttlich vollendetes Ganzes anzuschauen." Insbesondere bemühte er sich aufzuweisen, daß dasselbe Gesetz im Leben der organischen Wesen wie im Planetensystem herrsche. Er stellte daher — schon in seinem Erstlingswerk, den „Ahndungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens" — Betrachtungen und Berechnungen an über Entfernungs- und Umlaufszahlen der Planeten, die Neigung ihrer Bahnen und Achsen und setzte sie zu Erscheinungen der organischen Natur wie zu den Perioden der Entwickelung und der Krankheiten in Beziehung. Im Zusammenhang hiermit bekämpfte er — auch wieder im Sinne der Naturphilosophie — die „fast allgemein herrschende mechanische Ansicht" von der Entstehung des Weltalls aus Atomen vermöge anziehender und abstoßender Kräfte und damit die Lehre Newtons. Weit über diesen, der die Weltkörper zu toter Materie

herabgewürdigt habe, stellt er Kepler, bei dem sie tierischer Natur, also beseelt, gewesen seien. Freilich konnten seine kosmogonischen Betrachtungen, weil mehr geahnt als durch Rechnung erwiesen, den Beifall der Forscher nicht finden. Wirkliche Verdienste hat er um die Seelenlehre. Hier lagen ihm, und zwar noch stärker, als es bei Ritter der Fall war, die rätselhaften Erscheinungen des Traums, des Nachtwandelns, der Ekstase, des Hellsehens und des tierischen Magnetismus am Herzen. Sein Werk „Ansicht von der Nachtseite der Naturwissenschaft“ und andere Schriften, in denen er derartige Vorgänge auf Grund eines umfassenden Tatsachenmaterials und ohne Zuhilfenahme übernatürlicher Kräfte als Wirkungen des sympathischen Nervensystems zu erklären suchte, haben im Zeitalter der Romantik höchstes Aufsehen erregt. Insbesondere wirkten sie anregend auf viele Dichter wie E. T. A. Hoffmann, Justinus Kerner und in ganz besonderem Maße auf Heinrich von Kleist, der in Dresden Schubert auch persönlich nahegetreten war und in seinem „Kätchen von Heilbronn“ von der Beeinflussung durch den hochgeschätzten Freund und Lehrer ein bleibendes Zeugnis abgelegt hat.

Von Jugend an hat Schubert aufs höchste Goethe, den Dichter wie den Naturforscher, bewundert. Zu einem persönlichen Zusammensein zwischen beiden kam es aber nur einmal, und zwar 1808 in Karlsbad. Goethe zog den jüngeren Mann, der durch seine Schriften so viel Aufsehen erregt hatte und von dessen „Ahndungen“ soeben der zweite Band erschienen war, in seine Umgebung und ließ sich fast täglich von ihm vortragen. Eingehender als Goethe in seinem Tagebuch berichtet Schubert hierüber, besonders in einem erst vor wenigen Jahren bekannt gewordenen Briefe an den Theologen August Koethe. Nachdem er von dem glücklichen Zufalle des Zusammentreffens erzählt hat, fährt er fort: „Ich bin fast täglich bei Goethe gewesen, und er hat mit dem lebendigen Interesse eines Jünglings meinen ganzen 2. Teil studiert. Die astronomischen Entdeckungen haben ihn über alle Erwartung sehr interessiert. Ich habe ihm täglich demonstrieren müssen, der alte große Greis hat begierig um alles gefragt, sich nicht geschämt, wo ihm etwas noch Unbekanntes war . . . Der Abschied war besonders groß und schön! Wie hat er mir gesagt, wo es nicht allein mir, sondern meiner ganzen Zeit fehlte, mich getröstet und geweissagt, was ich leisten könne und würde. Die Mathematiker und Newtonianer hat er nie leiden können. Er schreibt jetzt seine ganze Optik Satz für Satz gegen Newton. Es war Balsam in die Wunde seines Hasses, daß auch das Reich der Méchanique céleste seinem letzten Tag sich nähert.“ Die Mitteilung ist für Goethe, dessen tiefe Abneigung gegen den großen Engländer und die materialistische Naturerklärung ja bekannt ist, recht bezeichnend. Noch charakteristischer ist sie aber für Schubert, der gleich

seinem Lehrer Schelling den Wert der Naturphilosophie stark überschätzte und neben Newton auch Laplace, dessen unvergängliche „Himmelsmechanik" damals noch im Erscheinen begriffen war, widerlegt zu haben glaubte. Immerhin ist nicht zu verkennen, daß Schubert damals auf Goethe einen starken Eindruck gemacht hat. Das Interesse blieb auch auf die Dauer lebendig. Der große Führer des geistigen Deutschland verfolgte die Entwickelung des Jüngeren auf die Dauer mit Anteilnahme. In einem Briefe an Knebel nennt er ihn acht Jahre später „einen vorzüglichen Mann". Im Jahre 1817 nimmt er von ihm Proben mecklenburgischen Granits für seine Sammlungen entgegen. Später allerdings mißbilligt er die mehr und mehr hervortretende Neigung Schuberts zur Mystik. So äußert er sich über ihn in einem — allerdings nicht zur Absendung gelangten — für den Botaniker Nees von Esenbeck bestimmten Schreiben wie folgt: „Auch die Nacht- und Schattenseite macht uns Bewohnern der Lichtseite etwas bange . . . Schuberts Art kann ich nicht lieben . . . Mich kann nichts trauriger machen, als wenn ich zwischen schön erkannte Wahrheit Irrtümer eingeflochten sehe, von denen sich weder begreifen läßt, wie sie zufällig oder vorsätzlich daherkommen."

Goethe hatte, wie schon gesagt, mit den Romantikern das Interesse für die außerordentlichen Seelenzustände oder — wie sie es wohl nannten — für das Irrationale im Menschen gemein. Nun war Schubert in noch viel höherem Grade und in weiterem Umfange als Ritter Erforscher und Verkünder derartiger Erscheinungen. Sollte er, dies vorausgesetzt, nicht auf das Schaffen des Größten der deutschen Dichter Einfluß geübt haben, ähnlich wie dies für seinen Vorgänger auf diesem Gebiete gezeigt worden ist? Zum Nachweis dessen sei auf die Episode der Wanderjahre, die von Makarie handelt und die ihrer Bedeutung nach mehr als Episode ist, hingewiesen. Makarie, die schon auf Erden Selige, führt ein Doppelleben merkwürdigster Art. Ihr sichtbares Dasein, so groß und bedeutsam es auch in seinen Wirkungen ist, ist doch nur die geringere Hälfte ihrer Existenz, denn sie ist geistig eine Art von Planet, d. h. ein Glied unseres Sonnensystems. „Sie hegt und schaut es nicht nur", so drückt sich der Astronom, der kluge Kenner ihres Seelenlebens, aus, „nein, sie macht gleichsam einen Teil desselben; sie sieht sich in jenen himmlischen Kreisen mit fortgezogen ... sie wandelt seit ihrer Kindheit um die Sonne ... in einer Spirale, sich immer mehr vom Mittelpunkt entfernend und nach den äußeren Regionen hinkreisend." Dabei haben ihre inneren Gesichte volle Realität, wie sich nachträglich herausgestellt hat, denn sie habe im Zodiakus Gestirne geschaut, „von denen man am Himmel nichts wahrnehmen konnte; es mochten die damals noch unentdeckten kleinen Planeten sein." So war also ihr Schauen dem Gange der Sternkunde vorausgeeilt.

Bekanntlich hat Goethe, um dem Leser seines weisheitsvollen Altersromans diese „ätherische Dichtung“ verständlicher zu machen, ihr ein „terrestrisches Märchen“, mit dem wir an die Wahlverwandtschaften gemahnt werden, gegenübergestellt. Es ist dies die Erzählung von der bei Montans bergmännischen Arbeiten mitwirkenden Person, welche „ganz wundersame Eigenschaften und einen ganz eigenen Bezug auf alles habe, was man Gestein, Mineral, ja, was man überhaupt Element nennen könne“, und zwar durch bloße Empfindung ohne den Gebrauch von Wünschelrute oder Pendel. Makariens Verhältnis zum Außerirdischen, zum Kosmischen, wird mithin als ein Gegenstück hingestellt zu den bekannteren und weniger seltenen Beziehungen gleichfalls bevorzugter, aber gröberer Naturen zum Unterirdischen. Als Quellen der „ätherischen Dichtung“ werden allgemein die Schriften älterer Mystiker und insbesondere Swedenborgs genannt. Derartige Einwirkungen sollen nicht ganz geleugnet werden, aber in viel stärkerem Maße dürften Schubertsche Anregungen zu Grunde liegen. Zur Begründung dieser Hypothese, die bisher noch niemals aufgestellt worden ist, vielleicht aber Licht in ein noch ungelöstes Rätsel Goethescher Erfindungskunst bringen kann, sei darauf hingewiesen, daß sich hier, freilich nach Dichterart ins Sinnliche übersetzt, Schubertsche Gedankengänge — und zwar solche, die Goethe wohl bekannt waren — in auffallender Weise wiederfinden. Makarie verkörpert nämlich das naturphilosophische Identitätsprinzip, und zwar mit der Beschränkung, in der Schubert es für streng beweisbar hielt, d. h. bezogen auf die im Planetarischen und im Organischen herrschenden Gesetze. Wer müßte nicht an Makarie denken, wenn er — um nur einen Ausspruch Schuberts anzuführen — in den „Ahndungen“ liest: „Es muß uns in dem Leben des Einzelnen dasselbe Zeitmaß wieder begegnen, was wir in dem Leben des Weltalls erkennen“? Ebenso ist es ein Grundgedanke der Schubertschen Lehre, daß die bei der Vorherrschaft des Verstandes zurückgedrängten kosmischen Beziehungen des Individuums in gewissen erhöhten Seelenzuständen zum Bewußtsein gelangen. Von solchen erhöhten Seelenzuständen Makariens, die den Uneingeweihten als Krankheitsfälle gelten, wird uns aber ausdrücklich berichtet. So dürfte wohl gelten, daß ohne Kenntnis der Schubertschen Schriften Goethe die merkwürdigste Frauengestalt, der er Unsterblichkeit verliehen hat, nicht geschaffen hätte.

Ritter und Schubert sind mehr zu Lebzeiten als in der Folge beachtet worden. Was insbesondere Ritter betrifft, so war die Tragik seines Geschicks mit seinem Tode nicht erschöpft. Seine wichtigsten Entdeckungen wurden anderen, besonders ausländischen Forschern zugeschrieben, und erst in den letzten Jahrzehnten ist nachgewiesen worden, daß er zu den Bahnbrechern gehört und der deutschen Naturwissenschaft Ehre gemacht hat zu

einer Zeit, wo sie hinter der der Italiener, Franzosen und Engländer sonst stark zurücktrat. Von Schubert ist das Gleiche nicht zu sagen. Von seinen vermeintlichen Entdeckungen hat keine standgehalten, und nur als Lehrer hat er um die Naturwissenschaft Verdienste. In der Geschichte der allgemeinen geistigen Kultur haben hingegen beide Männer — vor allem durch ihre persönliche und literarische Einwirkung auf die Brüder Schlegel, auf Tieck, Novalis, Kleist und andere — bedeutende Spuren hinterlassen. Wer in das Verständnis der so eigenartigen und so folgereichen romantisch-naturphilosophischen Bewegung zu Anfang des 19. Jahrhunderts tiefer eindringen will, wird daher an ihnen nicht vorübergehen dürfen. Auch das möge ihnen unvergessen bleiben, daß sie auf den großen Meister, dessengleichen Deutschland seither nicht wieder gesehen hat, anregend und befruchtend gewirkt und seine wohlwollende Zustimmung wenigstens zeitweise gefunden haben.

Dr. Käte Friedemann:
Von den drei Stufen des Sittlichen.

Die Dreiheit, in der sich für den Menschen das Leben auf so vielen seiner Stufen gliedert — die drei Dimensionen des Raumes, Anfang, Mitte und Ende, der triadische Rhythmus Hegels, der dreieinige Gott, aller guten Dinge sind Drei — wir begegnen ihr von Neuem, sobald wir es versuchen, das Phänomen des Sittlichen als ein sich entwickelndes ins Auge zu fassen.

Kant unternahm es, die Fülle der sittlichen Erscheinungen, die inhaltlich mit den Völkern und Zeiten wechseln, auf eine einzige Formel zu bringen und den auf eine allgemeine Gesetzlichkeit gerichteten Willen zum Maßstab des sittlichen Wertes zu machen. Aber mit dieser Formel wurde er der Wirklichkeit nicht gerecht; denn ganz abgesehen davon, daß es sittliche Forderungen gibt, die sich nur an den Einzelnen wenden, und die in einer Verallgemeinerung nicht einmal denkbar sind — wie die Vokation des Mönchs —, so ist auch mit dem Willen zur Verallgemeinerung noch garnichts über den Wert dessen ausgesagt, das man zu verallgemeinern wünscht. Warum sollte z. B. der Genüßling nicht wollen, daß sein Recht auf Genuß ein allgemeines Recht würde? Er müßte sich ja unbedingt in einer Welt, die den Sinnengenuß im weitesten Sinne als berechtigt anerkennt, viel wohler fühlen, als in einer solchen, die seinem Verlangen Schranken entgegensetzt.

Lehnen wir nun die Formel Kants ab, und versuchen wir es, sittliche Werte nach ihrem Inhalt zu bestimmen, so ergeben sich uns rein erfahrungsmäßig drei Kategorien, die bei allen wechselnden Inhalten im Einzelnen, soweit sie von besonderen Zeitumständen abhängig sind, alles umfassen, was die Menschheit von jeher als sittlich, respektive unsittlich bezeichnet hat.

Auf der ersten, das heißt untersten Stufe steht der Egoismus. Eine Erklärung darüber, was unter diesem Begriff zu verstehen ist, scheint sich zu erübrigen. Und doch soll sie, um jedes Mißverständnis auszuschließen, gegeben werden; denn wir werden es später mit einer Erscheinung zu tun haben, die leicht mit dem Egoismus verwechselt werden könnte, die aber im tiefsten Grunde etwas durchaus anderes ist. — Egoismus bedeutet die Beschränkung auf den eigenen Lebensgenuß. Er ist ein sich Lostrennen von dem lebendigen Zusammenhang des Ganzen und eine Rücksichtnahme auf die Umwelt nur in soweit, als die Umwelt dem Einzelnen dient. Für den ausgesprochenen Egoisten kann es sich in seinem Verhalten zu Anderen immer nur um einen Kontrakt auf Gegenseitigkeit handeln. Und größere Lebenszusammenhänge gar, wie etwa der Staat, existieren für ihn überhaupt nur als Schutzverbände für die Interessen des Individuums. Sie sind ein Notbehelf, weil der Einzelne allein nicht stark genug ist, seine Ansprüche an das Leben zu behaupten (Rousseaus „contract social" ist der Typus einer solchen staatlichen Grundlage), und sie sind entbehrlich für denjenigen, der tatsächlich die Kraft in sich spürt, sich rücksichtslos gegen seine Umgebung durchzusetzen.

Wir konstatierten also im Egoismus zwei Momente: einmal die Isolierung des menschlichen Einzelwillens, gegenüber dem All, die Atomisierung des Lebens — der Fluch Luzifer-Adams — und weiterhin den Willen zum Genuß. Daß der Egoismus in seiner krassesten Form jemals als sittlich bewertet worden wäre, das werden wohl auch die eingefleischtesten Egoisten nicht behaupten wollen. Sie mögen Immoralisten sein, mögen die sittliche Forderung überhaupt als Chimäre bezeichnen, mögen lachen über solche, die nach dem fragen, was ihre Pflicht ist, und den Standpunkt vertreten, der Einzelne könne garnichts anderes wollen, als seinen Genuß, und alles andere sei nur ein Umweg zu diesem letzten Endziel. Das alles mögen sie sagen; aber sie werden niemals behaupten wollen, daß sie mit der Sorge für ihr eigenes Wohl als solchem eine sittliche Verpflichtung erfüllen.

Das eine der beiden Momente — Isolierung und Richtung des Willens auf Genuß — die wir als wesentlich für den Egoismus konstatierten, fällt auf der zweiten Stufe des Sittlichen fort: Der Altruismus hebt die Isolierung auf.

Es ist hier die Rede von einem echten Altruismus, das heißt von einem solchen, der nicht aus Klugheit das Wohl des Anderen berücksichtigt, sondern der das Wohl des Anderen um des Anderen willen sucht.

Hier ergeben sich nun wiederum drei Möglichkeiten des Verhaltens: Zunächst der Standpunkt der absoluten Gerechtigkeit, auf dem die Gleichberechtigung Aller gelehrt und anerkannt wird. Es ist dies ebensowohl der Standpunkt des alten jüdischen Prophetismus mit seinen messianischen Hoffnungen, die sich auf ein jedem das Seine gewährleistendes Gemeinwesen beziehen, wie der Standpunkt des modernen Sozialismus. Darüber hinaus geht die neue jüdische Lehre, die Lehre Christi von der absoluten Liebe, die das Wohl des Anderen dem eigenen Wohl vorzieht, und die sich bis zur Feindesliebe steigert. Und als Drittes erscheint die indische Lehre des „Tat twam asi“ — das bist du —, die Lehre, die den Unterschied der Individuen überhaupt aufhebt, für die alles Einzelne in einer großen Einheit begriffen ist, so daß ich für mein eigenes Wohl sorge, wenn ich das Wohl der Anderen berücksichtige. — Diese Lehre ist auch heute noch Gemeingut Vieler, die, mit starker Einfühlungsfähigkeit begabt, wahrhaft in den Anderen leben und deren Wohl und Wehe tatsächlich als ihr eigenes mit erleben. Am häufigsten erfahren wir diesen Trieb wohl bei der persönlichen Liebe zu einem bestimmten Menschen, mit dem wir eins zu werden streben. Nur steigert er sich hier von der Identifizierung bis zur völligen Selbst-Preisgabe, weil wir in der Phantasie das Wohl des Anderen in diesem bereits derart genossen haben, daß selbst der Tod uns kein zu hoher Entgelt dafür zu sein dünkt.

Was all diesen Standpunkten gemeinsam ist, das ist der Umstand, daß sie den Menschen über die Beschränkung auf sein eigenes Ich hinausheben, daß sie seinen Blick weiten und ihn in umfassendere Lebenszusammenhänge hineinstellen; — also dem Egoismus gegenüber ein entschiedener Fortschritt. An dieser Stelle bleiben unendlich viele Menschen stehen. Für sie besteht das einzige sittliche Problem darin: Wie vereinige ich meine Ansprüche an das Leben mit den berechtigten Ansprüchen der Anderen? Und die Lösung besteht bei sozial empfindenden Menschen meist in einem Kompromiß, indem sie ein wenig von ihren eigenen Ansprüchen opfern, damit auch der Andere die seinigen zu befriedigen imstande sei.

Aber so groß der Fortschritt des Altruismus dem Egoismus gegenüber sein mag: ein Letztes ist er nicht. Denn wenn wir einmal den Tatsachen unerschrocken ins Gesicht sehen, so müssen wir zu dem Schluß gelangen, daß Altruismus wesentlich in der Sorge für den Egoismus der Anderen besteht. Ob ich nun die Anderen als von mir getrennte und mir gleichberechtigte Individuen betrachte, ob ich mich mit ihnen für identisch erkläre — immer ist das letzte Ziel die Befriedigung ihrer Be-

dürfnisse und das Abwehren des Leides von ihnen. Auch der Buddhismus, der das ganze Leben verneint, nur um das Leiden aufzuheben, ist im Grunde ein Eudämonismus mit umgekehrtem Vorzeichen.

Damit kämen wir nun zu der dritten, — und, so weit wir es heute überblicken können, — höchsten Stufe des sittlichen Lebens, auf der die Frage nach Wohl und Wehe des Menschen überhaupt schweigt, auf der nicht alle Dinge nur daraufhin angesehen werden, inwieweit sie menschlichen Bedürfnissen dienen, sondern auf der der Mensch einem Höheren, einem Überpersönlichen dient. Wir könnten sie als die Stufe des „Transpersonalismus" bezeichnen.

Was ist ein überpersönlicher Wert? Ein überpersönlicher Wert ist ein solcher, der seinen Maßstab in sich selbst trägt, der nicht erst dadurch wertvoll wird, daß er einem Bedürfnis dient. Unsere so ausgesprochen sozial gerichtete Zeit hat für derartige Werte im Allgemeinen nur ein geringes Verständnis und betrachtet sie leicht als Chimären. Das heißt, sie betrachtet sie als Chimären, insofern sie selbständig zu sein beanspruchen. Denn ihrem Inhalt nach fallen die überpersönlichen Werte zum Teil mit den persönlichen zusämmen.

Hierher gehören nun zunächst Werte wie Kunst und Wissenschaft. Sie dienen in ihrem Ansichsein nicht dem Menschen, sondern der Mensch dient ihnen. Wäre es anders, wäre der Wert von Kunst und Wissenschaft danach zu bemessen, wie weit sie Glücks- oder Erkenntnisbedürfnisse befriedigen, dann müßte diejenige Kunst die wertvollste sein, die dem Geschmack der Meisten entspricht; das wäre wohl also die von uns mit dem schönen Worte „Kitsch" bezeichnete. Und in der Wissenschaft würde es sich darum handeln, möglichst populäre, leicht faßliche Erklärungsversuche für Probleme zu geben, die möglichst eng mit den Problemen des „wirklichen" d. h. praktischen Lebens im Zusammenhang stehen. — Lehnen wir diesen Standpunkt ab, machen wir die Wenigen, die „etwas davon verstehen", zum Maßstab des Wertes, so bewegen wir uns in einem Zirkel; denn die wenigen erleuchteten Geister sind dies eben dadurch, daß sie fähig sind, wahre Werte zu erkennen. Folglich können diese Werte nicht erst in ihnen selbst, zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse, entstehen.

Der wahre Dienst an Kunst und Wissenschaft ist ein strenger Dienst, der Entbehrungen jeder Art auferlegt, der sowohl Profitjagd wie auch Ruhmbegierde verurteilt, der von demjenigen, der sich ihm weiht, verlangt, daß er, unbestochen von Mode und Effekt, nur einzig und allein dem dient, was er für wahr und schön erkennt. Spinoza, der sein Werk ohne seinen Namen erscheinen ließ, damit seine Wahrheit unbeeinflußt von Parteihaß oder -Gunst anerkannt werde, und der lieber Brillen schliff, als daß er auf einem Lehrstuhl sich zu Konzessionen verstanden hätte,

wird das ewig leuchtende Bild des selbstlosen Forschers sein. Und auf der anderen Seite grüßen uns jene vielen Namenlosen, die die gewaltigen Dome des Mittelalters errichteten, und die auf ihren höchsten Spitzen Figuren hinstellten, die kein Auge je zu sehen bestimmt war, die aber in jedem ihrer Teile Vollendung atmeten. Denn sie waren, diese Schöpfungen, gleichviel ob jemand Genuß davon hatte oder nicht.

Wir gehen weiter auf der Skala der überpersönlichen Werte und erfassen die Begriffe: Nation, Vaterland, Staat. — Auch der Altruist kennt sie; aber für ihn sind es nur Sammelnamen, die eine ungefähr gleichartig beschaffene Gruppe von Menschen umfaßt. Und nun steht er vor dem seltsamen Phänomen: Wie kommt es, daß ein Mensch, der niemals dazu bereit wäre, sein Leben für eine bestimmte Anzahl von Individuen zu opfern, es freudig hinwirft, wenn es gilt, das Vaterland zu schirmen. Sollte sich hier nicht doch ein Überpersönliches offenbaren, dessen Organ der Einzelne ist, dem er dient? Eine Idee, die sich verkörpert, und die in ihrer Verkörperung wiederum Werte realisiert, die der Einzelne allein zu realisieren nicht imstande wäre? Es sei hier auf die Platonische Auffassung des Staates verwiesen, dessen letztes Ziel es ist, die Idee des Guten zu verwirklichen.

Fernere Werte, die sowohl im sozialen wie im überpersönlichem Sinne gedeutet werden können, sind die verschiedenen Emanzipationsbestrebungen: Emanzipation der Frau, des Proletariats, der Juden. Hier kann einmal nur der Gesichtspunkt geltend gemacht werden, daß eine bestimmte Menschengruppe Bedürfnisse entwickelt hat, die unbefriedigt zu lassen die Gesellschaft kein Recht besitzt. Aber ebensowohl können wir die Frage so stellen: Wird durch das Freiwerden dieser bisher gebundenen Kräfte ein neuer Kulturwert realisiert, und welcher?

So weit handelte es sich um Werte, die inhaltlich mit denen des Altruisten zusammenfielen, und die sich von jenen nur hinsichtlich der verschiedenen Beurteilung dessen, was eben ihren wahren Wert ausmacht, unterschieden. Aber es gibt auch solche, die sich sowohl dem Egoisten wie auch dem Altruisten grundsätzlich verschließen, die auch der Altruist von seinem Standpunkt aus eigentlich nicht anerkennen kann, und die, wo er es trotzdem zu tun scheint, in einer Schicht seines Wesens stecken, in der die traditionell überkommenen Werte, denen keine tiefere eigene Überzeugung zugrunde liegt, ruhen.

Allen voran steht hier der Begriff der Ehre, den jeder Falstaff naturgemäß als Torheit bezeichnen muß. Sie nützt keinem, weder uns selbst, noch Anderen; sie schadet uns im Gegenteil, wenn sie uns bewegt, um ihretwillen einer verlorenen Sache zu dienen. Und doch hat sie als Imperativ in vielen Tausenden gelebt, doch sank um ihretwillen der Soldat tot neben

der Fahne nieder, die er nicht lassen wollte, und die Edlen von Thermopylä starben für sie den Heldentod. Sie opferten sich für die Ehre der Nation; aber wofür sie sich auch geopfert hätten, — das Opfer selbst gehört zu jenen überpersönlichen Werten, die nicht erst durch fernere Zwecke geheiligt werden müssen. Wir bewundern den sich Opfernden, gleichviel ob seine Sache die unsrige ist oder nicht, ebenso wie uns wahre Herzensgüte schön erscheint, auch wo sie uns nicht zugute kommt, und wo der, auf den sie sich richtet, ihrer nicht wert ist.

Eine andere, nicht aus der sozialen Ethik ableitbare Forderung ist die der Wahrhaftigkeit. Woher stammt sie? Denn nicht immer schadet die Lüge anderen Menschen, und nicht immer ist sie ein Zeichen von Feigheit. — Daß sie zuweilen da, wo sie mit anderen sittlichen Forderungen in Konflikt gerät, diesen weichen muß, daß wir z. B. unbedenklich eine kleine Lüge aussprechen würden, um ein Menschenleben zu retten, spricht nicht gegen die Tatsache, daß der Imperativ als solcher besteht, und daß er nur im Ausnahmefall als aufgehoben erscheint.

Wir kommen endlich zu einem überpersönlichen Wert, der der allerpersönlichste zu sein scheint, ja, der nicht selten an dem, der ihn zu realisieren strebt, als Egoismus bezeichnet wird. Es ist der Wert der menschlichen Persönlichkeit als solcher.

Daß der Mensch alle Kräfte, die ihm die Natur gab, zu einem harmonischen Ganzen vereine, daß er aus dem Chaos einen Kosmos schaffe, kurz, daß er den Rohstoff, der ihm überliefert wurde, zum Kunstwerk umbilde — die Kalokagathie des Griechen —, um dieses Ideals willen hat schon Mancher das Glück Anderer geopfert, wenn er sich aus Verhältnissen frei machte, in denen es nicht zu verwirklichen war; aber er hat da, wo das Streben echt war, auch ebenso das eigene Glück preisgegeben. Denn die Verwirklichung dieses Ideals verlangt strenge Bändigung unserer Triebe, und die Entsagung von Manchem, das sich der nach Lust strebende Altruist unbedenklich gönnt, soweit sein Luststreben nicht mit dem der Anderen in Konflickt gerät. — Es handelt sich in diesem Falle nicht darum, daß m e i n e Persönlichkeit sich entfalte und gestalte, sondern daß es d i e Persönlichkeit tue, nur daß die meine für mich das nächste Objekt zur Verwirklichung dieses Ideals ist. Für den Erzieher dehnt sich diese Forderung dann naturgemäß auch auf Andere aus, wie es überhaupt als ein Altruismus höherer Art zu bezeichnen wäre, die wahren Werte nicht nur in uns, sondern auch in Anderen zu fördern.

Was also das Ideal des Ausbauens der Persönlichkeit ganz stark von den Zielen des Egoisten trennt, ist einmal, daß es sich hier nicht nur um die eigene Persönlichkeit, sondern um die Persönlichkeit schlechthin handelt,

und zweitens, daß die Frage nach der bei dieser Ausgestaltung empfundenen Lust gegenstandslos wird gegenüber dem Bewußtsein, auf diese Weise seine Bestimmung zu erfüllen. Auch das „ewige Seelenheil", das der Fromme anstrebt, ist nicht nur ein Streben nach ewiger Lust, sondern das Ringen um ein Gottgewolltes.

Daß die Ausgestaltung der Persönlichkeit eine sittliche Forderung ist, ganz unabhängig davon, was eine solche Persönlichkeit Anderen nützt oder schadet, daß das Sein des Menschen mehr bedeutet als seine Leistungen — ist heute recht stark in Vergessenheit geraten. Wie oft liest man z. B. in Bezug auf Menschen — besonders auf Frauen —, die keinen Sinn für persönliche Würde haben, die sich an jeden ersten Besten wegwerfen oder sich an den Meistbietenden verkaufen: Das ginge keinen etwas an; die Betreffende sei nicht bösartig, sie schade niemandem, — alles Übrige sei ihre persönliche Geschmacksache. Ja, nicht selten werden solche Menschen sogar von denen beneidet, denen eine gute Erziehung nach dieser Richtung hin hemmende Instinkte mitgegeben hat. Man könne das nun einmal nicht, heißt es; aber jene Anderen hätten doch viel mehr von ihrem Leben. — Nach einer Zeit, in der jedes Weib, das ohne standesamtliche Sanktionierung Kinder zeugte, verachtet wurde, hat sich im Gegensatz dazu heute eine Laxheit breit gemacht, die überhaupt keine anderen als soziale Imperative mehr anerkennt, und die alles Übrige dem persönlichen Geschmack überläßt. — Ob jeder Beliebige dazu berufen sei, der Erzieher seines Nächsten zu sein, ist wieder eine andere Frage. Wir haben nicht das Recht, jedem Anderen ohne weiteres unsere Meinung aufzudrängen, aber wir können Werturteile besitzen und an ihnen den Wert der Menschen messen. Auch hier ist nicht gesagt, daß gewisse Umstände unser Urteil nicht mildern können; aber um von der Mittellage abzuweichen, muß dem Pendel zunächst einmal die Mittellage gegeben sein.

Fragen wir uns nun, worauf solche unpersönlichen oder überpersönlichen Imperative, die uns erfahrungsgemäß gegeben sind, deuten, so geraten wir in eine gewisse Verlegenheit. Egoismus und Altruismus lassen sich restlos aus der natürlichen Welt, dem Bereich der Naturwissenschaft, erklären. Selbst bei den Tieren finden sich ja schon, wie Krapatkin nachwies, soziale Instinkte, die auf gegenseitigen Schutz, auf gegenseitige Hilfe hinweisen. Der überpersönliche Wert aber ist ausschließliches Eigentum des Menschen, und er weist auf einen Zusammenhang der Dinge, der nicht ohne weiteres in unserem gesellschaftlichen Leben gegeben ist.

Man könnte sich hier mit dem Hinweis auf einen „Bedeutungswandel" zufrieden geben und sich darauf berufen, daß, wie die Kunst zunächst einem rein praktischen Bedürfnis diente und erst später selbständigen Wert gewann, so sich jeder überpersönliche Wert aus einem Nutzwert entwickelt

habe. Aber damit ist eigentlich nur ein Faktum konstatiert, nicht aber erklärt, warum denn nun die Entwickelung den Weg vom Persönlichen zum Überpersönlichen eingeschlagen hat, und was das Überpersönliche letzten Grundes ist. Hier scheint doch die naturalistische Erklärung zu versagen und die Metaphysik der einzig mögliche Weg zu sein. Ob wir uns die überpersönlichen Imperative als Forderungen eines überpersönlichen Geistes — eines Gottes — an uns vorzustellen haben, ob wir durch sie ein Göttliches im Leben verwirklichen sollen, ob die Gottheit selbst sich in ihnen — im Sinne Hegels — entwickelt, oder ob wir — wie es Fechner lehrt — Organe am Leibe eines Welt-Ichs sind und dessen Ziele durch unser Tun fördern, ob wir endlich jene überpersönlichen Werte als Ideen im platonischen Sinne auffassen —, gleichviel, sie leben im Bewußtsein der Menschheit und verlangen gebieterisch nach Verwirklichung.

Es wäre aber töricht, eine bestimmte metaphysische Überzeugung als Voraussetzung für die Verwirklichung unpersönlicher Werte zu postulieren. Wir können nicht sagen: Zuerst müssen wir davon überzeugt sein, daß der Wille eines Gottes existiert, und dann werden wir dessen Forderungen zu erfüllen streben. Oder: Zuerst muß ich wissen, ob mein Ich unsterblich und dazu bestimmt ist, sich in Ewigkeit fortzuentwickeln, ehe ich in der Ausgestaltung meiner Persönlichkeit ein absolutes Ideal zu erblicken vermag. — Auf diese Weise würden gar Viele nie dazu gelangen, die höchsten Menschheitsziele zu verwirklichen. Denn die Skepsis untergräbt je länger je mehr unser ganzes Leben, und wer da warten wollte, bis er festen Grund gelegt, der würde heute niemals dazu kommen, ein Haus zu bauen. Gewiß ist es nicht ratsam, ein Gebäude mit dem Dach zu beginnen. Aber wenn uns die Existenz des Daches nun unmittelbar gewiß wäre, sollten wir dann nicht berechtigt sein, von der Existenz des Daches auf den Grund zu schließen, der es trägt? — Wem die überpersönlichen Werte in ihrer Realität als die höchsten uns bekannten Werte unmittelbar gewiß sind, der wird entweder von ihnen auf den überpersönlichen Geist schließen, der sie in sich trägt, oder diese Werte werden ihm selbst ein Metaphysisches sein, das in unsere Welt hineinragt und ihr Wert und Bedeutung gibt. — Es bedarf zum Glauben an sie keiner bestimmter religiöser Vorstellungen, weil sie selbst von religiöser Art sind. Denn sie werden auch demjenigen, der den Glauben an einen der Menschheit helfenden und ihre Bedürfnisse befriedigenden Gott verloren hat, den Glauben an ein Göttliches gewährleisten, das den Menschen zum Dienste verpflichtet und ihn dadurch von der Beschränktheit auf sein eigenes Wohl und Wehe erlöst. Was dieses Göttliche mit uns vorhat, wenn wir unser jetziges Leben beendet haben, das müssen wir ihm überlassen. Wir haben nur bereit zu sein. — Der Gott, wie ihn die Bibel kennt, ist noch der Gott des Altruismus. Über ihn hinaus ragt die Gottheit, in deren Dienst wir stehen, ohne Lohn dafür zu begehren.

Wir haben hier die drei Stufen des Sittlichen: Egoismus, Altruismus und Transpersonalismus aufgestellt, als ob sie sich chronologisch aus einander entwickelt hätten. Das aber ist nicht so zu verstehen, als sei auf jeder dieser Stufen nur ein einziger Typus realisiert, als habe es zuerst nur Egoisten, sodann nur Altruisten und endlich nur Diener des Überpersönlichen gegeben, oder als sei dies ein für die Zukunft erwünschtes Ziel. Jene Entwicklung der Werte aus einander bedeutete mehr eine Wertskala, als einen zeitlichen Ablauf. Es hat immer Egoisten gegeben und wird sie voraussichtlich immer geben. Der wahre Altruismus war stets nur das Eigentum einer kleinen Zahl, und die Diener am Überpersönlichen werden sich sicherlich nicht rapide vermehren, ja sie waren unverkennbar in früheren Zeiten stärker vertreten, als sie es gerade heute sind. — Und ebenso wie die einzelnen Typen nebeneinander stehen, kreuzen sie sich auch nicht selten im gleichen Individuum. Hier sind die seltsamsten Kombinationen möglich, und zuweilen findet man Menschen mit egoistischer Veranlagung, die die Stufe des Altruismus überspringen und unmittelbar zum Dienste am Überpersönlichen gelangen.

Auch ist es nicht zu wünschen, daß eine höhere Stufe der sittlichen Entwicklung die vorhergehende völlig aufhebe. Der Mensch ist seinem Körper nach aus den Elementen des Pflanzen- und Tierreichs emporgewachsen und kann diese seine Herkunft nicht verleugnen, ohne die Wurzeln seines Daseins abzugraben. Sets wird er genötigt sein, für sein eigenes Wohl zu wirken, und stets werden die Menschen zu gegenseitiger Hilfe auf einander angewiesen sein und sollen einander tragen nnd stützen, wo sie es vermögen. Nur sollen sie wissen, daß sie damit noch nicht das Höchste erfüllt haben, das sie als Menschen zu erfüllen berufen sind; (hier wurzelt wohl Nietzsches starke Opposition gegen die Moral, die für ihn mit Altruismus-Moral identisch war); sie sollen wissen, daß es gilt eine Welt zu finden — oder aufzubauen —, deren Werte jenseits von Lust und Unlust wurzeln, und es soll ihnen klar werden, daß der Genuß dadurch um nichts edler wird, daß der Andere statt meiner sich an ihm erfreut.

Dr. Walter Meckauer: Methodisches zur Strindbergforschung.

Die vorwiegend praktische Verstandeskultur Europas hat als eine ihrer charakteristischen Erscheinungen die Etikettierung des Geistes hervorgebracht. Militarismus, Sozialismus, Industrialismus fordern auch im persönlichen und geistigen Leben Reduzierung der individualistischen Merkmale auf einen generellen Typ. So ist man zu den Schlagwortbegriffen gekommen, die im Allgemeinen eminent praktisch (für rasche Orientierung), im Besonderen jedoch der Tod der geistigen Nüancen sind. Nach dem Ausspruch eines bekannten Philosophen heißt im Geiste leben „Nüancen erleben". In diesem Sinne ist die praktische Begriffsbildung, die gegenüber primitiver Begriffsunklarheit mit Stolz auf ihre aufklärende Deutlichkeit pocht, eine Kulturbarbarei — eine Barbarei allerdings, die nicht nur, wie der französische Philosoph Bergson glauben machen will, den deutschen Zeitgenossen, sondern der ganzen kapitalistischen Geistigkeit, also besonders auch dem Amerikanismus, eigen ist.

Wenn diese Begriffsbarbarei differenzierteren Erscheinungen gegenüber stets versagt, so ist das Problem Strindberg ein besonders ausgeprägter Fall. Die hoffnungslose Hilflosigkeit, mit der die Öffentlichkeit diesem Dichter- und Sucherleben gegenübersteht, ist ein leuchtendes Beispiel der Unzulänglichkeit der praktischen Begriffsbildung. Bald heißt es: „Strindberg, der typische zerrissene Mensch unserer Zeit", bald „Strindberg, der Frauenhasser", bald „Strindberg, der Nachfolger Swedenborgs", bald „Strindberg, der unerschrockene Bekenner". Einmal wird dem Schweden das Etikett „Mystiker" aufgeklebt, ein anderes Mal heißt er „Naturalist" und ein drittes Mal spricht man vom „Vorgänger des Expressionismus". Aber das Wesentliche ist, daß alle diese Etikette nicht stimmen, durch welche man sich sonst so leicht im Geistesleben unserer Zeit zu orientieren vermag. Während man sonst die Begriffe hinnimmt, wie sie sind, ist man hier auf Schritt und Tritt genötigt zu fragen: „Was ist Mystik?" „Was ist Naturalismus?" „Was ist Antifeminismus?" etc.

Die Wahrheit ist, daß Strindberg keines von all diesem ist, weil er alles in einem besonderen Sinne ist. Dieser „besondere Sinn" gerade, auf den es ankommt, ist individualistisch, und individuelles Leben läßt sich nicht einregistrieren. Es verlangt Vertiefung, Anerkennung von persönlicher Freiheit, zu welcher Militarismus, Industrialismus und vor allem Sozialismus, der mit seiner äußeren Freiheit alle innere Freiheit tötet, so wenig geneigt sind. Es ist daher ein besonders anerkennenswertes Bestreben des

verdienstvollen Leiters der Kantgesellschaft, Professor Dr. Arthur Liebert, daß er es in seiner soeben in der „Sammlung Collignon" erschienenen Arbeit über August Strindberg unternimmt, seine Kunst in den Rahmen einer Weltanschauung einzubauen, die in ihrer individualistischen Prägung einmalig, in ihrer metaphysischen Verankerung die Wiedergeburt urewiger Gegensätzlichkeiten und des Versuches, sie zu versöhnen, ist.

Kaum jemand, wie gerade Arthur Liebert, der Philosoph der Antithese, ist dazu berufen, in die antithetischen Formulierungen Strindbergscher Weltanschauung einzudringen. Die antinomische Struktur alles Seienden, vor welcher der Durchschnittskopf (im besten Falle) mit einem „Ignorabimus" steht (nämlich, wenn er sie überhaupt erblickt), ist es gerade, die beiden Naturen den Ansporn des ungestümen Vorwärtsdenkens erteilt. Während Arthur Liebert scharfklingig, als ein geübter Operateur am begrifflichen Seinskomplex, dem Wesen der Erscheinungswelt zuleibe geht, berennt Strindberg mit dem heißen Temperament des Dichters die konkrete Seinswelt, und erst, wenn er sich an ihren Widersprüchen blutig gestoßen hat und in ihren Gegensätzen verwickelt ist, versucht er, sich mit kühlem und phantastischem Verstande aus dem Wirrsal zu erretten. Nicht als deduktiver Philosoph betrachtet er die Welt, — sondern verstrickt in die Materie, in unmittelbarer Nähe der klaffenden Risse, vor denen seine Seele zurückschaudert. Er glaubt, blühendes Leben zu packen, und packt überall Antithetik. Es ist fesselnd und lehrreich zugleich, wie Arthur Liebert in seinem Dreischritt (auch hier Dreischritt!) das innerste Wesen des nordischen Dichters entfaltet, zu dem ihn — nicht aus Zufall — seit Jahren eine auffallende Vorliebe hingezogen hat. Im besonderen ist er bestrebt, die literarische Methode von dem unerträglichen Relativismus zu befreien, der das Merkmal einer bloß historischen und biographisch gerichteten Untersuchung bildet. Seine Methode stellt sich vielmehr auf die Erkenntnis und Herausarbeitung der reinen Gestalt und des zeitüberlegenen Sinnes und Gehaltes eines Kunstwerkes ein. Dem historisch-biographischen Standpunkt des Menschlich-Gebundenen und Zeitlichen stellt er den Gesichtspunkt des Ewigen gegenüber. So bereitet er den Boden für eine Betrachtung vor, die auf das Wesentliche geht, und seine Methode verdient daher den Namen einer literarphilosophischen, oder, wenn der Ausdruck in Anlehnung an andere Bestrebungen dieser Art gestattet ist, einer „literareidetischen". Es ist an der Zeit, daß auch unsere literarhistorische Forschung, die sich mehr und mehr in der Sackgasse einer spielerischen Luxuswissenschaft verliert, auch ihrerseits aus der geschichtsmethodischen Wendung, die sich heute an den Namen Spengler heftet, endlich einmal Nutzen zieht! In aller Geisteswissenschaft gilt der Ernst

der Sache und deren Gesetze, die notwendigen Bedingungen des Entstehens und die Realisation eines ideellen Gehalts mehr, als der Vergleich von Stoffen, Stilarten und Themen, der wohl für naturwissenschaftliche Disziplinen von höchster Bedeutung sein mag, aber in den nichtempirischen Gebieten, und speziell in der Literatur, so verheerende Erscheinungen hervorruft, wie es die sprichwörtlich gewordene „Literaturzoologie" eines Max Koch ist.

Ein Wort noch über den besonderen Fall! Es ist das Vorzügliche dieses Strindbergbuches, das uns Professor Liebert gegeben hat, daß es in der Fülle der Strindbergliteratur zum ersten Male Wesenszügen des Dichters zutiefst nahekommt. Die neue Methode, die sich auch auf anderen Gebieten Bahn bricht, zeitigt hier die ersten Früchte. Was Liebert über den Pessimismus Strindbergs (S. 102), über die Statik seiner Gestalten (S. 94) und seine Resignation (S. 39, 104) sagt, ist von bleibender Bedeutung!

Rudolf Alpers:
Gedanken zur Gegenwart.

Neue Geistesrichtungen entstehen aus dem Wechsel der natürlichen Verhältnisse, wenn nicht etwa ein Genie mit sicherem Gefühl die zukünftige Linie vorher zeichnet und bestimmt. —

Für die Gegenwart gilt ersteres.

Weltbewegende Ereignisse haben die vergangene Zeit durchtobt, die Menschen jahrelang in Atem gehalten, teilweise sogar in eine gewisse Bewußtlosigkeit versetzt. Die Folgeerscheinungen sind: zertrümmerte Staaten, Mißwirtschaft, Menschenelend, sinkende Kultur, mit wenig Worten materielle und geistige Verkommenheit. Darauf bildet sich unsere Zukunft.

Angesichts dieser vernichtenden Wahrheit wäre zur Verzweiflung nur ein Schritt, zumal es auch heute noch immer nicht an dunklen Wolken, an unerfreulichen, niederdrückenden Dingen fehlt. Aber man ersticke herzhaft jeden Pessimismus.

„Lästert nicht die Zeit, die reine! Schmäht ihr sie, so schmäht ihr euch! Denn es ist die Zeit dem weißen, unbeschrieb'nen Blatte gleich. Das Papier ist ohne Makel, doch die Schrift darauf seid ihr! Wenn die Schrift nun nicht erbaulich, ei, was kann das Blatt dafür?" (Anastasius Grün.)

*

Die Kraft der alten Betäubungsmittel ist aufgebraucht. Mit schrecklicher Größe reiht sich an den Traumzustand die Periode der Ernüchterung, des klareren Erkennens, des Selstbesinnens an. Die Gegenwart ist nicht befriedigt von dem Erfolg der vergangenen Jahre, Enttäuschung waltet überall, denn man hatte sich das Kommende so anders vorgestellt. Die Ideale von früher sind umgestürzt, neue Wünsche und Ziele lösen sie ab.

Dieses Wünschen ist das charakteristische Zeichen unserer Tage. Ein mehr und mehr wachsender Drang geht durch die heutige Menschheit, läßt sie nach allem möglichen jagen, verleitet sie zu allerhand unnützen Taten. Besonders jedoch dort, wo die verflossene Zeit Trümmerstätten, Elend und Sklavenketten geschaffen hat, muß die Sehnsucht nach dem Befreienden am stärksten sein. Aus einem Chaos, einem Knäuel wirren Lebens bricht sie hervor.

Die einen schreien zum Himmel hinauf,
Sie verlangen von Gott Erbarmen, Wandel.
Andere folgen geduldig dem schrecklichen Lauf
Der Dinge.
Die einen schreien, so kann es nicht weitergehen,
Der Mensch braucht ein Ziel, ein höheres Ziel.
Andre dagegen, — wir hörten schon viel zu viel
Von Zielen.
Dieser will Geist und jener mehr Leben,
Ein dritter wohl beides zugleich.
Sie alle suchen Vergessen im Streben
Und Sehnen.

*

Minderung der sozialen Gegensätze ist das wirkliche Verlangen der Stunde, nicht volle Harmonie. Sie gilt heute als Märchen, wie jene Idee vom harmonischen Urzustand. „Es war einmal ein weites, schönes Reich, das Land der Königin Eintracht. Sie herrschte dort in unumschränktem Walten und ihre obersten Diener waren die Menschenliebe und die willige Hingabe an das Ganze.“ (Rudolf Stammler.)

Der Denkende weiß, daß die einwandfreie Lösung des Problems unmöglich ist, unmöglich, solange es Menschen gibt mit Menscheneigenschaften. Die geistige Differenzierung vernichtet jede Hoffnung auf Erreichung des letzten Zieles.

*

Materialismus und Idealismus stehen sich im Augenblick tatenbereit gegenüber. Nie aber war der Abstand zwischen beiden so erheblich.

Idealismus, das Streben nach höheren, geistigen Werten entströmt dem Empfinden einzelner, kleiner Menschengruppen. Die wenigen Intellektuellen innerhalb der kultivierten Völker haben die Kraft des Geistig-

schöpferischen von neuem entdeckt. Eilande des Geistes sind es, die gegenwärtig ihre Fühler ausstrecken, einander zustreben. — In Deutschland sollten sich diese Samenkörner am schnellsten entwickeln, denn es ist das Land, dem für die nächste Zukunft nur das geistige Feld zur selbständigen Bearbeitung geblieben ist.

In der Masse dagegen herrscht dumpfer Materialismus. Er herrscht notwendig, denn er ist noch immer ihr Element. Die Masse verschmäht die geistige Erkenntnis, muß sie verschmähen bis zum Tage ihrer irdischen Erlösung. Solange das nackte Leben auf dem Spiele steht, verkümmert der Geist.

*

Gleich dem ewig bewegten Meer nagen die Massen unaufhaltsam, dabei unterstützt durch die Macht der Gegenwartsverhältnisse, an den Inseln des Geistes, bröckeln Stücke davon ab. Es hilft nichts, daß die höherstrebende Minderheit dem zahlenmäßig wachsenden Materialismus der Menge das Moment der Intensität entgegensetzt. Aber das schlimmste Übel auf Erden ist auch garnicht die geistige Trägheit der Massen, vielmehr ihre materielle Hilfsbedürftigkeit. Je mehr sich diese verringert, desto schneller schwindet jene. Die Menge hat sich vorerst nur ein irdisches Ziel zu geben. Ihre urwüchsige Kraft wird, wenn es Zeit ist, um das geistige Ideal nicht verlegen sein.

*

Idealismus, Materialismus, beide sind unumgänglich nötig, beide sind Mittel, wie alles Irdische letzten Endes Mittel ist, zu dem einen, dem einzigen Ziel. So erfüllt sich „Karma", das ewige, kosmische Gesetz.

„Wohl mögt ihr höher heben euch als Gott
Und tiefer sinken als der Wurm, die Mück':
Myriaden Seelen legen diesen Lauf,
Myriaden den zurück.

Allein, wie unsichtbar das Rad sich dreht,
Kann Frieden nicht, noch Ruh', noch Rast ersteh'n,
Wer steigt, muß fallen, — steigen, wer da fällt,
Wie sich die Speichen dreh'n.

Lägt ihr gebunden auf des Wechsels Rad,
Und gäb' es keinen Weg euch zu befrei'n,
Dann wär' ein Fluch das Wesen alles Seins,
Das Leben Höllenpein.

Gebunden seid ihr nicht! Die Welt ist schön,
Das Wesen alles Seins ist Himmelsruh' —
Das Weh bezwingt der Wille, Gutes reift
Dem Bessern, — Besten zu.

Ich, Buddha, weint' einst mit der Brüder Schar,
Das Weh der ganzen Welt brach mir das Herz,
Jetzt lach' ich freudig, denn Befreiung gibt's!
Ihr, die ihr leidet Schmerz,

Ihr leidet durch euch selbst. Kein and'rer zwingt,
Kein and'rer hält euch, daß ihr sterbt und lebt,
Daß ihr des Rades Speich' umarmt und küßt,
An der ihr wirbelnd klebt."

(Aus der „Leuchte Asiens".)

Ludwig Bergel:
Ach, meine Seele ....

Ach, meine Seele weinte leise durch die stille Nacht.
Warum denn nur?
Ist doch der Lenz in alter Pracht erwacht —
Die ungezählten Sonnen grüßen
Durch das All
Und flammenschweifig Meteore schießen
Durch das blaue Dunkel.
Ach, meine Seele weinte leise durch die stille Nacht.

*

Sieh, Mensch, dort liegt vor dir die weite Ferne,
Die Ewigkeit in ungeteilter Harmonie
Und Welten, Sonnen, Sterne — —
Nun trete hin und wähle — —
Und ich wähle —
Jubelnd, dich schluchzende, dich göttliche, dich Seele.

Und wie des jungen Frühlings Knospen wärmen,
Erfüllt dich heiliges Ahnen eines ewigen Frühlings.

Ach, meine Seele weinte leise durch die stille Nacht —

Marie von Bunsen: Briefe aus Ostasien.

An ihre Geschwister gerichtet.

(Fortsetzung.)

Beim Tee wurde über japanische Literatur gesprochen, als ich auf eine berühmte alte Uta anspielte, sagte die Hofdame gleich das Gedicht her. Sehr hübsch klang ihr japanisch, Hofdamen waren immer wegen ihrer gewählten vorbildlichen Sprache berühmt, haben sich immer eifrig um Literatur bekümmert. Die Baronin Sanomija, eine geborne Engländerin, die ich öfters besuche, hatte mir von der bekannten verstorbenen Hofdichterin Saisho erzählt. Eine Dame der alten Schule, sehr förmlich, sehr gebildet, eine Persönlichkeit. Sie verbesserte die Dichtungen der Kaiserin und ihrer Damen und hatte ein großes Ansehen.

Ich bin viel eingeladen worden, so bei dem Prinzen Reuß XXXI, der ganz wunderhübsch wohnt, mitten in einem japanischen Garten, das Häuschen sehr geschmackvoll eingerichtet. Dann in der Italienischen Botschaft, dort sind gute japanische Wandmalereien und prächtige kostbare Zwergkiefern (sie werden in gewissen Abständen vom Gärtner einer Behandlung unterworfen, zurückgebunden, damit ihre ausgetüftelt schönen Linien nicht verkümmern). Die Marchesa Guiccioli ist eine geborene Gräfin Benckendorff, Schwester der Fürstin Hatzfeld, eine kluge Frau, die schon längere Zeit hier ist und mir sehr interessante Einblicke gegeben hat. (Recht japanisch geht es unter der europäischen Aufmachung noch zu). Ein großes Fest war auch das beim Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, Marquis Komora. Ein alter ummauerter Bezirk mit Wachthäusern an den Ecken, das Wohnhaus schlecht europäisch, immerhin mit einigem Guten. So im Zimmer, in dem ich meinen Mantel ablegte, schwarzgoldenes Lackmobiliar, auch geradezu wunderbare Topfpflanzen, auf das Künstlerischste ist jede Linie dieser großen Päonien oder Azaleen abgewogen, von jeder Seite aus komponiert sich das Bild. Mich führte Graf Okubo, ein ehemaliger Daimio, der gegenüber von Kobe, nicht sehr weit von Osaka, ehemals die Provinz beherrschte. Jetzt hat er dort nichts mehr zu sagen, wenn er jedoch die alte Burg besucht, wird er mit der anhänglichsten Ehrerbietung gegrüßt. Von all den vielen Herren der Gesellschaft hat (mit Ausnahme eines Kammerherrn, der die Hofmusikanten unter sich hat) er allein den „vornehmen" Typ, die lange etwas gebogene Nase, den schöngeschwungenen Mund. Er erzählte mir, daß er, oder wenn er keine Zeit hat, seine Frau, den nach der Jahreszeit, den Ereignissen, der Stimmung wechselnden, in der Nische aufgehängten

Kakemonos bestimmt. Auch ordnet er gern, wenn er Muße hat, die Blumen in den Vasen, meist müsse er dieses jedoch seinen Damen überlassen. Mein anderer Nachbar war in Europa gewesen, um in Italien und Norwegen die Wasserkräfte und ihre industrielle Verwertung zu studieren. Zu meiner Überraschung bewunderte er die dunklen Italienerinnen mehr als die blonden Skandinavierinnen. Mit beiden Herren kam ich gut weiter, im allgemeinen beklagen sich die Diplomaten, Damen wie Herren, bitter über die Langeweile des gesellschaftlichen Verkehrs mit den Japanern. Immer sind diese verbindlich, nie kommt man jedoch über das platteste Gespräch über Wetter und Blumen heraus; Flirt ausgeschlossen. Ich kann mich nicht beklagen, allerdings merken sie ja auch bald, daß ich nicht gänzlich unbewandert nach Japan gekommen bin, daß ich Achtung vor der fremden Kultur mitbringe. Das ist, glaube ich, das Maßgebendste; der Normaleuropäer findet das Orientalische „furchtbar ulkig, zum Kranklachen", oder „perfectly killing, quite too funny", „cocasse, drôle". Die Französische Botschaft besitzt noch das prachtvolle alte Daimioportal. Dieses wirkte nachts geheimnisvoll, auch die Shogunsburg, als ich im Kuruna (das ist das elegantere japanische Wort für Rikscha) an ihren Gräben und Mauern und Kiefern vorbeifuhr. Die Amerikanische Botschaft hat einen hübschen Garten, die Deutsche ist regierungsbaumeisterlich, standesgemäß, langweilige Renaissance. Graf Rex hat seine persischen Schätze aufgestellt, sein Koch gilt für den besten in Tokio und der Ruf scheint mir begründet.

Als ich einmal in das Hotel heimkehrte, stieg Frau Inuye, unsere ehemalige Botschafterin, eben aus ihrem großen Auto, wollte mich besuchen. Wäre sie nicht auf mich zugegangen, hätte ich sie nicht erkannt, so anders wirkte sie in ihrer japanischen Tracht. Braunseidener Kimono, golddurchwirkter Obi-Gürtel, am Hals nichts Helles; da sie soeben eine Tochter verheiratet hat, würde ihr das als zu jugendlich verdacht werden. Ihr Haar ist jedoch noch rabenschwarz, sie wirkte wie ehemals in ihren Pariser Kleidern hübsch und elegant, war liebenswürdig und mitteilsam, erkundigte sich warm nach den Bekannten in Berlin.

Mit Kojama wanderte ich in den Tempeln umher; von der Pracht der Shogungräber ließe sich stundenlang erzählen. Entzückend war in Kameida, einem alten Heiligtum, die Glycinienblüte. Der Schutzheilige dieses Tempelchens ist ein berühmter Dichter, der in der Verbannung lebte und nun göttlich verehrt wird. In Laubengängen werden die uralten Glycinien gezogen, sie haben mächtige graue, geborstene Stämme, Traube auf Traube fällt hernieder, man geht wie unter einer lila Blütendecke. Jahrtausendalte Gartenkunst; nie sieht man solche Glycinien in Europa, nie auch solche Päonien. Die Japaner verstehen viele unserer

üblichen Gärtnereikniffe, so etwa das Okulieren, nicht, kennen weit weniger Blumen, in diesen ihren Lieblingen sind sie unerreicht. Ausgetüftelt verfeinert sind ja ihre Gartenanlagen; in Kamakura lernte ich die Verschiedenheiten, die durchgehenden Prinzipien schon etwas verstehen. (Wenn man einen guten Garten betritt, müßte der gebildete Besucher gleich ersehen, ob es der Garten eines philosophischen Staatsmannes, einer Kokotte, oder eines Großindustriellen sei). Hier in Tokio sind einige große berühmten Anlagen und Kojama kann mir manches erklären.

Gestern vermittelte er einen Besuch beim Grafen Okuma, einem der letzten der „alten Staatsmänner" (so nennt man jene, welche die große Umwälzung bewirkten, die Gründer des neuen Japans). Er wohnt in einem ehemals ländlichen Vorort, jetzt umgeben ihn murklige Straßen und Gassen, der gutjapanische Garten wirkt jedoch mit seinen hohen Hecken und Bäumen weitschweifig und abgeschlossen.

Das Haus schlecht europäisch, im Flur schauerliche goldgestickte und geschnitzte Sessel, im Empfangsraum neben europäischer Dutzendware einiges erfreulich. So die Kassettendecke mit zusammengefügten edlen Hölzern; die weißen Wände zeigten ein zartgraues Blattmuster, in einem tiefgrün verglasten Gefäß wuchs ein herrlicher Zwergahorn, er hatte die großzügige Schönheit eines alten Waldbaums. Im Flur empfing mich ein deutsch sprechender Herr, klapperdürr, für einen Japaner auffallend groß mit unheimlich langen dürren Fingern. Nun kam der Hausherr, glücklicherweise japanisch, ein blaugrauer Seidenkimono, weite goldbraune seidene Hakama-Pluderhosen; ein frischer alter Herr mit verschmitzten ausgemergelten Zügen, bester Bauerngreis-Typ. Kojama übersetzte, leider nahm die Exzellenz anscheinend an, daß einer Europäerin die japanische Geschichte ein weißes Blatt sei, so dozierte er mir lehrhaft-umständlich die elementarsten Tatsachen. Einige Schnitzer der europäischen Vergangenheit liefen mit unter, er versetzte z. B. die Stein'sche Reform in die Regierung Friedrichs des Großen. Ich wurde innerlich ganz desperat, dazu war ich nicht hergekommen; mit sanfter Beharrlichkeit brachte ich ihn auf Persönliches, Japanisches, hielt ihn bei der Stange. Er ging darauf ein, doch waren seine Antworten nie präzis, oft daneben. So wollte ich gern erfahren, wie früh er die Notwendigkeit der Annahme europäischer Kultur erkannt habe, ob seine Familie ihm dieses Vorgehen sehr erschwert habe, was für Kämpfe er bei diesem Bruch mit aller Überlieferung durchfechten mußte (ein Fanatiker versuchte, wie ich wußte, ihn zu ermorden). Bald war er jedoch abgeschwenkt und erzählte mir die wirklich sattsam bekannte Episode mit dem Commodore Perry. Auch auf meine Frage, wie es möglich gewesen sei, diese un-

erhörte Evolution eines ganzen Landes ohne eigentliche Revolution durchzuführen, kam nichts Bestimmtes, Anschauliches heraus. (Abends beklagte ich mich hierüber beim X. . . .'schen Botschafter, da lächelte dieser mich ironisch an. O nein, der alte Fuchs könne haarscharf denken und habe ganz genau gewußt, was er mir erzählen und was er mir verschweigen wollte!)

Endlich brachte ich ihn in ein uns Beiden zusagendes Fahrwasser, indem ich ihn zu seiner großen Schöpfung, der Waseda-Frauenuniversität beglückwünschte. Da sprach er über die Anfangsnöte, nur durch die Hervorhebung praktischer Vorteile habe er die ihm am Herzen liegende wissenschaftliche Ausbildung durchgesetzt. So lernen die jungen Mädchen ausnahmslos das Nötige über Bankwesen und Vermögensverwaltung. Ich sagte ihm, daß dies in Europa leider nur ausnahmsweise geschähe! Die Heiratsstatistik der Studentinnen sei günstig (dies bestritt mir nachher Kojama; allerdings würde er persönlich eine intelligente, gebildete Frau, welche sich für seine Wissenschaft interessieren könne, bevorzugen, die meisten seiner Altersgenossen hätten jedoch für diesen neuen Typus wenig über).

Tee wurde hereingebracht; das Geschirr war nüchtern europäisch, der Tee einheimisch, stark aromatisch (allmählich habe ich mich an ihn gewöhnt, liebe ihn jetzt), dazu einheimisches Gebäck. Es war eine Freude, den alten Herrn beim Sprechen zu beobachten; funkelnde braune Augen, freundliche, kräftige, kluge Züge, obwohl ein Siebziger steckt er voller Zukunftspläne. Er ist ja auch rastlos tätig, will, obwohl A. D., an allem teilnehmen, bei jeder Eröffnung, Grundlegung, Reisverteilung, Demonstration, Versammlung ist er zur Stelle und hält ausnahmslos eine Rede. Fast täglich hatte ich seinen Namen gelesen. So wird ihm von seinen Feinden Popularitätshascherei und Eitelkeit vorgeworfen. Eigentlich wirkte er erstaunlich unorientalisch, seine Gesten waren lebhaft, ungezwungen, fast drastisch, sein Wesen hatte nichts von der formvollendeten, undurchdringlichen Zurückhaltung der Japaner. Vielleicht ist diese robuste Offenheit eine meisterhafte Maske.

Nun verabschiedete ich mich (Kojama hatte aus Hochachtung vor der berühmten Exzellenz nagelneue weiße Handschuhe angezogen, er verbeugte sich tief, klappte zusammen). Der dürre Herr mit den langen feinen Fingern wurde beauftragt, uns den Garten zu zeigen. Am Ende des Flures lag der Durchgang zum japanischen Flügel, zum eigentlichen Wohnhaus. Neiderfüllt sah ich Schiebetüren aus kostbarem atlasmäßig schimmerndem gemasertem Holz, ziselierte Griffe, goldene Wandschirme. Innen lagen gewiß vollendet schöne Räume.

Dann kam ein üblich europäisches Treibhaus, Anthurien, Amaryllen, Clivia, Cinerarien und Farren, darauf gelangten wir in den Garten. Teilweise rein japanisch, ein fließender Bach mit Felsblöcken und Sträuchern, geschnittene Azaleen, Haine, unter deren Schatten grau-grüne Seladon-Porzellanhocker standen, einzelne Prachtpäonien, üppig blühende Glycinien. Es war ein überaus anheimelnder Garten, wie er dem Lebensabend eines Staatsmannes zukommt.

Okumas Wunsch entsprechend, besah ich mir dann die Frauen-Universität. In der soeben vor sich gehenden Geschichtsstunde wurde der Konflikt Gregor VII. und Heinrich IV. erörtert, im Laboratorium wurde Chemie demonstriert. Da die allermeisten dieser jungen Mädchen heiraten, nicht Lehrerinnen werden, wäre vielleicht eine gründliche Mittelschulbildung angezeigter. Gut gefiel mir das Praktische und Ästhetische, so die mit beträchtlichem Kapital arbeitende Bank, die auf dem Genossenschaftsprinzip beruhenden Verkaufsläden, die landwirtschaftliche Abteilung. Die altjapanische, viel Zeit in Anspruch nehmende Kunst des Blumenbindens wird gelehrt und Blumen standen neben den Vortragenden in jedem Hörsaal. Dem Teezeremonie-Unterricht wohnte ich bei, sah die langsamen Verbeugungen bis zum Boden hinunter, das feierliche Aufnehmen und Darbieten der Schalen. Alles Weibliche trug japanische Tracht und zwar unter dem Kimono die weiten Hakama-Pluderhosen, in denen man auch die Schulmädchen immer sieht. Familienhaft leben die Zöglinge in den vielen im Park verstreuten, nett eingerichteten Häusern, im Kindergarten dürfen die Kinder nicht auf japanische Art auf ihren Fersen hocken, sondern müssen sitzen, man ist überzeugt, daß die ihnen selbst sehr bedauerliche Kurzbeinigkeit der Japaner vom Hocken herrührt.

Im berühmten Asakusa-Tempel kaufte ich mir Bilderbogen in Buden; in ebensolchen an eben dieser Stelle wurden im 18. Jhr. die nicht mit Gold aufzuwiegenden Blätter der Motomugu, Harunobu, Kijonago um wenige Sen angeboten. Es gab bereits ein rohbuntes Bild vom brennenden Yoshiwara. In der Nacht vor meiner Ankunft ist dieses berühmte Freudenhausviertel niedergebrannt, so werde ich es leider, leider nicht sehen. Die Missionare eifern gegen den Wiederaufbau, die übrigen Europäer versichern mir, daß es dort immerhin den armen Geschöpfen besser als denen der Friedrichstraße oder Piccaddilly gegangen ist, daß die Zustände der Stadt ohne diese Absonderung sich verschlechtern werden. Den Japanern ist es jedoch überaus peinlich, daß Europäer sich über diese Einrichtung aufhalten.

Nun Schluß — herzlichst Eure M. B.

Rundschau

Wirtschaftliche Rundschau.
Von Arthur Neumann, Charlottenburg.

Den Mittelpunkt aller Betrachtungen zu den großen wirtschaftspolitischen Tagesfragen bildete im Monat Juli 1920 einmal die Spaakonferenz und zum andern Male die weltpolitische Lage in Osteuropa. Die Konferenz von Spaa sollte die zahlenmäßigen Verpflichtungen Deutschlands aus dem Friedensvertrag aufstellen, wobei die Festsetzung der Kohlenlieferungen von größter Bedeutung war. Die militärischen Erfolge Sowjetrußlands über die Polen ließen in Deutschland und Westeuropa erneut den Sammelruf gegen den Bolschewismus erschallen, ohne daß irgendwo eine bürgerliche Regierung eine wirklich befreiende Tat fertig bekäme. Demgegenüber muß nun aber bei Räterußland eine großzügige Initiative zur Regelung aller dringenden Fragen anerkannt werden. — Die genannten zwei Begebenheiten ließen der Oeffentlichkeit wenig Zeit, sich mit den sonst üblichen Tagesfragen zu beschäftigen, es wurde daher der allgemeinen wirtschaftlichen Entwicklung wenig Beachtung geschenkt. Diese hat sich auch im großen und ganzen wenig verändert, nur zeigen die Preise fast allenthalben wieder steigende Tendenz.

Die Berichte über die Ernteaussichten lauten für den Monat Juni im allgemeinen nicht so günstig, wie dies für die Vormonate der Fall war. Die Niederschläge waren recht ungleich verteilt. Während Norddeutschland und die bayerischen Landesteile südlich der Donau mit zum Teil überreichen Regenmengen bedacht wurden und Mitteldeutschland gerade noch hinreichende Niederschläge bekam, herrschte in West- und Süddeutschland mehr oder minder große Trockenheit, die den Halm- und Futterpflanzen im Wachstum ziemlich stark geschadet hat. Im allgemeinen wird das Sommergetreide besser beurteilt als die Winterfrucht. Bei Hafer ist in diesem Jahre mit einer wesentlich geringeren Ernte als 1919 zu rechnen. Der Stand der Kartoffeln und Zuckerrüben wird recht verschieden beurteilt. Späte Aussaat, mangelhafte Bodenbearbeitung, starke Verunkrautung und Schäden durch Nachtfröste haben oftmals nachhaltige Einwirkungen gezeitigt; gegenüber dem Vorjahr fallen die Noten etwas schlechter für die Berichtszeit aus. Die Heuernte war Anfang Juli noch allenthalben stark im Rückstande.

Zusammenhängende, zahlenmäßige Berichte über den Stand der Kohlenförderung werden bereits seit längerer Zeit nicht mehr der Öffentlichkeit unterbreitet. Es ist dies eigenartig. Solange man das jetzt wohl erledigte Schlagwort der Arbeitsunlust hörte, erschienen allenthalben statistische Berichte über den Stand der Produktion, die schwarz in schwarz malten. Nachdem sich einigermaßen eine objektivere Beurteilung der Produktionsverhältnisse durchgesetzt hat, lassen auch die amtlichen Stellen keinerlei Zahlenberichte mehr in die Öffentlichkeit gelangen. Will man der Entente die Orientierung dadurch erschweren? Das dürfte doch nur eine haltlose Begründung sein. — Das Kohlenabkommen von Spaa stellt für das deutsche Wirtschaftsleben eine schwere Belastung dar, weil wir selbst jede Tonne Kohle nötig haben. Man darf allerdings nicht die Friedensförderziffern zugrunde legen, um nach Abrechnung der verlorenen Gebiete das Bedarfssoll für die Gegenwart zu berechnen; denn man darf doch keineswegs verkennen, daß, wenn auch die Industrie gegenwärtig nur unzulänglich versorgt wird, sie die Friedensmengen nicht ohne weiteres verbrauchen könnte. Die Einhaltung der Lieferung von 2 Mill. Tonnen an die Entente hängt in der Hauptsache davon ab, inwieweit wir aus Oberschlesien Kohlen erhalten. Von außerordentlicher Bedeutung sind die finanziellen Wirkungen des Kohlenabkommens. Und da spielt die hohe Ziffer von monatlich 2 Millionen Tonnen eine recht bedeutende Rolle. Würde es uns möglich sein, einen gewissen Teil dieser Vertragslieferungen freihändig zu exportieren, so würden dadurch der deutschen Volkswirtschaft stattliche Summen zufließen. Die deutsche Delegation hatte gefordert, daß zwar der Gegenwert der Kohlen bis zur Höhe des deutschen Inlandspreises auf das Wiederaufbaukonto angerechnet werden soll, aber die Differenz zwischen dem Inlandspreis und dem Weltmarktspreis in bar zu zahlen sei. Ein Unterschied zwischen der mit der Bahn, zu Wasser (auf den Flüssen) oder auf dem Seewege beförderten Kohle wurde nicht gemacht. Die getroffenen Vereinbarungen ließen es aber dabei, daß für die Lieferungen, die über den Seeweg gehen, der deutsche oder der englische

Ausfuhrpreis in Anrechnung kommt; das wäre der ungefähre Weltmarktspreis. Für die nicht auf dem Seewege beförderte Kohle soll eine Prämie von 5 Goldmark für die Tonne in bar gezahlt werden. Der Überpreis soll zum Erwerb von Lebensmitteln für die deutschen Bergarbeiter verwendet werden. Die Differenz zwischen In- und Auslandspreisen wird mit Vorschüssen bezahlt. Es ist dies ein kurzfristiges Kreditabkommen, wobei sich anscheinend die Entente jederzeit das Kündigungsrecht vorbehalten will. Der gegenwärtige Inlandpreis für Ruhrkohle beträgt einschließlich Kohlen- und Umsatzsteuer im Durchschnitt 200 Mk. für die Tonne. Es sind demnach Kohlen im Werte von monatlich 400 Mill. Mk. an die Entente zu liefern, die nur verrechnet werden. Den Zechen müssen aber diese Lieferungen aus der Reichskasse bezahlt werden. Um diese Summe vermehrt sich also pro Monat unsere Reichsschuld. Es bleibt hiernach nur bei der buchmäßigen Abtragung unserer Kriegsschuld. Nach der dem Reichstag zugegangenen Denkschrift beträgt die Gutschrift auf das Reparationskonto insgesamt 117,625 Mill. Goldmark. Das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat hat beim Reichskohlenverband eine sehr erhebliche Erhöhung der Kohlenpreise beantragt. Des Raummangels wegen soll hierauf bei der nächsten Gelegenheit zurückgekommen werden.

Während die Eisen- und Stahlpreise Rückgänge von durchschnittlich 10—15% aufweisen, haben die Metallpreise im allgemeinen Ende Juli eine erneute Aufwärtsbewegung erfahren. An der Berliner Metallbörse wurden folgende Kurse notiert:

	21. Mai	25. Juni	27. Juli
Elektrolytkupfer wire bars	1923	1605	1781
Raffinadekupfer 99—99,3%	1325—1375	1025—1050	1200—1250
Original Hüttenweichblei	500—525	425—450	485—500
Hüttenrohzink: Preis im freien Verkehr	550—575	525	620—630
Original Hüttenaluminium 98—99% in gekerbten Blöckchen	2900—3000	2300	2250
Zinn, Banca Straits, Billiton	5000—5200	4000	4400—4500
Reinnickel	4000—4200	3600—3800	3500—3600
Antimon Regulus	960—950	700—750	850—885

Die Situation am Häute- und Ledermarkt scheint gegenwärtig für die Geschäftswelt etwas lebhafter zu sein. Die letzten Häute- und Fellversteigerungen haben fast durchweg eine Aufwärtsbewegung in Großviehhäuten und zum Teil auch für Kleintierfelle gebracht. Ob diese neuerliche Preissteigerung aber von Bestand sein wird, erscheint zunächst auf jeden Fall unwahrscheinlich und werden darüber die nächsten Auktionen abzuwarten sein. Die immer noch anhaltende Geschäftsstille in fast allen Branchen, die Verhandlungen von Spaa und weiter die ungünstige Lage der polnischen Heere tragen mit dazu bei, die Zurückhaltung der Käufer zu stärken. Trotzdem dürfte mit so erheblichen Preisschwankungen, wie dies in den letzten Monaten der Fall war, nicht mehr zu rechnen sein. In der Lederindustrie fehlt es noch immer an Absatz von Fertigfabrikaten und dies trifft in erster Linie für die Schuhindustrie zu. Bevor man nicht ernstlich daran denkt, die Kriegspreise weiter abzubauen, wenigstens soweit, daß es dem Publikum möglich gemacht wird, die Ausgaben für Schuhwaren mit dem Einkommen in Einklang zu bringen, wird diese Zurückhaltung im Einkauf auch anhalten. Die neuerliche Schließung einer Reihe von Schuhfabriken dokumentiert die Lage recht deutlich. Es ist nicht zu verkennen, daß man bestrebt ist, die Waren zurückzuhalten, um bessere Zeiten abzuwarten.

Die Aufwärtsbewegung der deutschen Valuta scheint nun zum Abschluß gekommen zu sein. Obwohl sogar in den kritischen Spaatagen die Mark eine recht günstige Bewertung erzielte muß doch gegenüber dem Vormonat festgestellt werden, daß ein Rückgang eingetreten ist. Die deutschen Devisen wurden folgendermaßen notiert:

	Amsterdam	Stockholm	Zürich
Ende Januar	3.12½	7.50	6.80
„ Februar	2.72½	5.40	6.15
„ März	3.70	6.45	7.90
„ April	4.85	8.20	9.80
„ Mai	6.05	10.25	11.10
„ Juni	7.47½	12.—	14.30
„ Juli	6.95	11.25	—

Im selbstverständlichen Gegensatz dazu bewegen sich die Auslandswerte an den deutschen Börsen. Hier ist allgemein eine Steigerung zu verzeichnen. Gegenwärtig gleicht das Kursniveau der fremden Noten ungefähr dem vom Ende Mai 1920.

Geschichtliche Rundschau XIX.
Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Einer sehr dankenswerten Aufgabe hat sich der als politischer Schriftsteller bestens bekannte Gesandte a. D. L. Raschdau unterzogen, indem er „Die politischen Berichte des Fürsten Bismarck aus Petersburg und Paris (1859—1862)" der Öffentlichkeit zugänglich gemacht hat. Das zweibändige, geschmackvoll ausgestattete Werk ist im Verlage von Reimar Hobbing in Berlin erschienen. Mit dieser Veröffentlichung schließt sich die letzte Lücke, die bisher in unserer sonst so ausführlichen und zahlreichen Bismarckliteratur klaffte; die Jahre der Tätigkeit des großen Kanzlers als Gesandter in St. Petersburg und Paris waren bis jetzt von der Literatur stiefmütterlich behandelt worden. Diesem Mangel ist nunmehr durch Raschdau abgeholfen worden. Fast beide Bände dieses Werkes sind durch die Berichte von der Newa ausgefüllt, kaum mehr als ein Dutzend stammen aus der französischen Hauptstadt. Im Mittelpunkt der europäischen Politik stand während der ersten Zeit von Bismarcks Tätigkeit am Zarenhofe die italienische Frage, der Krieg zwischen Sardinien und Österreich um die Po-Ebene. Aus den Berichten Bismarcks an Schleinitz, dem damaligen Minister des Äußeren, und an den Prinzregenten ersehen wir, wie oft der allgemeine europäische Krieg an einem seidenen Faden gehangen hat, wie schwer die Kriegsgefahr, namentlich infolge der Haltung Frankreichs, auch besonders über Preußen und die übrigen Bundesstaaten lastete. Diese Gefahr für Preußen abzuwenden, galt die ganze Sorge Bismarcks, da er voraussah, daß der Krieg in Italien nur lokalisiert bleiben könne, wenn die deutschen Bundesstaaten nicht für Österreich das Schwert zogen. Mit großem Interesse folgt man den einzelnen Phasen der Ver- und Entwicklung der politischen Fäden, die heute noch um so interessanter wirken, als man beim Lesen dieser Berichte immer wieder an das Jahr 1914 erinnert wird, mit dem sich in politischer Hinsicht manche Parallele ziehen ließe, nur mit dem Unterschiede, daß wir 1914 leider keinen Bismarck hatten, der es verstand, die drohenden Wellen zu beschwichtigen und den Krieg, wenn er nun wirklich unvermeidlich geworden war, zu lokalisieren. — Nach Abflauung der italienischen Krise beschäftigen sich die Berichte des Gesandten hauptsächlich mit der polnischen und schleswig-holsteinschen Frage, beides Probleme, die auch heute wieder im Mittelpunkt des politischen Interesses stehen, bezw. bis vor kurzem noch standen. Wir folgen alsdann Bismarck nach Paris. Wie bereits bemerkt, sind seine Berichte von dort nicht zahlreich, und sie sind auch nicht mit jener Liebe zur Politik geschrieben wie diejenigen aus Petersburg. Bismarck fühlte sich nach seiner Tätigkeit in Petersburg, wo er bei dem allgemeinen Vertrauen, das er insbesondere beim Zaren genoß, und das ihm auch späterhin stets gewahrt blieb, ersprießliche Arbeit hatte leisten können, am Seinestrand nicht wohl, wo ein starkes Mißtrauen gegen Preußen seit der italienischen Krise zurückgeblieben war. Die Fragen, die während seiner nur kurzen Tätigkeit auf dem Pariser Posten auftauchten, waren ja auch nicht so wichtige für Preußen wie die der vergangenen Jahre. Die mexikanische, serbische und einige andere Fragen bilden den Inhalt der Berichte aus Paris, Fragen, die das Interesse Bismarcks nur wenig fesselten.

Fassen wir die Berichte zusammen, so zeigt sich schon in ihnen die außerordentliche staatsmännische Begabung des späteren ersten Kanzlers des deutschen Reiches. Sachlichkeit und Kenntnisreichtum, scharfes Erfassen der springenden Punkte und des zu erstrebenden Zieles zeichnen alle Berichte in gleicher Weise aus. Kurzum sie könnten ein Lehrbuch sein für unsere heutigen Diplomaten und Politiker, das ihnen Antwort geben wird auf die — leider — vielen von ihnen schleierhafte Frage: Was ist Politik?

Noch ein weiteres hochinteressantes Bismarckbuch ist bei J. G. Cotta in Stuttgart erschienen: „Bismarck-Erinnerungen" von Freiherrn Lucius von Ballhausen, der von 1879—1890 Landwirtschaftsminister war. Mit dem Reichskanzler, wie er selbst sagt, „nicht nur politisch, sondern auch persönlich treu befreundet", seit 1870 den Parlamenten, seit 1879 dem preußischen Staatsministerium angehörig, in steter Fühlung mit Bismarck, war Lucius in der Lage, den Altreichskanzler in seiner amtlichen Tätigkeit und in seinem Privatleben genau kennen zu lernen und ihm als Mensch und Persönlichkeit näherzutreten. So zahlreich die Bismarck-Literatur bereits ist, immer wieder findet man etwas Neues, irgend einen neuen Zug, den man bis dahin an dem größten Staatsmann des 19. Jahrhunderts übersehen hatte. Alle Freunde des großen Kanzlers werden deshalb auch

diese Erinnerungen des Ministers von Lucius mit Freuden begrüßen, die in schlichter Form auf Tagebuchnotizen basierend, uns Bismarck als Mensch und Politiker schildern. —

Ein groß angelegtes Werk über das „Land der tausend Seen" — „Finnland im Anfang des XX. Jahrhunderts" ist im Auftrage des Ministeriums der Auswärtigen Angelegenheiten in Helsingfors herausgegeben (Druckerei der finnischen Literaturgesellschaft). Es ist die erste zusammenhängende Darstellung über das Finnland der neuesten Zeit und sein erst vor kurzem befreites Volk, die in deutscher Sprache erscheint. Eine ganze Anzahl hervorragender finnischer Wissenschaftler haben Beiträge zu diesem großen Sammelwerke geliefert, das über alle Fragen Auskunft gibt, die man zu wissen wünscht. Land und Volk, Wirtschaftsleben und Kultur, Geschichte und Verfassung, alles ist mit der gleichen Gründlichkeit und Ausführlichkeit bearbeitet. Einen breiten Raum nimmt das Kapitel „Wirtschaftsleben" ein, in dem man wohl alles findet, was an wissenswertem auf diesem Gebiet in Finnland vorhanden ist. Gerade deswegen wird dieses Werk auch für die Praxis ein gutes Nachschlagewerk abgeben für alle, die mit dem neuen Finnland zu tun haben; aber auch alle diejenigen, die während des Krieges Gelegenheit hatten, das Land der tausend Seen kennen zu lernen, werden in ihm viel Interessantes finden und es mit Vergnügen lesen. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß das Werk mit zahlreichen interessanten Bildbeilagen geschmückt ist, die den Wert des Buches nicht unwesentlich erhöhen. —

Bei der Vereinigung wissenschaftlicher Verleger in Berlin ist der 2. Band der „Geschichte der Aufteilung und Kolonisation Afrikas seit dem Zeitalter der Entdeckungen" von Professor P a u l D a r m s t a e d t e r erschienen. Der erste Band, der bereits vor dem Weltkriege veröffentlicht worden war, behandelte die Zeit von 1415—1870; der soeben erschienene zweite Band führt die Geschichte der Aufteilung Afrikas weiter bis in die neueste Zeit, bis zum Raub der deutschen Kolonien durch die Alliierten im Friedensvertrage von Versailles. Der Verfasser zeigt, wie die Wertschätzung des schwarzen Erdteils in der Meinung der europäischen Völker im Laufe der Zeiten eine verschiedene gewesen ist, je nachdem, welche kolonialpolitische Auffassung gerade vorherrschte, und daß dadurch der mehr oder minder schnelle Gang der Aufteilung bestimmt wurde. Nach einem kurzen Rückblick auf die Vorherrschaft der Portugiesen in Afrika im 15. und 16. Jahrhundert, zeigt Darmstaedter, wie im Laufe der beiden folgenden Jahrhunderte Afrika immer mehr den Charakter eines Sklavenmarktes annahm, wie fast sämtliche Staaten Europas, Niederländer, Engländer und Franzosen, ja sogar Schweden und Österreicher Kolonien an den afrikanischen Küsten erwarben, teils — an der Westküste — um den einbringlichen, schwunghaften Sklavenhandel zu betreiben, teils um Etappen zu gewinnen auf dem Wege nach dem am meisten begehrten Lande: Indien. Um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts beginnt dann der Wettlauf Frankreichs und Englands um die Erwerbung von Kolonien; den Sieg behält England, das in den napoleonischen Kriegen sein Schäfchen ins Trockene gebracht und besonders durch die Einbehaltung der holländischen Kolonien in Südafrika einen außerordentlich reichen Kolonialbesitz erlangt hatte. Der erste Band schließt mit dem Jahre 1870 ab, das einen wichtigen Wendepunkt in der Geschichte Afrikas bildet, wie der Verfasser sich in seinem Vorwort ausdrückt. Der zweite Band schildert dann die Geschichte der letzten 50 Jahre. Er enthält vor allem auch den Eintritt Deutschlands in die Reihe der Kolonialreiche und den Kampf Englands und Frankreichs um die Nordostecke des schwarzen Erdteils: Ägypten. Das Werk ist wohl das Beste, das wir auf diesem Gebiete in deutscher Sprache bis jetzt besitzen; es bietet eine Fülle interessanten Stoffes, dessen Kenntnis von größter Wichtigkeit ist. Wenn Deutschland auch augenblicklich aus der Reihe der Besitzer afrikanischen Bodens ausgeschieden ist, so verdient die Kenntnis seiner Geschichte doch auch weiterhin volle Beachtung. Können wir doch aus ihr so manches lernen, was späterhin vielleicht von Wert für uns werden kann; denn, wie der Verfasser am Schluß seines Werkes sagt: „Die Aufteilung Afrikas, wie sie in Versailles beschlossen wurde, wird ebensowenig von Dauer sein wie die Aufteilung Europas".

Den Heldenkampf um Deutschlands letzte Kolonien schildert uns der Oberleutnant z. S. R i c h a r d W e n i g in seinem geradezu glänzend geschriebenen Buche „Kriegs-Safari", das im Verlage von August Scherl (Berlin) erschienen ist. Es behandelt die letzte Phase dieses selbst von unseren

Gegnern anerkannten Kampfes Lettow-Vorbecks und seiner kleinen Heldenschar gegen einen vielfach überlegenen Feind. In anschaulicher Weise weiß der Verfasser diese Kriegszüge durch Ostafrikas Steppen und Wildnisse dem Leser vor Augen zu führen, versteht er es, stimmungsvolle Naturschilderungen, seltsame Jagderlebnisse und humorvolle Beobachtungen aus dem Lagerleben zu verbinden mit den mühevollen abenteuerlichen Kampfmärschen durch unsere Kolonie und seine Nachbarländer. Ein hervorragender Erzähler und feiner Beobachter, fesselt Wenig den Leser von der ersten Seite seiner Schilderungen bis zur letzten durch seine packende Erzählergabe, und jeder, der das Buch zur Hand genommen hat, wird voll Begeisterung und Anerkennung dem Verfasser bei seinen Schilderungen bis zum Kriegsende folgen, wo die unbesiegte kleine Schar vor dem Gegner infolge der unglücklichen Wendung in Europa die Waffen vor dem Feinde strecken mußte.

Lyrische Rundschau.

Von Dr. Walter Meckauer.

Arthur Silbergleit ist in diesen Blättern kein Fremder. Auszüge aus seinen Werken, Gedichte, schlichte Malereien wurden hier mehr als einmal veröffentlicht. Ich selbst habe wiederholt auf sein Schaffen, das nicht alltäglich ist, hingewiesen. Eigenartig ist nur die Verknüpfung des Begriffes einer „Rundschau" mit einem neuen Buch dieses Dichters. Es paßt so garnicht zu dem stillen Wesen seiner Schauensseele. Gibt es überhaupt „lyrische Rundschauen?" Wenn es welche gibt, so sollte es doch keine geben. Man kann sich politisch, wirtschaftlich, wissenschaftlich, ja literarhistorisch schnell orientieren (Überblick) dadurch, daß man die letzten Erscheinungen Revue passieren läßt. Aber Lyrik? — Entweder bedeutet sie etwas — dann ist sie einmalig, unduldsam gegen Fremdes, und läßt sich nicht mit Anderem zusammensperren; oder sie ist Durchschnitt, dann ist auch der Raum, der ihr in einer Sammelbesprechung zufällt, noch zu kostbar. Ich habe daher ein besonderes Verfahren gewählt und schreibe eine „Rundschau" über ein einzelnes Buch, dank der Redaktion, die dem Können Silbergleits gern diesen Vorzug einräumt.

Sein neues Buch „Der verlorene Sohn" (Eigenbrödler-Verlag, Berlin) bedeutet in der Tat einen Markstein in der lyrischen Literatur unserer Tage. In hellen und dunklen Farben hat Arthur Silbergleit eine neue Prägung epischer Lyrik geschaffen, die in ganz eigner Weise Seele und Erleben spiegelt. Wer kann das sonst in der lebenden Generation? Mit besonderer Freude erkennt man, daß Menschliches sich auch heute noch in wohlgebauten Versen aussprechen kann, selbst wenn sie so „formal schön" oder, wie das gewisse „Neuethiker" heute zu nennen belieben, so „illusionistisch" sind wie die Silbergleits. Menschliches webt und weht, blutet, klagt und singt aus allen Rhythmen, die ein heißes, bildnerisches, aber zartes Temperament heraufwühlt. Das uralte Leid des „enfant perdu", dem seit Heine und Verlaine so mancher Wort und Gestalt verlieh, lebt neu, wie am ersten Tage, auf. Schicksalhaft, lebensschwer. Befreit von der zeitlichen Gewöhnung, die Menschliches immer wieder verdunkelt, bis es einer, der es wahrhaft erfühlt und erleidet, zu neuer, d. h. alter Tragik erweckt.

Man gehe nicht an diesem Buche vorüber, auch wenn man sonst den lyrischen Erzeugnissen unserer Tage ablehnend gegenübersteht!

Literarische Rundschau.

Von Prof. Dr. Heinrich Brömse.

Allbekannt ist die Klage darüber, daß das Lustspiel in Deutschland nur zu spärlicher Blüte gediehen ist. Nur wenige, freilich um so wertvollere Werke erheben sich über die harmlose Posse oder üble Scherze nach fremdem Muster. Aber gerade die Klage beweist das dem Deutschen innewohnende tiefe Gefühl für das Wesen des echten Lustspiels. Wir verlangen Besseres als das, was manchen anderen Völkern genügt: in den dargestellten Menschen mehr als Spaßmacher oder Dummköpfe, in der Handlung mehr als Witze, Verwechslungen, Anulkereien und heitere Zufälligkeiten. Wir fordern ganzes Menschentum, Innerlichkeit, fordern eine Handlung, die sich aus den Charakteren entwickelt, in der sich diese auswirken und, durch eigenartige Geschicke auf die Probe gestellt, die heitere Seite von Welt und Menschentum an bezeichnendem Einzelfall miterleben lassen. Der tragische Held gräbt sich selbst sein Grab, der komische gibt sich selbst der Lächerlichkeit preis. Es gibt andere Arten des Lustspiels; die hier angedeutete scheint mir dem deutschen Geist am meisten zu entsprechen. Der enge Zusammenhang des Lustspiels mit dem Trauerspiel ist für diese Auffassung wesentlich. Er ist am

hellsten in Erscheinung getreten bei dem größten Dramatiker germanischen Stammes, bei Shakespeare, und es ist mir immer als eine sonderbare, in ihm ganz zur Wahrheit gewordene Zukunftsschau erschienen, wenn es am Ende von Platos „Gastmahl" heißt, daß Sokrates die Gefährten „nötigen wollte einzugestehen, es gehöre für einen und denselben, Komödien und Tragödien dichten zu können, und der künstlerische Tragödiendichter sei auch der Komödiendichter."

Bei Shakespeare ist gleich andern deutschen Dramatikern auch der bisher erst wenig, zu wenig beachtete Otto Hinnerk in die Schule gegangen. Nicht nur im allgemeinen, im Geist und Ton, sondern auch in der besonderen Gestaltung der Charaktere und des Schicksals läßt sein neues „Lustspiel in fünf Akten" „Der Liebesgarten" (Heidelberg, Hermann Meister) dies erkennen, ohne übrigens eigenartiger Prägung zu entbehren. Insbesondere erinnert es an „Das Wintermärchen". Hier wie dort ein Fürst, der auf falschen Verdacht hin die Gattin verstoßen hat, nach langer Leidenszeit durch wunderliche Fügung neu mit ihr vereinigt wird und reumütig und beglückt den alten Bund erneuern kann. Hier wie dort ein Prinz, der sich in ein Mädchen aus dem Volke verliebt. In dieser zweiten Handlung besonders liegt das Eigenartige des Hinnerkschen Werkes. Das Mädchen ist nicht wie bei Shakespeare eine verkappte Prinzessin, das Liebesspiel wird zu blutigem Ernst, führt zum Kampf mit dem Mann aus dem Volk, der das erste Anrecht hat, und das versöhnte Elternpaar tritt zur rechten Zeit hinzu, um auch hier Frieden zu stiften, und alles zum guten, heitern Ende zu führen. Der Kernpunkt des Stückes aber ist dies, daß der Fürst voll Zorn und Gram über den vermeintlichen Treubruch der Gattin den Bereich seines Wohnsitzes jedem weiblichen Wesen bei Todesstrafe verboten hat, daß er den Sohn in einem Gefühl des Hasses und der Verachtung gegen die Frauen erziehen läßt, und gerade das Gegenteil erreicht. Die Hofleute, die Erzieher, der Prinz verfallen weiblichem Zauber, und ein seltsamer Zufall läßt die verschollene Gattin unter fremdem Namen an dem ihr unbekannten Platz Zuflucht suchen und den Gatten wiederfinden. So wird der verbotene Bezirk zum Liebesgarten. Der Leitgedanke ist anschaulich und sinnvoll durchgeführt, die Geschichte von der Entzweiung und Versöhnung des Elternpaares wohl zum Teil etwas matt und schleppend, die vom Prinzen und seiner Umgebung um so munterer. Sonnige Heiterkeit liegt oft über dem Werk; oft philosophischer Tiefsinn ihm zugrunde.

Den Inhalt des „fröhlich-ernsten Spiels" von Robert Precht „Die Nacht der Jenny Lind" (Berlin, Spiegel-Verlag) bildet das Gastspiel der berühmten Sängerin in Göttingen und ihr kurzer Liebesroman mit dem damaligen Studenten, später nicht minder berühmten Forscher Theodor Billroth. Ansprechend ist die Darstellung der Umwelt, des Studententreibens (wenn hier auch wohl im Tatsächlichen einige Fragezeichen angebracht sind), des Professorenlebens in der Biedermeierzeit, das ganze Drum und Dran der Handlung. Stört aber hier schon eine gewisse Breite, so noch mehr in der Haupthandlung, die in kühnstem Höhepunkt gipfelt. Traum und Rausch werden in zu umständlicher und begrifflicher Aussprache der Liebenden durchdacht, erklärt, gerechtfertigt. Es scheint mir, daß sich diese Haupthandlung im Äußeren wie im Inneren mehr für eine erzählende als eine dramatische Dichtung geeignet hätte.

Gustav Wilhelm hat zwei politisch-satirische Dichtungen von Bauernfeld neu herausgegeben, mit Anmerkungen versehen und ein aufschlußreiches Nachwort über die politische Stellung des Verfassers und die besondere Geschichte und Bedeutung dieser Werke hinzugefügt. Es handelt sich um das „phantastische Drama" „Die Republik der Tiere", das im April 1848 entstanden ist und im gleichen Jahre zum erstenmal veröffentlicht wurde, und um das bisher noch unveröffentlichte im August 1849 geschriebene „politisch-phantastische Zauberspiel" „Die Elfen-Konstitution" nach der in der Bibliothek der Stadt Wien aufbewahrten Handschrift. (Wien u. Leipzig, Ed. Strache, 1919.) Alles ist höchst geistvoll, treffend, von überlegenem Humor erfüllt und wieder sehr zeitgemäß. Merkwürdig und störend erscheint mir bei dem ersten (bedeutenderen) Werk nur, wie wenig das natürliche Wesen der auftretenden Tiere oft mit der ihnen übertragenen menschlich-politischen Rolle zu tun hat. Jedenfalls sei die sorgfältige und geschmackvolle Neuausgabe dankbar begrüßt.

Von politisch sinnbildlicher Bedeutung ist im Kern auch die erzählende Dichtung „Die Pest in Tulemont", Geschichte einer Katastrophe von Walter Harich, (Berlin, Erich Reiß, 1920). Plötzlich bricht aus unerkannten Ursachen in einer blühenden üppig reichen See- und Handelsstadt die Pest aus. Das Gebiet wird von der ganzen übrigen Welt abgesperrt. Jahre-

lang — von einem Tag im August bis zu einem Tag im November — wütet die mörderische Seuche, bis sie alles vernichtet, bis die Letzten, ehe sie von der Krankheit hingerafft oder bei einem Fluchtversuch von den Nachbarn hingemordet werden, im Wahnsinn die eigene Stadt zerstören. Nur zwei oder drei Überlebende entkommen. Einer von ihnen erzählt die entsetzliche Geschichte. Manches ist sowohl in der eigentlichen Erzählung wie auch in der sinnbildlichen Beziehung packend, auch der eingeflochtene persönliche Liebes- und Leidensroman des Helden oft ergreifend, aber im ganzen scheint mir das Bild für das, was es bedeuten soll, nicht auszureichen, sodaß es vielfach gezwungen wirkt. Auch wird wohl die Breite der Schilderung gelegentlich lästig. Dennoch ist eigenartige Kraft unverkennbar.

Die Heldenlieder der Edda haben einen neuen Übersetzer gefunden, Rudolf John Gorsleben, („Die Edda, Heldenlieder." München-Pasing, Verlag Die Heimkehr, 1920). Die Verdeutschung ist leicht verständlich, von künstlerischem Gefühl getragen und wohlgeeignet, weitere Kreise zu diesen kostbaren Denkmälern altgermanischer Dichtung zu führen. Fremdartiges wird zum Teil unterdrückt, zum Teil durch Namengebung aus der deutschen Sprache und Sagenüberlieferung vertraut gemacht. Sigurd wird zu Siegfried, Gjuki zu Gibich, Atli zu Etzel, der Myrkwid (Dunkelwald) zum „finstern Forst" oder zum Schwarzwald. Die Neudichtung wahrt den Stabreim, ohne sich gar zu ängstlich von ihm fesseln zu lassen. Die Verse zeigen im ganzen anapästischen Gang. Vergleicht man die Übertragung mit der besten bisher vorliegenden, der von Felix Genzmer, so zeigt sie oft Anklänge an diese, unterscheidet sich aber von ihr besonders durch größere Ebenmäßigkeit und Glätte der Verse und durch das Bestreben, dem Verständnis und Geschmack heutiger Leser näher zu kommen. Sie ringt nicht, wie Genzmers Übertragung, mit der Silbenkargheit des Urtextes, was Andreas Heusler dem Vorgänger nachrühmt, ist oft gefälliger, gibt aber, wie mir scheint, dafür etwas von der Wucht der Vorlage preis. Ein beliebiges Beispiel (aus Gudruns Klage):

Bei Genzmer heißt es:

Einst begehrte Gudrun zu sterben:
Bei Sigurd saß sie sorgenvoll:
Sie schluchzte nicht, schlug nicht die Hände,
Sie weinte nicht wie Weiber sonst.

Gorsleben übersetzt:

Einst war es, daß Gudrun begehrte
zu sterben,
Saß sorgenverstummt über Siegfrieds
Leiche,
Und konnte nicht weinen, noch schlug
sie die Hände,
Und jammerte garnicht wie jegliche
Frau.

Knappe Einleitungen sagen das Nötigste. Die Sprüche und Götterlieder der Edda sollen folgen.

Rudolf Krauß veröffentlicht eine Blütenlese von Kernsprüchen Friedrich Theodor Vischers, des großen Ästhetikers, des markigen Deutschen (Aussprüche des Denkers, Dichters und Streiters. Stuttgart, Julius Hoffmann.) Es sind mehr als Gedankensplitter, weil sie auf dem Grunde einer einheitlichen und machtvollen Weltanschauung beruhen, es sind Worte, die auch heute noch lebensfrisch, tröstend und aufrüttelnd wirken, heute beim Wiederaufbau deutscher Art und Bildung besonders kräftig wirken können. Daß auch Vischers äußerer Lebensgang in einzelnen Aussprüchen vorgeführt wird, erscheint seltsam. Das Werk gliedert sich in die Abschnitte: Vischer als Persönlichkeit, Staatenleben und Volkstum, Religion und Lebensweisheit, Ästhetik. Ein genaues Quellenverzeichnis ist beigefügt. Die inhaltlich reiche, wohlgeordnete Sammlung, die auch in schönem Gewande auftritt, sei bestens empfohlen.

Otto Schraders rühmlich bekanntes Buch „Vom papiernen Stil" hat schon die neunte Auflage erlebt (Leipzig, B. G. Teubner, 1919). Die kampffrohe Rede gegen den „Papiernen", der den Geist der mündlichen Sprache nicht kennt und sich eine „sozusagen optische Sprache" zurechtmacht, ist noch immer wert gelesen und beherzigt zu werden. Die Aufsätze über den Gebrauch und Mißbrauch des Fürworts „derselbe" und über den Hiatus sind noch immer willkommene Ergänzungen voll reicher sprach- und literaturgeschichtlicher Belehrung. Zu dem Erfolg des Buches scheinen mir neben der wissenschaftlichen Gründlichkeit besonders zwei Eigenschaften beigetragen zu haben: der Eindruck, daß hier nicht einzelne Lehren gegeben werden, sondern daß hinter ihnen eine geistvolle und warmherzige Kultur- und Weltanschauung steht, und der lebhafte, fröhliche Ton, der niemals das Gefühl der Trockenheit aufkommen läßt. Vielleicht sind die fesselnden Betrachtungen, die wohl einige Uebertreibungen enthalten, im ganzen aber gewiß das richtige treffen,

heute wieder besonders zeitgemäß zu nennen, da wir es täglich erleben, daß Sprachverrenkungen, „wie man sie im Munde eines frischen Menschen nicht denken kann", als künstlerische Offenbarungen angestaunt und nachgeäfft werden.

Literarwissenschaftliche Rundschau.

Neue Bücher von Walter Meckauer.

Das furchtbare, grundaufwühlende Ereignis des Weltkrieges konnte, wie auf das gesamte Kulturleben, so auch auf die deutsche Literatur nicht ohne tiefgreifenden Einfluß bleiben. Gewaltiges, Wunderbares haben wir erlebt, Dinge geschahen, die aller menschlichen Logik und Voraussicht Hohn zu sprechen schienen; der Sinn des Menschen, dem der irdische Boden unter den Füßen schwankte, mußte zum Übernatürlichen seine Zuflucht nehmen. Dementsprechend ist auch die jüngste Literatur unter das Zeichen teils des Romantisch-Mystischen, teils des Renaissancehaft-Gewaltigen gestellt, nachdem sich schon vor dem Kriege bedeutsame Spuren davon gezeigt hatten. Einen hervorragenden und vielversprechenden Vertreter und Verkünder hat unsere jüngste deutsche Literatur in Walter Meckauer gefunden. Meckauer ist von der Philosophie hergekommen. Auf gediegener philosophischer Grundlage beruht auch seine Schrift: „Wesenhafte Kunst" (Delphin Verlag, München). Ausgehend von der „ästhetischen Idee" bei Kant, sucht er in einer Darstellung, deren logische Folgerichtigkeit und Geschlossenheit vollste Anerkennung verdient, das Wesen der Kunst und des Kunstwerkes zu erklären. Er entwickelt die Entstehung des künstlerischen Werkes von dem ersten Aufkeimen der Idee beim Künstler an bis zur letzten stofflichen Ausführung, nicht ohne hierbei beherzigenswerte Fingerzeige für die Beurteilung des einzelnen Kunstwerkes, wie insbesondere der neueren Kunstrichtungen als solcher zu geben. — An E. T. A. Hoffmann erinnern Meckauers Novellen: „Begegnungen mit einem Faun" (Kurt Vieweg's Verlag, Leipzig); doch gehen sie an künstlerischer Gestaltung über Hoffmann insofern hinaus, als sie mit dem Grausig-Sonderbaren der Handlung die psychologische Einfühlung und Ausdeutung verknüpfen. So werden die Figuren unserer Teilnahme menschlich näher gerückt, das Wunderbare in den Bereich des Begreiflichen und Erklärbaren erhoben. Besonders „Der Brand von Orvieto" ist als ein kleines Meisterwerk feiner pathologischer Analyse zu bewerten. — Den Höhepunkt der bisherigen Meckauerschen Dichtkunst bezeichnet sein Drama „Der blonde Mantel. Eine legendäre Handlung in 3 Akten" (Norddeutscher Verlag für Literatur und Kunst, Stettin). Auf dem mystischen Untergrunde dieser legendären Handlung erheben sich die scharfgezeichneten Persönlichkeiten kraftvoller, impulsiver Renaissancemenschen und ergeben so ein Gewebe eigenartigen, packenden Reizes. Voll symbolischer Tiefe, durchdrungen von frisch und kräftig pulsierendem Leben, aufgebaut in zwingender logischer Notwendigkeit der Charaktere und seelischen Entwickelungen hinterläßt das auch sprachlich schöne Werk — mögen auch einzelne Szenen nicht ganz ausgeglichen, einzelne Vorgänge nicht ganz klar erscheinen — beim Leser einen nachhaltigen Eindruck und dürfte ebenso auf der Bühne seine Wirkung nicht verfehlen. — In dem Buche „Das glückhafte Schiff" (Norddeutscher Verlag für Literatur und Kunst, Stettin) hat Meckauer drei Lustspiele des 17. Jahrhunderts zusammengestellt: „Der praktische Bauer" (nach einem Pickelhäringsspiel der englischen Komödianten in Deutschland); „Horribilicribrifax" (nach Andreas Gryphius); „Kolben und Zapfen" (nach Christian Weise und Martin Opitz). Die Stücke sind einer vollständigen Neubearbeitung unterzogen, z. B. der Horribilicribrifax aus 5 weitschweifigen Akten durch Beseitigung alles unnötigen Ballastes auf einen einzigen Akt zusammengezogen, um sie auch unserem heutigen Geschmack genießbar und bühnenfähig zu machen. Das ist um so eher gelungen, als die Schwächen und Laster der Menschen durch den Lauf der Jahrhunderte hindurch immer die gleichen geblieben sind, so daß auch der Humor und die Satire, mit denen sie gegeißelt werden, heut noch ebenso wie vor dreihundert Jahren wirksam sind. Namentlich den Nachkommen der Narrenkolben- und der Tannenzapfenzunftgenossen können wir gerade heutigen Tages noch oft genug begegnen.

S. B.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Für den volkswirtschaftlichen Teil: Dr. jur. Emil Erich Hölscher, Berlin-Zehlendorf, Sophie-Charlottestr. 20 (Fernruf Zehlendorf Nr. 1017). — Für den Inseratenteil: Karl Vater, Breslau 10. — Druck und Verlag: Schlesische Buchdruckerei- und Verlagsgesellschaft m. b. H. (Karl Vater & Co.), Breslau 10, Matthiasstraße 12 (Fernruf Amt Ring 11822).